

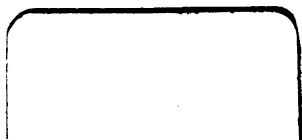
A 603888

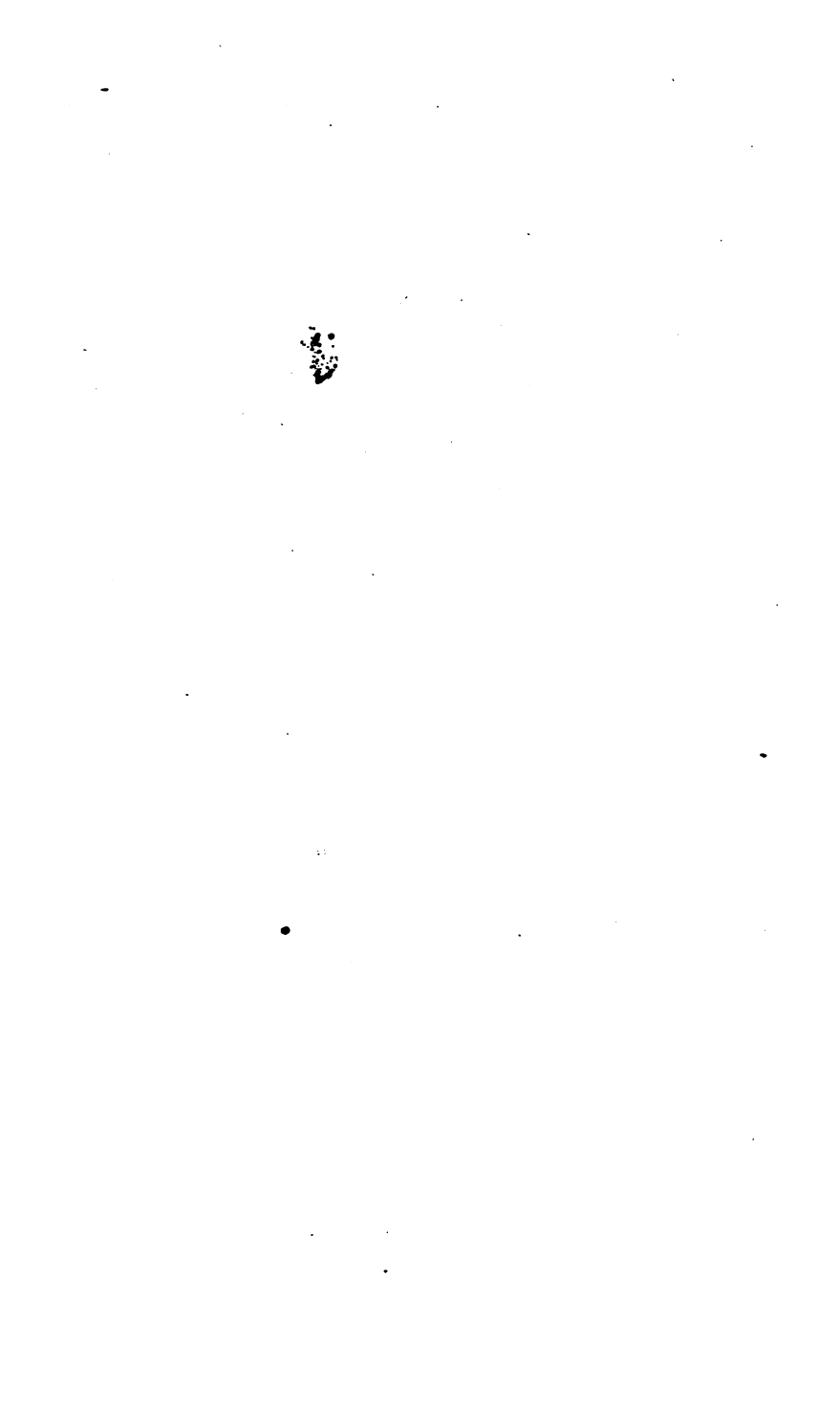
PROPERTY OF
*University of
Michigan
Libraries*

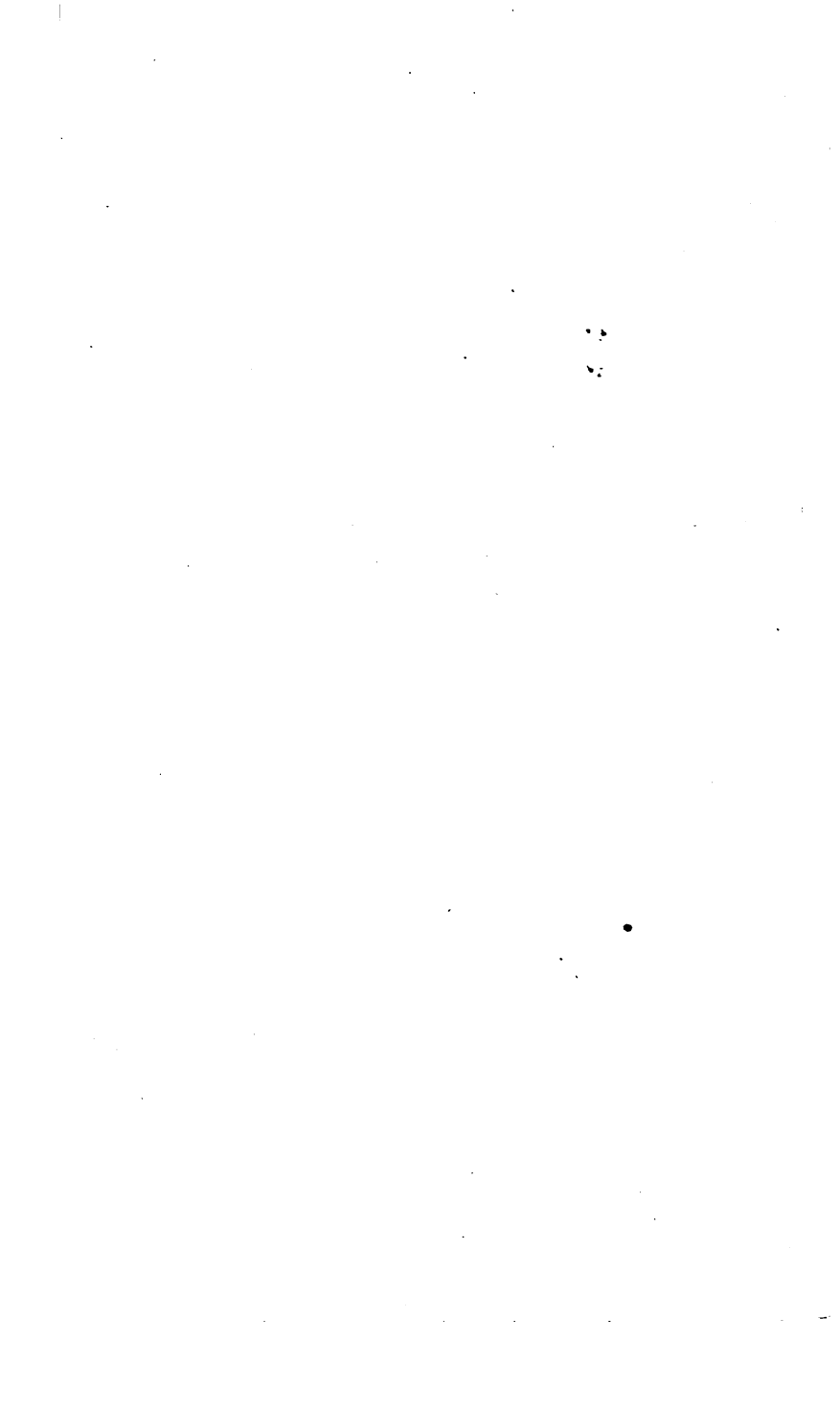
1817



ARTES SCIENTIA VERITAS



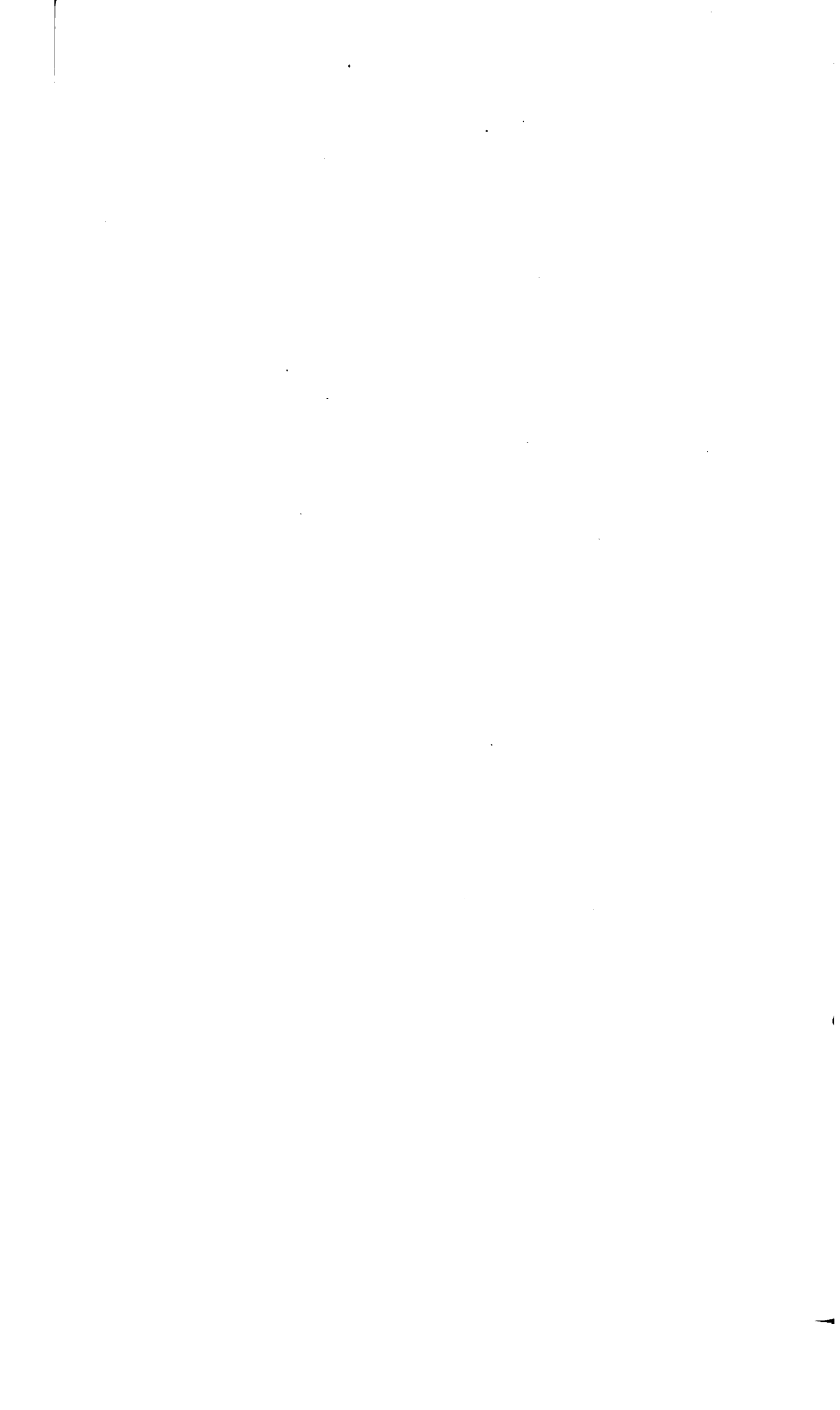




Louise von François
Gesammelte Werke in fünf Bänden

Bierter Band





Ausgewählte Novellen

von

Louise von François

Erster Band

Im Insel-Verlag zu Leipzig



838
F825
1918
v.4

G.L.

Gernau

W. Funke

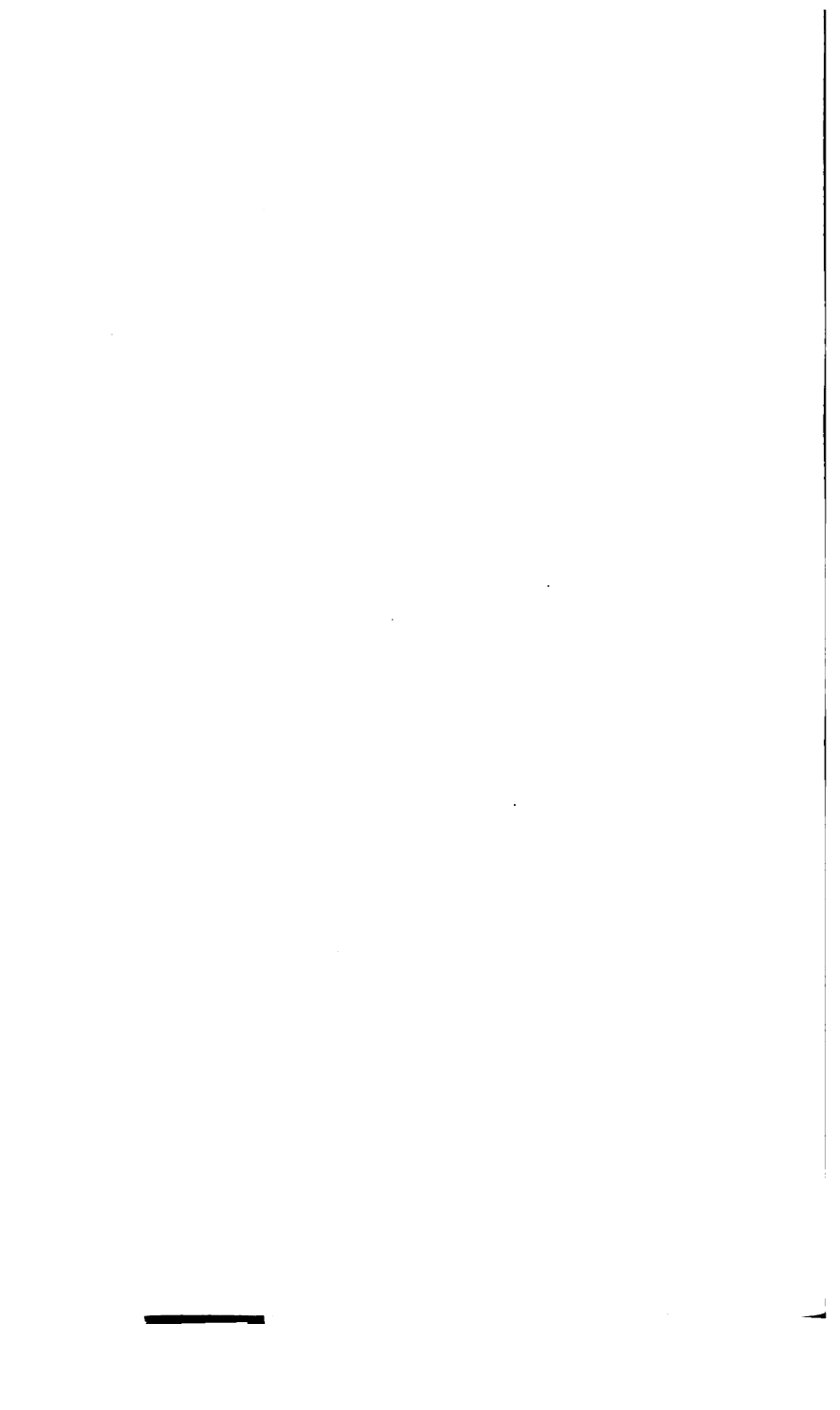
7.12.55

93321

Erster Band

7-29-55 MF7

Judith, die Klußwirtin - Der Posten der
Frau - Fräulein Muthchen und ihr
Hausmeier - Die goldene
Hochzeit ~~Phosphorus~~
Hollunder



Judith, die Kluswirtin

Rückblick

Man ist es gewöhnt, preisend oder spottend, die alt-sassische Landschaft zwischen Weser und Rhein, die wir unter dem Namen Westfalen zusammenfassen, als eine Provinz strenger, steifer Erhaltung darzustellen. Und in der That, so wechselnd die Physiognomie ihres Bodens von den Marschen des Meeres, vorzeiten „das deutsche“ geheissen, durch Dünen und Heiden, Moorstick und Sumpf, durch umwallte Korn- und Wiesenbreiten aufwärts zu rauhen Felsengipfeln und wieder abwärts in die Täler des romantischen Waldgebirges, in welchem am frühesten der deutsche Name zu Ehren gebracht worden ist, und so mannigfaltig mit diesem Wechsel des Bodens der Charakter seiner Bewohner uns entgegentritt, vom träumerischen Norden bis zum tatkräftigen Süden: die ursprünglich germanische Art und Bildung hat sich unter der ländlichen Bevölkerung dieser Gegenden unverwischt und unvermischt erhalten wie in keinem andern umfanglichen Gebiete unseres Vaterlandes. Ja, schon ehe wir gen Morgen die breite Wasserscheide überschreiten und durch das Felsentor der letzten Berge die eigentliche Rote Erde betreten, da wo das baumreiche Schaumburger Ländchen in die westfälische Borebene übergeht, bewundern wir an Männern wie Frauen die deutsche Kraft und Schönheit der Gestalten und stoßen nicht selten auf einen Kunstjünger östlicher wie westlicher Akademien, der unter diesen urwüchsigen Bäumen und Menschen nach einem Vorwurf sucht.

Wer jene Bauern hinter ihren stattlichen Gespannen aus den Waldgehegen treten sieht, unter deren Eichen und

Buchen die noch immer mit Vorliebe gezüchteten Sauenherden weiden, wer sie sieht mit schwerfälligem Gerät, langsam, harttrittig die Furche durch ihre Korn- und Flachsfelder ziehen, oder die Weiber, den Wocken im Rockgurt, selber im Gehen unermüdblich, aber gelassen die Spindel drehen, wer im umwallten Kamp ihre Höfe sieht, vereinzelt, dunkel aus Eichenholz nach unvordenklicher Weise aufgerichtet, Mundart, Hausbrauch, Hausrecht, Erbrecht, Tracht und Kost, Sitte und Unsitte unerschütterlich nach Vätertreiben; wer sie beobachtet in ihrer schweigsamen Stetigkeit, selten, aber unzählbar von auflodernder Sachheit durchbrochen, der vermag ohne Anstrengung sich in die Anfänge unserer nationalen Kultur zurückzusetzen, er glaubt die nämlichen alten Sassen zu finden, die vor einem Jahrtausend dem Christentum gegen einen Carolus Magnus widerstanden, deren trotzige Treue aber das widerwillig angenommene Evangelium am zähesten vielleicht unter den deutschen Stämmen gegen ein modernes Heidentum verteidigen würde.

Er konnte sie finden mindestens vor einem Menschenalter noch. Seitdem hat die Neuzeit ihr wechselndes Gepräge auch dieser Landschaft aufgedrückt, Boden wie Köpfe nach lange brachliegenden Schätzen durchwühlend, fördernd, schmelzend, bildend und zerstörend; den Hauch der heimischen Heimlichkeit verwehend. — Ein Merkmal dieses umwandelnden Geistes durfte schon vor länger denn dreißig Jahren der Wanderer auf dem nördlichen Heerwege an einem ländlichen Hause wahrnehmen, das in neusächsischer Gestalt, von Bruchsteinen aufgerichtet, hellfarbig getüncht, mit Ziegeln gedeckt und die räumlichen Fenster durch grüne Läden geschützt, seine breite, glatte Flucht der Straßen-

seite zuehrte. Eine Schenke, ein Krug, mitten zwischen der östlichen Grenze und der ersten namhaften preußischen Stadt, eine Viertelstunde abseit von den Nachbarhöften, bildete es den Schluß eines sich lang am waldigen Bergkamm hinziehenden Dorfes und hieß, wie manche andere des Landes, „die Klus“.

Die Insassen jenes Dorfes hatten seit Menschengedenken nach abendlicher Rast auf der Klus ihren Krug geleert, oder rückkehrend vom städtischen Markte, selten mit Maß, sich am heimischen Wacholdergeiste erlabt, die Burschen und Dirnen der Umgegend sich festtägig im „Papen van Istrum“ geschwenkt, unbehelligt von dem Qualme des mächtigen Schlotfanges in der Giebeltenne, die zugleich Küche, Räucherammer und Wohngelaß war und in welche aus den nachbarlichen Koben Pferde, Kinder und Sauen neugierig, oder verdrießlich, oder gleichgültig wie die menschlichen Zuschauer ihre Köpfe streckten. Denn die Klus war ein Bauerngehöft wie alle anderen des Landes, und wie in allen anderen wurden Viehzucht und Feldbestellung als Hauptzweck, das Schenkwesen aber nur als ein von den Altvordern überkommenes Nebenrecht bei- läufig und lässig betrieben.

Eines Tages brannte die alte Eichenklus ab – wie die Sage geht, durch das Zünden des ersten Schwefelholzes, das ein legerischer Wandergesell gleich einem Koboldspuß in die Gegend getragen; der kinderlos verwitwete Kluswirt starb infolge seiner Brandwunden, und das wohlgeordnete Anwesen fiel seinem Bruder zu, der, obgleich sein Vatererbe freies Eigentum war, sich als jüngerer Sohn willig mit einer schmalen Abfindung begnügt hatte. Ein noch bartloses Burschen, war der Frobeljost der

neuentfalteten, in anderthalb Jahrhunderten allmählich seiner Gegend eingewöhnten preußischen Fahne gefolgt, just da der Haß gegen das deutschnapoleonische und die Erhebung gegen das welschnapoleonische Regiment hoch im Schwange gingen; er hatte in Deutschland und Frankreich wacker mitgekämpft, nach dem Frieden den schmucken Soldatenrock dem seiner harrenden Knechtskittel vorgezogen, bis er, als Sergeant einem sächsischen Regiment zugeteilt, Herz und Hand eines munteren thüringischen Wirtstöchterchens erobert und teil an ihrem väterlichen Schenkengeschäfte genommen.

Wohlgemut, den Himmel voller Geigen, wie er ihn in fremden Landen schauen gelernt, kehrte er jetzt, da das zerstörende Element ihn so unerwartet zum Erben befördert, in die alte, neugewordene Heimat zurück und baute die Brandstätte wieder auf in dem mitteldeutschen Geschmack, der ihm bequem geworden, so wie wir sie im Vorübergehen angeschaut. Scheuern und Ställe umfaßten zu beiden Seiten den durch das stattliche Vorderhaus abgeschlossenen Hof, hinter welchem, bis zu der Verglehn des Gemeindewaldes, die dunklen Eichen und Küstern des Kampes einem Obst- und Gemüsegarten Platz machten. Zur Rechten wie Linken setzte der Kamp, das heißt die eingehegte, dem Hofe eignende Flurmark sich fort. Diesseits bis zum nächsten Anwesen die breite Flucht der Felder; jenseits eine Forstparzelle, die, mit der Zeit gerodet, sich in einen Triftanger verwandelte. Den Raum zwischen Straße und Vorderhaus beschattete eine reinliche Laube von Ligusterhecken, und über der Thür flatterte das Schenkzeichen des sächsischen Kautenfranzes.

Also sein Heimwesen ausstaffiert, taufte der Frobeljobst

den Jahrhunderte alten Krug zu einem Wirtshause um, stolz auf die neumodische Art, die er in sich aufgenommen, leider freilich ohne die altväterische Unart in sich auszumergen. Denn bei Wesen wie in Zeiten, die sich umbilden, gewahren wir häufig das angeborene Schlimme länger haften als das Schätzenswerte, ja wohl auch das fremde Verwerfliche leichter eindringen als das Treffliche; daher denn alle Übergangszeiten wie Mischrasse eine unbehagliche Periode haben, bis der Neuerungsprozeß vollzogen ist. Der Frobelsjobst hatte jenseits des Rheins und der Elbe singen und springen, diskutieren und disputieren, seine Gäste unterhalten und manierlich bedienen lernen, er hatte aber nicht verlernt, dem heimatischen Unholde des Wacholdergeistes huldigend zuzusprechen, der denn über seine flotte Schenkenlaune eine weit entzündlichere Herrschaft übte, als über die der bedachtsam, schrittmaßig schaffenden und rastenden Nachbarkunden.

Und diese Nachbarkunden, unter denen seit unvordenklichen Zeiten die Klus-Frobels zu den ersten und besten gezählt, weit davon entfernt, sich von der neuen Herrlichkeit blenden zu lassen, sahen auf das laute, fremde Wesen mit höhnnendem Mißwollen herab. Von vornherein lehrten sie ihm den Rücken. Die Alten tranken, die Jungen tanzten in einem abgelegeneren Krug, bis dann allmählich der Platz, auf welchem schon die Alvorderen sich gelabt und geschwenkt, seine Macht behauptete und die widerborstigen Gäste einen um den andern an sich lockte. Sie kehrten zurück. Der „Steinhäger“¹ mundete, ob auch die Würze des Schinkenbrodems im Schornstein, wie das

¹ Ein vorzüglicher Wacholderbranntwein des Landes.

Publikum der braven Bierfüßler vermißt wurde; die Burschen drehten, die Dirnen ließen sich drehen, ohne sich durch blankgeseuerte Dielen und buntbefeisterte Wände die Lust vergällen zu lassen. – Wenn man aber der alten Gewöhnung zuliebe sich die neue Einrichtung gefallen ließ, die neuen Menschen, die sie aufgedrängt, ließ man sich nicht gefallen. Der „Sachsenwirt“ war keiner der Ihrigen mehr, und das schwarzäugige Sachsenröschen würde es niemals geworden sein, auch wenn es nicht eine lutherische Kegerin gewesen wäre. Sie rateten und tateten in der Gemeinde ohne den Frobeljobst, keiner warnte ihn, keiner half ihm, keiner lud ihn zu Hochzeitschmaus und Rindelbier, hinter keinem Leichenzuge sah man den Sachsen oder seine Sippe.

Und so überlustig der Frobeljobst sich anstellen mochte, von dem leeren Platze unter seinesgleichen froch es ihm zu Herzen wie nagendes Gewürm, sooft er die heimliche Galle mit brennenden Tropfen hinunterspülte, immer von neuem wirbelte sie ihm äzend zu Kopf. Am liebsten hätte er der Acht einen Bann entgegengesetzt und alles, was Bauer und Nachbar hieß, von seiner Schwelle gejagt. Wollten sie ihn nicht neben sich, so wollte er über sie hinaus. Er baute einen Stock auf seine neue Klus und ließ das Wirtshaus zu einem Gasthof in die Höhe steigen. Kärner und Vorspänner fahrten bei ihm ein; Lohnkutschen, Extraposten selbst herbergten zur Nacht in der reinlichen, wohlgelegenen Wirtschaft, Spaziergänger aus der Stadt priesen Kaffee und Kuchenwerk, das kein Zuckerbäcker so meisterlich wie das Sachsenröschen zu bereiten verstand. Der Sachsenwirt triumphierte. Er hielt sich zu den Fremden, je vornehmer desto lieber; er bediente sie halb

umsonst, tischte auf nach Noten, traktierte extra, schenkte auf Rechnung, die niemals oder nur gegen teure Advokatenporteln bezahlt wurde; er kleidete sich herrschaftlich, er kannegießerte, späßelte, schwänzelte hin und her, führte neumodische Tanzweisen auf, krächte wie ein Hahn und stelzte wie ein Storch seinen Gästen zum Pläster; er trank Punsch und Grog auf ihr Wohlergehen; war er aber allein und von den Weiterziehenden verlassen, dann stürzte er Rum und Steinhäger ohne wässerigen Zusatz die Gurgel hinab, um seinen Grimm und Groll zu versengen.

Als Schlimmstes des Schlimmen aber stellte es sich heraus, daß der behende, lustige Schenkwirt ein gar schwerfälliger, unlustiger Landwirt geworden war und daß die sächsische Küchenmeisterin glücklicher in der Speisekammer als in Rauch- und Milchammer zu hantieren verstand. Die fremden Gespanne wurden mit Kraft und Saft, die eignen Stallinsassen mit Trebern gefüttert, die Felder unregelmäßig bestellt, Korn- und Heuböden selten kontrolliert. Das gefällige Wirtspaar schenkte und zechte, backte und brodelte bis in die Nacht und träumte bis in den Tag hinein; die Tagelöhner, Knechte und Mägde, denen keiner auf die Finger sah, hielten Maulaffen feil oder schafften für den eignen Sack – die Kluschenke florierte, während der Klushof verlam.

Aber was scherte die Bauernwirtschaft den Herrenwirt? Er schenkte – sich selber am ersten und vollsten! –, verschlief seinen Kausch, wachte gähmend auf und warf die Kontobücher in die Ecke, wenn Kredit und Debet nicht stimmen wollten. Hatten andere kein Geld, so hatte er's, und hatte er selber kein Geld, so hatte er Pfand – überflüssiges Geschirr, faules Vieh in Schuppen und Stall,

nutzlose Baumriesen und halbreife Ernten in seinem Kamp. Der brachliegende Acker trug seine Last. Allmählich löste sich Scholle um Scholle hinüber in fremde Hand, und ihre kernschweren Ähren nickten höhrend auf die dürren, nachbarlichen Klusähle herab. Der Sachsenwirt saß zwischen den Ligusterhecken, zechte und lachte mit den Fremden. Und das Sachsenröschen lachte nicht weniger, seufzte wohl auch ein „daß Gott erbarm!“ und weinte ein Zähren, wenn wieder eine Milchkuh vom Hofe getrieben ward oder mit den Jahren ihr Eheliebster auch gar zu toll und töricht ins Poltern geriet; bald aber rührte sie ihren Fladen ein, tunkte ein Schälchen, trällerte ein Stückchen, band eine weiße Schürze vor, rückte die bunte Bänderhaube zurecht, neckte sich, schwagte und lachte mit den Fremden.

Der Hoferbe aber, Mosjö Gust oder „der junge Herr“, wie er sich titulieren ließ, des Sachsenpaares einziger Sohn, ei, der lachte und jubelte erst recht. Heute aus Herzenslust mit offner Hand, morgen im Ärger mit geballter Faust, am häufigsten aus Schabernack mit einem Schnippchen und fingerndem Nasendrehn. Er lachte über die Säufer von Bauern, die seinen Saufaus von Vater über die Achsel „bekieften“; er lachte über den Saufaus von Vater, der ein Bauer war und den Herren zuliebe sein Bauernerbe durch die Gurgel rennen ließ; und er lachte über das Bauernerbe und den Fremdenschank, über Hausgenossen und Gäste, über Gott und die Welt.

Frobel, der Jüngere, wäre er unter Zucht und Beispiel wie die heimischen in jenem südlicheren, beweglicheren Landesteile aufgeschossen, den man das Irland der Roten Erde nennen dürfte, so würde sich für seine Spielart nicht

unschwer eine Klasse haben finden lassen. In dem schweren, langsamen Boden des Nordens war er seinerzeit eine Pflanze ohnegleichen. Ein Halmchen, von jedem Lufthauche hin und her geweht, seicht auf Sande wurzelnd, diesen Augenblick zu Boden knickend und im nächsten wie ein Stehauf emporgeschneilt; buntscheckig und früh erschlossen seine Blüte, von berauschem Hauch; wen ihr Samenstaub berührte, dem juckte die Haut. Windhafer und Taumellolch nannte schon der Schulmeister den fahrigem Schüler, und die Nachbarn warnten ihre Buben vor dem Tollkraut und Teufelsgarn auf der Sachsenflus. Das Sachsenröschen aber hätschelte und tätschelte ihr Wunderhold, und dem Sachsenwirte wirbelte es zu Kopfe wie ein Ritzel der Nieswurzel bei seines Sprossen absonderlichem Gebaren. Lernen-Kinderspiel, arbeiten-Unsinn, aber faulenzten, ei beileibe! Er befleckte Papier und Wände, kratzte die Geige und krächzte zur Gitarre, er radebrechtete alle Mundarten und spielte alle Rollen, die er im Fluge von seinen Gästen aufgeschnappt, er studierte die „Weistümer“ seines Landes nicht in langweiliger Chronika, sondern in Ritter- und Räuberromanen, welche einer bereits abgelebten Generation die anmutigen Schauer einer Gänsehaut erregt; er war ein Reimeschmied aus dem Stegreife, immer im Rausch und niemals betrunken. Das gab ein Luchei auf der Sachsenflus, als der Hoferbe in die Jahre kam, wo die Nachbarsöhne Wirte und Männer wurden! Schauspieler, Vereiter, Seiltänzer, Bänkelsänger und ihre Wahlverwandten, das waren die Einkehrer, seitdem das junge Genie unter dem Rautenfranze aufgeblüht. Mit ihnen wurde gezechet daheim oder in den Herbergen der Stadt - nicht in grobem, gebranntem Geiste wie die

Alten – in reinem, goldnem Wein, in perlendem, schäumendem Wein. Mit ihnen kreuz und quer gezogen und wieder eingesprungen, war der Säckel leer; mit ihnen gefartelt, gewürfelt, im Inland und Ausland ins Lotto gesetzt; denn Geld war die Lösung, Geld ohne Müh und Hoffnung auf Geld!

Einmal nach der städtischen Jubilatemesse blieb das junge Herrchen aus; Monate vergingen, und er war fort ohne Spur. Die Mutter weinte ihre Augen wund, der Vater wurde selten mehr nüchtern aus Kummer und Angst. Urrplötzlich wie er verschwunden, kehrte er heim, ein dralles Weibsbildchen in die Elternarme führend, das während der Messe im kurzen Röckchen, auf schwankem Seil als Mademoiselle Sylvia gefeiert worden war und jetzt hinter dem Schenktisch als Madame Frobel gefeiert ward. Ein munterer Zeisig Dame Sylvia, des Wanderns müde und wohlgeneigt, im Käfig Zuckerbrot zu naschen! Kläglich, daß sie, schon ehe der Frühling wiederkam und kaum daß ein armes, nacktes Vögeln in das Nest gesetzt worden war, unter die dunkle Erde ducken mußte. Der junge Witmann zerschlug sich die Brust und zerraupte seine Locken, er reimte und deklamirte Trauerhymnen voll Schmerz und Herz, schweifste am Tage in Schlucht und Wald und lag um Mitternacht auf seiner Schönen Grabe – eine Woche lang! Dann tröstete er sich, schäkerte, kartelte, knöchelte, zechte und lachte mit den Fremden querköpfiger denn je zuvor. Der Sachsenwirt lachte hinter seiner Flasche, die Sachsenwirtin hinter ihrem Herd, der Sachsenerbe lachte hinter dem Würfelbrett, die Knechte lachten in volle Töpfe und Säkel, die Fremden lachten sich in den Bart und die Nachbarn in die Faust, alles lachte auf der

Sachsenklus. Nur eine lachte nicht: Judith, die Sachsen-
tochter, erst auf dem heimischen Hofe dem Bruder nach-
geboren und in jenen Tagen des Übermuths fast noch ein
Kind. Schweigend und wenig beachtet, stand sie abseits,
blickte, eine Falte zwischen den ernsthaften Augen, mah-
nend, ja richtend auf den Verfall ihres Vatererbes, und
als die Stunde seines Zusammenbruchs ausgehoben, da
streckte sie die kräftige Hand, um es zu stützen.

Mehr als ein Vierteljahrhundert mochte vergangen sein,
seitdem der Frobeljost mit fremden Sitten in die alte
Heimat zurückgekehrt. Der Sachsenwirt war begraben
und vergessen, das Sachsenröschen lahm und grau vor
der Zeit, der tolle Erbe verschollen überm Meer. Dampfende
Kosse hatten den Verkehr auf der Landstraße verschlungen,
neue Verbindungswege, Schenken und Gasthäuser sich ge-
öffnet. Der Kautenkranz über der Klustür war ver-
schwunden, die Sachsenwirtschaft keine Herberge mehr,
nur noch ein einsames, stilles Gehöft, das seinen Namen,
die Klus (Klause) mit Recht verdiente und allmählich wie-
dergewann.

Die Neuerung im landschaftlichen Verkehr war mit
dem argen Ende, das der Frobeljost genommen, fast
gleichzeitig zusammengefallen; stillschweigend war das
Schenkenzeichen eingezogen worden, fand sich der Bier-
und Branntweinkeller in einen Milchkeller, der Tanzboden
in einen Fruchtboden, die große Gaststube zum stillen
Wohn- und Schlafgelaß umgewandelt. Man hantierte
nach Bauernart auf den Feldern, die dem Hofe gerettet
oder mit der Zeit wieder zugesügt worden waren. Man
wirtschaftete knapp, emsig, stumm und streng nach Urväter
Brauch mit einem einzigen Knecht und einer einzigen

Magd. Von dem fremden Wesen war nur die Sauberkeit und hin und wieder ein fördernder Kunstgriff beibehalten worden. Wechsellös, klanglos, festlos gingen die Tage hin unter dem Regimente der jungen Wirtin, die zu innerlich ihres Landes Kind geblieben, um nicht zu fühlen, daß nur in dieser schweigenden, nachhaltigen Weise die Ehre ihres Standes und Hauses wiederhergestellt, die eigne Ehre unberührt von dem Moder der Vergangenheit bewahrt werden konnte.

Seine Eigenerin aber verkehrte mit keinem und sprach mit keinem ein Wort ohne Not. Nur in der Kirche wurde sie allfesttägig gesehen, wengleich die Gemeinde ohne Ausnahme dem katholischen Glauben angehörte, die Kluswirtin aber auf den mütterlichen protestantischen Glauben getauft und ihm treu geblieben war, sich auch jedes Jahr am Karfreitag samt der kranken Mutter in ihrem Zimmer das heilige Nachtmahl von einem städtischen, protestantischen Geistlichen reichen ließ. Ihren Brudersohn, der ihr als Pflegling zurückgeblieben, ließ sie hingegen in dem väterlichen katholischen Glauben unterrichten, anfänglich bei dem Lehrer und Pfarrer der Gemeinde, später, da des Knaben stillsinnendes Wesen in einen Lern- und Büchereifer umschlug, der einen geistigen Beruf bekundete, als Kostgänger bei einem Gymnasialprofessor in der Stadt. An den Mitteln für gegenwärtigen wie künftigen Studienaufwand gebrach es bei dem Gedeihen der Wirtschaft und bei dem ledigen Stande der Pflegerin nicht.

Denn kein Werber oder Freiersmann hatte sich der Kluswirtin seit der Zeit ihrer Selbstherrschaft zu nahen gewagt, obschon sie ansehnlich von Gestalt und noch lange in den Jahren war, wo eine bäuerliche Jungfrau oder

Witfrau begehrenswert gefunden wird; dazu wohlberufen, unabhängig und eine Hofbesitzerin, freilich eine Kegerin. Aber wenn auch ihre eigenen Gemeindegossen der andern Kirche eigneten, so war die Bevölkerung der nördlichen Umgegend doch eine nach Kirchspielen gemischte, und selbst für einen protestantischen Stadtbürger, ja Beamten würde sie nach Bildung und Sitte eine anständige Genossin gewesen sein.

Daß die schöne Kluswirtin unnahbar, gleichsam eine Mauer um sich aufgerichtet, das deutete auf einen tiefen, heimlichen Grund. Und ein tiefer Grund, ein Abgrund ist es ja, über welchem das Gewässer sich am stillsten bewegt, bis jäh ein Wettersturm die in der Tiefe verborgenen Schätze oder Schrecken zutage wirbelt.

Vorboten

Jahr um Jahr war auch über dieser neuesten Wandlung des Klushofes hingegangen, die Maienzeit wiedergekehrt; die Natur hatte in lachenden Festgewändern ihre Schaffensfreude ausgestrahlt. Die ersten gelblichen Sprossen sprengten die glänzend braunen Blatthüllen des Eichenforstes, die Apfelbäume im Garten strotzten in Blütenübermut, vor dem Hause blähten sich Tulpen und Kaiserkronen über die bescheiden am Boden verduftenden Frühlingkinder; das Auge ruhte mit Erquickung auf dem saftigen Grün der unübersehbaren Feldbreite. — Die Nacht hatte die vorzeitige Sommerschwüle der vergangenen Tage kaum abgekühlt, und die Sonne, ohne Taufrische niedersengend, erst den weißen, dann den purpurnen Nebelschleier in die Höhe gezogen, in die sie sich gehüllt; kein Atemzug bewegte die Luft, selbst die Hausvögel schwiegen

bekommen. Nur der Finte in der Buchenhecke zirpte sein Regenlied, und die Maitäfer schwirrten in schläfrigem Taumel von Baum zu Baum. „Sturm, Sturm!“ surrten sie den Schmetterlingen zu. Die leichtfalterigen Luftgeßellen aber saugten sich an die Kelche und lispelten: „Lasset uns nippen und naschen, denn morgen sind wir tot!“

Es war Werkeltag, aber eine sabbatliche Stille rings um das Klusgehöft. Kein Dreschflegel oder Seihrad in der Scheuer, nicht Pflug noch Spaten in Garten und Acker regten sich. Die Tiere des Hofes, nach Wirtschaftsbrauch zeitweise ihrer Stallhaft entlassen, weideten im abgeschlossenen Gehege der Waldwiese, die einstmals Forst gewesen war und jetzt ausschließlich „der Kamp“ geheißen ward. Oben am Tränkquell lagerte das stattliche Ross gespannt. Aber auch unter diesen Freigelassenen kein munterer Laut, schlendernd und gläsernen Auges duckten sie sich zu Boden und kauten mit Bier unter dem bleiernen Drucke der Luft. Und auch im Hause keine hörbare Bewegung. Durch die blanken Scheiben des Wohnzimmers schimmerte die Frühsonne, die weiße Sandschicht am Boden übersilbernd; nicht ein Fleckchen oder Stäubchen längs der hellgetünchten Wände und des glänzend gebohten Eichengeräts, das ihr scharfer Strahl entdeckt; alles stand einfach, streng geordnet an seiner Stelle, nichts Überflüssiges oder Städtisches, nichts, was an die ehemalige Schenkenzeit erinnerte, aber freilich noch weit weniger an die Tage der alten Eichenklus, der die Mehrzahl der übrigen Dorfgehöfte zur Stunde selbst auf ein Titelchen ähnlich sieht.

In einem Lehnstuhle am Fenster, die steifen Glieder in weiße Wollendecken gehüllt, die schwarze Witwenhaube

auf dem zur Brust hinabgesunkenen Kopfe, ruhte die alte, kranke Sachsenwirtin, die nach schweren nächtlichen Gebrechen erst gegen Morgen in einen sanften Schlaf gesunken war. Sei's, daß die Sonnenwärme dem absterbenden Leib oder daß ein Traum der halberloschenen Seele ein flüchtiges Behagen zurückgab, sie lächelte im Schlummer wie ein glückgewohntes Kind, und in dieser Erquickung des Ausruhens, unter dem Hauche, welchen das Frühlicht auf die noch immer rundlichen Wangen gemalt, hätte einer wohl heute noch das Sachsenröschchen wiedererkannt, das einst lachend in diesen Räumen gehaust: gutherzig, treuherzig, geschickt und tätig für einen angemessenen Betrieb. Aber in diesem leichten Gliederbau, der engen, zurückstrebenden Flucht der Stirn, dem schmalen, spitzen Näschen und seidenweichen, weißgebleichten Haar würde er auch die Anzeichen mangelnder Kraft gegen Drang und Last entdeckt und ihren Anteil an dem bösen Umschlag der Zeiten entschuldigt haben.

Der Knabe, ihr Enkel, der, etwa fünfzehnjährig, im dunklen städtischen Schüleranzuge am zweiten Fenster ihr gegenüber sitzt und so früh am Tage schon emsig über seinen Heften brütet, zeigt sich von nicht minder zartem, aber bleicherem und tieferem Gepräge; kein Bauern- oder Landeskind, ein geborner Kopfarbeiter offenbar; dahingegen uns mit einem Blicke durch die nach der Küche halb geöffnete Thür die kraftvolle Natur der Tochter in ihrem ländlichen Ursprunge und Zusammenhange, wenn auch keineswegs im Alltagsausdrucke, vor Augen tritt und gar das sonntägig ausgestaffierte Gesindepaar als Musterstücke urwüchsiger Leibes- und Arbeitskraft aufgestellt werden können.

Der Knecht im weißen, rotwollengefütterten, blankgeknöpften Leinenkittel und steifen Kniestiefeln, trotz der durch ein prasselndes Herdfeuer just nicht gemäßigten Schwüle die fuchsverbräunte Pudelmütze auf dem flachhaarigen Kopfe; die Magd im buntgesäumten Scharlachrock, das schwarzweiße Nackentuch über dem kurzen Nieder, die dicke Bernsteinkette um den Hals geschnürt und das Haar bis zur Stirn herab in die schwarze Kapelmütze eingepreßt, so sehen wir beide an dem Küchentische sich gegenüber sitzen und mit einer rascheren Bewegung als wohl sonst die dunkeln Brotpflocken in die Schüssel schneiden, über welche die Wirtin die kochende Milch zur Morgensuppe schüttet, darauf aber, während jene taktmäßig Löffel um Löffel den mächtigen Napf bis auf den letzten Tropfen leeren, zwei pfundschwere Speck- und Pumpernickelscheiben, reinlich in Papier gewickelt, vor eines jeden Plaze niederlegt. Keines redet ein Wort; Geschäft wie Genuß wird gelassen, aber ohne Aufenthalt vollzogen.

Ein Stilleben friedlich einladend also von außen her überschaut. Wer aber mit feineren Spürfäden in seinen Mittelpunkt gedrungen wäre, der hätte gleichsam in der Luft – nicht in der Schwüle der äußern Luft, welche die willenlosen Geschöpfe beklemmte, – eine Bangigkeit spüren müssen, er hätte einen Schemen ahnen müssen, der wolkengleich Licht und Laut in diesen Räumen umschleierte. Der mahnende Geist entschwundener Tage, von wem schwebte er aus? Von jener greisen, zusammengesunkenen Gestalt, die jetzt im Traume nur frohen Erinnerungen nachzulächeln scheint? Von der schuldblosen Stirn dieses Knaben, der mit frühreifem Ernst sich auf die Pflichten der Zukunft vorbe-

reitet? Oder gar aus den kindischen Blicken der Mietlinge, die Arbeit, Ruhe und Genuß nicht über den Tag hinaus in ihre Betrachtung ziehn? – Nein; die nachzehrende Vergangenheit steht in den Zügen jenes Mädchens geschrieben, das jung noch an Jahren, wenn auch nicht jugendlich, streng, stetig und besonnen, in redlichem Schaffen sie zu sühnen trachtet; sie spielt hervor aus den Schatten unter dem großen Auge, aus der Bleiche der Haut, der Furche inmitten der fast trotzig gewölbten Stirn, aus den fest geschlossenen Lippen, welche das Lächeln nicht gekannt zu haben scheinen, aus den Trauerkleidern selbst, die streng und züchtig die markige Gestalt umhüllen.

Denn auch in der Tracht, wie in der gesamten häuslichen Einrichtung, hatte Judith, die Kluswirtin, die Landesitte ihrem eigentümlichen Wesen angepaßt. Der schwarze Wollenrock fiel in reichlichen Falten auf die Knöchel hinab; das Nieder, bis zur Nackenbiegung erhöht und durch die blendendweiße Hemdkrause geschlossen, machte das einengende Brusttuch entbehrlich, und das mattblonde Haar legte sich ohne Hülle, sauber gewunden gleich einer Krone, um das stolz und stark gebaute Haupt. Sie öffnet den Mund zu einer kurzen Anordnung, und horch! sie redet nicht in der landesläufigen, niederdeutschen Mundart, auch nicht mit den gemüthlich unklaren Lauten, welche die Mutter aus der Heimat beibehalten, sie spricht das Hochdeutsch der Kanzel und Schule, das wir selber in gebildeteren Gesellschaftsschichten selten so lauter und richtig vernehmen wie da, wo es außerhalb des täglichen Verkehrs, gleichsam als Fremd- oder Festsprache, angewendet wird, und da sie nur das Erforderliche und mit tiefem, klangvollem Laut jederzeit bedachtsam spricht, er-

scheint es in ihrem Munde so rein, fest und voll, wie die Schriftzüge ihrer Hand auf jener Anweisung, die sie dem Knechte zur Besorgung an ihren städtischen Weber übergibt.

Denn es ist heute Markttag und zugleich der Schluß der Jubilatemesßwoche in der Stadt, und damit erklärt sich der Ferienbesuch des Schülers wie die Feierstille auf dem Hof und der festliche Schmuck des Gesindepaares, das, mit der Mehrzahl von Knechten und Mägden der Umgegend, der Lust eines freien Westtages als einem zuständigen Rechte entgegenharrt. Zum ersten Male, seit sie der Kluswirtin dienen, sollen sie die Wanderung gemeinschaftlich antreten, und die Vorfreude einer darob erhöhten Erwartung malt sich auf den breiten, glänzenden Kindergesichtern, während wir die um eine Linie tiefer gezogene Falte zwischen den dunklen Brauen der Herrin dahin deuten, daß sie nur widerwillig einer unaufschieblichen Arbeitsnötigung im Laufe der Woche nachgegeben und in ein Abweichen von der Regel des Einzelnbesuchs gewilligt hat. Schweigend schnürt sie das Wintergespinnst des Haushalts, das der Knecht bei dieser Gelegenheit an den Weber befördern soll, zu einem Bündel, und indem sie es ihm nebst jener schriftlichen Anweisung einhändig, legt sie den üblichen Marktpfennig vor ihm auf den Tisch mit den Worten: „Zehn Mariengroschen mehr als ausbedungen, aber keinen Tropfen, Klaas, hörst du, keinen Tropfen!“

Klaas strich die Münze ein mit einer Miene, in welcher die Befriedigung über die gewohnt gewordene, von Messe zu Messe um einen Groschen sich steigernde Zulage mit dem Verdruß über das ebenso gewohnte, aber nie ohne

Ärger empfundene Verbot eines kräftigen Meßtrunkes schwankte. „Subilatemarkt, Wirtin!“ knurrte er, den Löffel zwischen den Zähnen; „einmal im Jahre, Wirtin!“ – „Niemals, Klaas!“ versetzte sie ruhig. „Weder auf dem Hofe noch auswärts. Du bist auf den Verspruch gebingt: Branntwein niemals!“ – „Der Pfarr nimmt's nicht so genau wie die Wirtin,“ murmelte der Knecht, indem er sich beeiferte, mit dem Löffel nachzuholen, was er durch den unnützen Widerspruch in der Suppenschüssel eingebüßt. – Die Wirtin wußte, daß ohne ausdrücklichen, an jedem freien Tage vergeblich angestrebten Erlaß ihr Verbot nicht übertreten werden würde, sie sparte daher jedes fernere Wort und wendete sich zu dem blankgereiften Zuber, in welchem die Magd die Vorräte des Hofes zu Markt tragen sollte: Klusbutter, Klushonig, Kluspargel und Lattichsprossen, sorgfältig zwischen rein gespülte Kohlblätter geschichtet, obenauf ein dichtes Straußbündel von Frühlingsblumen werden eine gar willkommene Marktware liefern.

Die Magd, die ihre Mahlzeit beendet, blickte schmunzelnd auf die ihres Hauptes harrende Zier, wischte die runden Kirschlippen mit der flachen Hand, steckte den blauen Strickstrumpf zu gelegentlicher Verwendung für den eignen Nutzen in den Schürzenbund, schwenkte den Zuber auf den Kopf und streckte die Finger nach dem Marktpfennig aus, den ihr die Wirtin noch nicht gereicht hatte. Sie empfing die nämliche Gabe und Zulage wie der Knecht und, wie dieser das Verbot des Branntweins, mit gleich knappen Worten den Befehl: bei Sonnenuntergang auf dem Hofe zurück zu sein.

Auch an diese Hausregel war man seit Jahren gewöhnt,

schien aber nach dem Zugeständnis der gemeinsamen Wanderung heute auf eine weitergehende Freiheit gezählt zu haben, denn die Dirne glogte betreten zu dem Burschen hinüber, dem eine jähe Röte bis unter die Pudelmütze den apfelrunden Kopf überflog. Schon die Klinken in der Hand, kehrte er bei dieser Weisung zu einem Einwande in die Küche zurück. „Vor Abend heim? Jubilatemarkt, Wirtin!“ sagte er rascher und lauter denn gewohnt. — „Vor Sonnenuntergang auf dem Hof,“ wiederholte die Gestrenge. — „Markttag, Wirtin! Das Pläster geht erst los, wenn's dunkel wird, Wirtin.“ — „Du kannst bleiben bis Mitternacht, Klaas, die Christine ist pünktlich bei Sonnenuntergang auf dem Hof.“ — „Der Hof ist versorgt, wenn die Wirtin daheim ist.“ — „Es ist nicht um den Hof, es ist um die Zucht. Eine Klusmagd darf nicht bei Nacht gleich einer Landstreicherin gesehen werden.“ — „Ich bin bei ihr, Wirtin, ich!“ — „Desto schlimmer!“

Es lag ein Gewitter in der Luft, und ungewohnte Rede, Widerrede zumal, erhitzte; vergällte Hoffnung aber ist ein gewaltiger Blasebalg; dieses eisige „desto schlimmer“ schnellte den gelassenen Burschen in einen trotzigen Zorn. — „Und wenn eine eines Schatz ist?“ stieß er heraus, indem er mit der geballten Faust auf den Tisch schlug. — Die Wirtin stützte einen Augenblick, die puterrothe Dirne mit einem scharfen Blicke musternd, sagte aber darauf so ruhig wie bisher: „Zu Peter Paul ist Ziehzeit. Vier Wochen Kündigung. Ihr verlaßt den Hof.“

Die Magd, die offenen Mundes vor Wunder über ihres Kameraden Kühnheit unter der Thür gelehnt, ließ bei diesem harten Entscheid einen kurzen, bellenden Schrei vernehmen. Sie stützte mit einer Hand den schwankenden

Zuber und führte mit der andern die Schürze vor die Augen in Erwartung der Tränen, die ihr gottlob nicht geläufig waren. Der Klaas hingegen fühlte es gleich einer wilden Hummel durch seinen Hirnkasten brausen; die Adern fingerdick auf der zornroten Stirn geschwollen, schleuderte er die Mütze in die Herdecke und stampfte den Boden, daß Schüssel und Löffel auf dem Tisch aneinander klappten. Er war jählings ein anderer, als er sein Lebtag gewesen und voraussichtlich sein Lebtag wieder sein wird. „Gesagt ist gesagt!“ brüllte er mit einer Stimme, die er seinem Bullen abgelauscht zu haben schien. „Gesagt ist gesagt! Wir ziehen! Ja, heule nicht, Christine! Wer auf dem Klushofe füttern und buttern gelernt hat, braucht nicht Hungerpfoten zu saugen. Mein! Heule nicht, sage ich. Du bist mein Schatz, und ich bin dein Schatz. Ja! Denn warum? Ein Mensch ist ein Mensch, und ein Mensch hat ein Herz so gut wie das liebe Gottesvieh. Allein aber die Wirtin —“

„Schweig und geh!“ unterbrach Judith den Sinnlosen, mit einer unwilligen Gebärde auf die Haustür deutend, nachdem sie die, welche nach dem Wohnzimmer führte, schon während des vorangegangenen Zwiegesprächs vorsichtig geschlossen hatte. Die Magd schluchzte und heulte nun wirklich; der Knecht aber fühlte blickartig die Wehr des getretenen Insekts in seiner Brust. Ja, er hatte Stachel und Gift, und es war ein tückischer Blick, den er zu der unerbittlichen Herrin hinüberschoß. — „Heule nicht, Christine!“ schrie er, ohne sich von der Stelle zu rühren. „Heule nicht, sag ich! Du hast dein Erspartes, und ich habe mein Erspartes. Und dienen ist gut, ja, aber eigen Haus haben ist besser. Ja! Und Schwein und Ziege im

Stall! Ja! Und zum Quatember kommt's zur Subhaste, das im Walde drüben. Denn warum? Es verfällt, und fünf Jahre hat er noch zu sitzen. Und keiner will's nicht, nein! Aber ich will's, ich! Und ich kauf's des Quellsimon . . .“

Bei dem Namen des Quellsimon deutete die Magd mit einer Gebärde des Entsetzens auf die Wirtin, die plötzlich zusammensuckte, als wäre ihr ein Messer in das Herz gestossen worden. Die Einrede war erstickt; starr und steif ließ sie den nachströmenden Schwall wie im Traume an sich vorüberrauschen.

Die Leidenschaft hatte die Sinne des blöden Klaas gestachelt; mit trotziger Schadenfreude bemerkte er die Wucht seines Streiches und hieb und stieß darauflos, bis sein Mütchen gefühlt. Er focht wie beim Dreschen oder Mähen mit den Armen in der Luft, trat taktmäßig einen Schritt vor und einen zurück, um das ungeübte Räderwerk im Gange zu erhalten, und begleitete jeden seiner Sätze mit einer der beiden gewichtigen Silben, auf welche sich seine Willensäußerung bis heute möglichst beschränkt. Im Flusse der Rede dämpfte das Rachegeföch sich ab, die Bornesadern senkten sich allmählich, die Truthahnströte schwand, und die blauen Augen glogten harmlos wie allezeit; aber das Ventil war einmal geöffnet, und das Gefäß strömte über bis auf den letzten Tropfen, den das arme Hirn ihm zuführen imstande war.

„Des Quellsimon Haus!“ wiederholte er. „Du denkst dir was dabei, Christine, ja, und die Wirtin denkt sich was dabei, ja, und die Leute denken sich was dabei, ja! Denn warum? Spuk ist Spuk, und wenn einer ist totgeschlagen worden, geht er um und sucht seinen Mörder!“

Und der Papiermüller ist totgeschlagen worden, ja! Und der Quellsimon ist wegen Totschlag gefest worden, ja! Und keiner darf reden von dem Papiermüller auf der Klus, keiner nicht, nein, und von dem Quellsimon darf einer auch nicht reden, nein! Denn warum? Der Papiermüller ist der Wirtin ihr Freiermann gewesen, und die Wirtin hat gegen den Quellsimon ausgesagt, vor Amt und Zeugen hat sie gegen ihn ausgesagt, und derhalben dürfen wir nicht davon reden! Heule nicht, Christine! Ich will davon reden, denn fort muß ich doch! Und du denkst dir was bei dem Hause, Christine, ja! Aber ich kann mir nichts dabei denken, nein! Denn warum? Zehn Jahre ist's her, heuer zum Jubilatemarkte zehn Jahr. Und im Hause oben ist's nicht geschehen, aber unten in der Stadt, und wenn einer umgeht, geht er unten um, am Damm, und nicht hier oben vor dem Wald. Und wenn's der Simon getan hat, hat er's getan, ja. Aber er hat's auch wieder nicht getan, nein. Denn warum? Der Simon hatte einen Kausch! ,Ich hatte einen Kausch', hat der Quellsimon gesagt, und weiter kein Wort nicht, nein. Vor Amt und Zeugen hat er's gesagt: ,Ich hatte einen Kausch!' Und die Wirtin gesteht keinen Tropfen zu, nein! Nicht einmal zur Kirchweih und zu Jubilate, nein! Denn warum? Die Wirtin ist wie ein Mann, ja. Aber sie ist doch kein Mann nicht, nein! Und ein Mann verlangt seinen Tropfen, und wenn ein Mann seinen Tropfen hat, da hat er seine Courage, und er hat sein Pläster. Außerdem ein Tropfen zuviel, und mit seiner Wissenschaft ist's aus.

„Und der Quellsimon war ein Mensch wie ein Lamm. Nicht eine Sau konnte er schlachten sehn, da wurde er

weiß. Und ich habe mit ihm gedient bei der Kompagnie, da die Untat geschah, und der Hauptmann, der anjeho der Oberste im Zuchthause ist, der hat auf den Simon gehalten wie auf sein Fleisch und Blut und hat sich verschworen Stein und Bein, daß der Quellsimon es nicht getan. Denn der Quellsimon war ein Mensch wie ein Lamm. Und bloß von wegen seinem Rausch. Und das Messer, das in dem Papiermüller seinem Leibe gesteckt, ist nicht des Quellsimon sein Messer gewesen, denn warum? Der Simon hatte sein eigen Messer zugeklappt in der Hosentasche. Und der Hieb, der dem Papiermüller den Hirnkasten eingeschlagen, der ist auch nicht mit des Quellsimon Stocke geführt gewesen, denn des Quellsimon Stock hat fünfzig Schritte davon am Damme gelegen und eine erbärmliche Haselrute mit einer Krücke, weiter nichts. Allein aber der Fotschlägerstock, das muß ein fremder Stock gewesen sein, oben darauf mit einem bleiernen Knopf. Und in der nämlichen Nacht ist der junge Sachsenwirt davongegangen auf der Eisenbahn übers Meer, und keine Seele hat wieder ein Sterbenswort von dem jungen Sachsenwirt gehört, und diese Jubilatemesse sind's just zehn Jahre.“ –

Wie das Streiflicht eines Blizes über eine Leiche, so zuckte es bei dem letzten Sage über die Gestalt der Wirtin; nur ein einziger Augenblick, im nächsten stand sie so unbelebt wie zuvor. Der Redner bemerkte es nicht; der Zorn war längst von seinem Siedepunkte gesunken, der Troß des Ungehorsams gestillt, auch die Eitelkeit ward nicht gestachelt, denn die eine seiner Zuhörerinnen stand schier wie taub, und die andere fragte den Kuckuck nach dem Quellsimon und seiner Missetat, nur nach des

Quellensimon verrufenem Haus, dessen Nothdurft sie gegen den reichlichen Hofedienst vertauschen sollte. Der Klaas hielt bei dem verpönten Gegenstande daher nur noch aus, weil er einmal im Zuge war und zu seinem eignen Wunder eine denkwürdige Erinnerung aus einem Winkel seiner Seele in die Höhe tauchte. Der an Ordnung Gewöhnte machte bloß reinen Tisch, indem er die letzten Brocken aus seinem Gedächtnisse zusammenstrich.

„Und von wegen des Messers,“ so fuhr er nach einem kräftigen Atemzuge fort, „und von wegen des Stockes und von wegen etwelchem anderem, das nicht hotte noch hü passen getan im Verhör, hätten sie dem Quellensimon nichts anhaben können vor dem Amt, nur ganz allein, daß der Quellensimon gesagt: ‚Ich hatte einen Kausch, ich kann’s getan haben, und ich will’s getan haben‘, hat er gesagt. Allein aber an Leib und Seele sind sie dem Quellensimon nicht gegangen vor dem Amt, denn warum? Der Quellensimon lebt, und ich habe ihn gesehen, und wenn er nicht lebte, hätte ich ihn nicht gesehen, und wenn sie ihm ans Leben gegangen wären, da lebte er nicht, nein! Und er hatte nicht mehr ein Ansehen wie Milch und Blut, wie damals unter der Kompagnie, aber wie pure Milch und hager wie ein Stecken, und weiße Haare auf dem Kopf. Aber gekannt habe ich ihn auf den ersten Blick, denn der Simon hatte eine Art, die setzt sich einem ins Herz, und der Simon, das war ein Mensch wie ein Lamm. Und die Züchtlinge karrten Pflastersteine im Hof, und graue Hosen hatten sie an und Jacken von Zwilch, und der Simon hatte auch eine Hose und Jacke an von Zwilch, aber gefarrt hat er nicht. Mit den Buben vom Hauptmann hat er im Hofe gespielt, der anjeto der

Oberste im Zuchthause ist, und Klögchen von Holz hat er den Buben geschnitz, und der Hauptmann hat dabei gestanden und dem Quellsimon auf die Schulter geklopft. Und das Zuchthaustor stand auf, und ich habe am Tore gelehnt und es mit meinen leiblichen Augen gesehn. Und es war, wie ich die Wlesse zu dem Schlächter treiben tat, und – und – und –“

Der Schwäger stockte; er hatte noch Atem, aber der Stoff war ihm ausgegangen. Er focht ein paarmal mit den Armen in der Luft, trat von dem rechten Beine aufs linke und von dem linken aufs rechte, aber einen frischen Saß fand er nicht. – „Und damit gut, ja!“ sagte er, suchte die Pudelmütze hinter dem Herdwinkel vor, faßte mit der einen Hand das Garnbündel und mit der andern das eingewickelte Morgenbrot, das er vorhin mit einer Miene, als ob er Speckscheiben und Pumpernickel niemals wieder seiner Labung würdig halten werde, auf den Tisch geschleudert, und verließ, gefolgt von seiner Schönen, die Küche.

Keine Fiber hatte an dem Leibe der Kluswirtin gezuckt; die Hände an den Tischrand geklammert, den Kopf zur Brust herab gesunken, aschfarbig, stieren Auges, so stand sie wie im Krampfe gebunden, und erst als die Thür hinter dem sich entfernenden Paare in das Schloß fiel, schreckte sie, wie erwachend, zusammen.

Eine Minute – und sie richtet sich in die Höhe, die Hände sinken schlaff am Leibe herab, mit scheuen Blicken durchspäht sie den Raum. Hat sie ein Traum genarrt, ein böser Traum, wie so oft in der Nacht? Ein verhaßter Traum, über den sie keine Herrschaft hat wie mit offenem Auge im Tageslicht? Sie sieht durch das Fenster die

breiten Sonnenstrahlen und das Hantieren der Leute auf dem Hofe. Nein, es ist Wirklichkeit. Das Schauerbild ihrer Jugend ist vor ihren Augen entrollt worden, mit groben Zügen, mit plumper Hand – aber doch das Bild! Die Sagung des Hauses ist gebrochen, der Name genannt, das Schicksal heraufbeschworen worden, die in der Stille ihres Hauses und Herzens wie in einem Grabe geruht. Sie schaudert. Es gemahnt sie, als ob der Geist des Schicksals einen Vorboten entsendet habe.

Aber Judith, die Klauswirtin, ist keine Träumerin und Geisterseherin von Natur. Dreimal atmet sie bis auf den Grund, schlägt mit den geballten Händen bröhnend gegen die Brust, als ob sie den Deckel über einem Sarge verschließe, und sie fühlt sich wieder klar, fest, zum Kampfe gerüstet, wie sie sich vor wenigen Minuten gefühlt. Sie lauscht eine Weile an der Stubentür. Alles still! Die da drinnen haben nichts von dem Ärgerniß vernommen. Sie sinnt einen Augenblick und schreitet dann entschlossen in den Hof hinaus. – Auch der Knecht ist wieder der alte Klaas, von dem seltsamen Eifer nichts zurückgeblieben als gezeitiger Appetit. Er sitzt auf dem Garnbündel, das er über den Kornsaß auf seinen Schiebkarren geladen, und verzehrt die Brot- und Speckscheiben, die ohne die vorherige Anstrengung nicht unter etlichen Stunden an die Reihe gekommen sein würden. Die einzige Unberuhigte von den dreien scheint allenfalls die Magd, denn sie steht vor ihrem Auserkorenen mit geballter Faust und pufft auf den Kornsaß unter dem Protest: „Und ich will nicht in das Mörderhaus, und ich gebe der Wirtin ein gut Wort, und ich will nicht in des Quellsimon Haus!“

Ehren-Klaas hat genugsam geschwätzt für lange Zeit, er

läßt sich auf Erwiderungen nicht ein. So wenig er sich bei des Duellensimon Haus hat denken können, so wenig hat er im Ernste an das abgelegene, verrufene, verfallene Waldhaus gedacht, ja in hausväterliche Absichten überhaupt sich erst in der Galle über einen vereitelten Meßtanß hineingeredet. Er weiß, daß Knechtbrot sicherer zu verdienen ist als Heierlingsbrot, und wie herzhast es mundet, das glaubt er noch niemals so empfunden zu haben, wie über den saftigen Speckscheiben, die er in langsamen Bissen schmalzend zwischen seiner Zunge zerdrückt. Freilich in keinem Dienste so herzhast als in dem zur Vergütung ihrer strengen Enthaltfamkeitsverbote reichlich lohnenden und köstigen Kluswirtin. Indessen da der Zungenteufel ihn einmal aus dem gelobten Lande geritten, wird der Klaas sich auch an einem mageren Plage genügen lassen und noch am heutigen Tage unter den Marktgästen nach einer schicklichen Gelegenheit Umfrage halten.

Mit diesem Kern- und Schlupfunkte seiner stummen Erwägungen war der Knecht bei dem letzten Bissen des Pumpernickels angelangt, als die Wirtin ihm unerwartet gegenüberstand. „Klaas, Christine,“ sagte sie so ruhig, als ob das kürzliche Zwischenspiel nicht stattgehabt, „ich dulde keine Liebesleute auf dem Hofe, ihr wißt's. Aber werdet Mann und Frau, so mögt ihr bleiben. Dort oben das Gelaß im Gartengiebel richte ich euch her. Im übrigen bleibt's beim alten. Künftigen Sonntag das Aufgebot. Soll's so sein?“ – Der Klaas bat dem Gottseibeius sein sträfliches Mißtrauen ab; er hätte an eine Wiederholung des Pfingstwunders glauben mögen, des wunderbarsten Wunders, das er den Pfarrer von der Kanzel verkündigen hören; der trockene Bissen stockte in seiner Kehle; der

Christine aber flimmerte es vor den Augen, so als ob mitten in der Nacht ein Goldregen sich auf die Erde niedergelassen. „Es soll so sein, Wirtin,“ sagten sie beide einmündig, nachdem sie ihrer Geister wieder Herr geworden.

Damit zog der eine seinen Karren an, die andere ihren Strickstrumpf aus dem Schürzenbund, und beide bewegten sich dem Hofstore entgegen. Die Wirtin folgte ihnen. Bevor sie den Ausgang überschritten, trat sie noch einmal zwischen sie, legte eine Hand auf eines jeden Schulter und sagte leiser und weniger zuversichtlich denn vorhin: „Über die Dinge von – damals keine Silbe wieder, Leute!“ – „Keine Silbe wieder und keinen Tropfen, Wirtin!“ – „Heim vor Nacht und keine Silbe, Wirtin!“ beteuerten die Neugeworbenen, indem sie in die ausgestreckte Hand der Wirtin schlugen.

Ohne ein Wort miteinander zu wechseln, setzten sie ihre Straße fort. Die Braut strickte an ihrem Hochzeitsstrumpf, will's Gott; in dem Bräutigam dämmerte eine Weisheit, welche der Welt vor ihm schon mehr als einmal nach einem Sturme aufgegangen. Die Weisheit nämlich, daß ein unrechtes Wort zu rechter Zeit gelegentlich einen Treffer zieht. Möglich, aber schwerlich, daß Ehren-Klaas im Verlaufe seines Lebens auch zu der weiteren Erkenntnis gelangt, nach welcher ein rechtes Wort zu unrechter Zeit allemal eine Niete ist.

Gefichte

Judith schloß das Thor und ging nach dem Hofe zurück. Sie würde nicht die planvolle Hausregentin gewesen sein, die sie war, wenn sie den Widerspruch mit ihren wirtschaftlichen Grundsätzen, in die sie durch die getroffene

Entscheidung geraten, ohne Wißmut hätte empfinden sollen. Sie hatte die Ordnung des Gebietens und Gehorchens, welche ihr Werk bis heute getragen, durchbrochen, sie hatte nachgegeben und wußte, daß sie aufgeben, neue Opfer bringen, neue Anstrengungen über sich nehmen müsse.

Zu keiner Zeit hatte man verheiratete Dienstleute auf dem Klushofe gekannt. Mit einem Liebeshandel und seinen Folgen war es indessen erst unter dem gegenwärtigen spröden Regimente genau genommen worden. Wo alles noch so eng mit dem Natürlichsten zusammenhängt, in diesem nach außen ungeselligen In- und Miteinander menschlicher und tierischer Hausgenossen, der gemeinsamen, selber nächtlichen Arbeit, ist die geschlechtliche Sitte des Landes – den träumerischen, nördlichen Bischofsbezirk etwa ausgenommen – vor der Ehe eine leichte, und unter dem Schenkenzeichen des gutwilligen Sachsenröschens war sie leichter noch als in der übrigen Gegend gehandhabt worden. Wer aber eben mühsam einen Moberfleck von seinem Spiegel getilgt, der hütet ihn ängstlich vor dem ersten trübenden Hauch; und Judiths Spiegel war ihr Hof. Der Schande, dem üblen Keumund hatte sie durch ihre Entschließung vorgebeugt, der Zucht eine neue, um so festere Schranke gezogen, wenn auch voraussichtlich manche Ungehörigkeit, manchen störenden Zwischenfall in den Kauf genommen.

Indessen war sie durch die sittlichen Erwägungen doch erst in zweiter Reihe getrieben worden. Weit oben stand das Bedürfnis der Grabesruhe über jenem Namen, jenem Schicksal, die sie in ihrem Bereiche zum Gesetz erhob und auf diese Weise am leichtesten gesichert glaubte.

Mochten dieser Name, dieses Schicksal zur Stunde in dem schweigseligen Lande verklungen sein, ein Unberechenbares konnte sie gleich einer alten Sage wieder aufleben lassen; mochten ihre Abgeschlossenheit und der Bann ihres Willens sie vor Verührungen schützen – schon die Erneuerung dieses Bannes über fremde, wechselnde Hausgenossen, die Möglichkeit einer Wiederholung des eben Erlebten erfüllten sie mit Grauen. Sie kam daher zu dem Abschluß, daß sie für eine unvermeidliche Herzensunruhe das leichtere Teil äußerer Belastung eingetauscht, dem ihre Kräfte wie Mittel gewachsen waren, drängte die demütigenden Hintergedanken zurück, und rasch, auch zu widerstrebenden Ausführungen, säumte sie nicht, das dem künftigen Ehepaare überwiesene Wohngefaß prüfend in Augenschein zu nehmen.

Die Siebelstube im Seitenbau bildete den Schluß einer Reihe kleiner Zimmer, welche zu Gasthofszeiten der Klaus geringen Leuten als Herberge gedient. Ihr Bruder hatte sich den freundlichen, in das Grün des Gartens blickenden Raum seit seinen Ehetagen zur eignen Einkehr eingerichtet, und noch stand alles unverrückt, wie er es in der letzten Stunde verlassen: das Bett ungemacht, das Gerät verschoben und mit wertlosen Ländeleien beladen, vertragene Kleidungsstücke in der geöffneten Lade, im Winkel die zerbrochene Gitarre, zerlesene Scharteken wirr durcheinander auf dem Regal. Die Wand war mit bunten Klecksereien bemalt und beklebt; dort hing Sylbias Schattenriß und daneben in Lebensgröße das eigne Konterfei des verkommenen Erben, mit welchem ein Kunstbruder vereinst seine Beche bezahlt. So gröblich die Leistung, das blizende Augenpaar, die langflatterigen hellgelben Locken,

*

wie das gewichste Stutzbärtchen über den lachenden Lippen und dem kurzabgeschlossenen Kinn, der stutzerhafte Schlafrockstaat hätten einem Freunde allenfalls das Andenken Mosjö Gusts zurückerufen können. — Die Schwester hatte an jenem Morgen das Zimmer abgeschlossen und seitdem nicht wieder geöffnet. Nun aber, da sie plötzlich auch diesen Bann überschritten, wurde sie von allen Seiten in das Damals zurückgedrängt, dessen letzte Spur sie in ihrer Klus zu löschen gedachte, indem sie den gemiedenen Raum einem nützlichen Zwecke übergab. „Und in dieser Nacht ging der junge Sachsenwirt übers Meer, und keine Seele hat wieder ein Wort von dem jungen Sachsenwirte gehört!“ Mit dieser Erinnerung aus ihres Knechtes Rede kehrte sie nach dem Wohnhause zurück.

Die alte Frau schlummerte, der Knabe memorierte noch wie vorhin; die außerhäuslichen Geschäfte ruhten während des heutigen Westtages, die häuslichen waren bis zur Bereitung der Mittagskost gerüstet; die unermüdlche Wirtin durfte rasten und sinnen. Aber selber die Gegenwart der beiden achtlosen Zeugen im Wohnzimmer störte sie; sie trug das Rad in die Küche, schloß die Thür, setzte sich und spann.

Der Sagenglaube des Landes sieht die Urmutter der Natur, ein Vorbild des Fleißes, spinnend vor der Himmelstür; wer aber dieses Mädchen beobachtet hätte unter dem düsteren Rauchfang, in welchem der letzte Rest des Eichenlobens verkohlte, die kräftige trauer verhüllte Gestalt mit den reinen, festen Zügen, die wohl an ein Vorbild und Urbild gemahnen durften, wie sie so unveränderlich, die ernstesten Augen gleichsam nach innen gekehrt, zurückfann und dabei taktmäßig das Rad bewegte und den Faden zog: nicht an die heiterzeugende Perchta, an eine

jener Schicksals Spinnerinnen würde er erinnert worden sein, welche die Gerechtigkeit einst dem Gotte des Himmels geboren, daß sie unwandelbar, unerbittlich Lohn und Strafe in einem Lebensfaden zusammendrehen. Ja, eine Parze. Aber wehe dem sterblichen Kind, dem im engen Bezirk das Amt dieser Himmlischen zuteil geworden, Liebe und Lust entweichen seiner Bahn. Denn mitten durchs Herz bohrt die Achse, deren Erdenpol Ehre heißt und der gen Himmel deutet – das Gewissen. – So saß sie still in sich verloren unter dem leisen Surren des Rades und merkte eine lange Weile nicht, daß das Schweigen im Nebengelaß unterbrochen worden war.

Die alte Frau erwachte, das Lächeln des Traumes noch auf den Lippen und über den Wangen den jugendlichen Schlummerhauch. Sie dehnte sich behaglich im wärmenden Sonnenschein, schaute in die saftgrüne Aue hinaus, grüßte nickend durch die Scheiben, als sähe sie statt der Tulpen im Beet die alten bekannten Gesichter in der Ligusterlaube. Die Lippen bewegten sich anfänglich lautlos; dann, mit schlafgestärkter Kinderstimme hoben sie eine Trällerweise an, erst leise und immer frischer und frischer: „Tanzt mit mir, tanzt mit mir, trallala, hopsafa!“

Der Knabe, welcher die Großmutter nur stumpf und für die drängendsten leiblichen Bedürfnisse empfänglich gekannt, sie vor ihrem Morgenschlummer noch in schwerem Atmungskampfe gesehen, ließ erschrocken das Buch aus den Händen fallen, und dieses Geräusch lenkte das Auge der Alten zu ihm hinüber. Sein Anblick schien sie zu erfreuen, denn sie lachte hell auf und nickte noch herzlicher denn zuvor. – „Gotts Wunder!“ rief sie, mühsam die steifen Hände aneinander klappend. „Schon aus den

Federn, Gust? Die Dithel wieder den Wasserkrug über den Magen gegossen, gelt? Der Frühauf, die Dithel, ja, die Dithel! Und gleich über der Scharteke? Dummes Zeug, Gust! 'naus, 'naus! Eine Wonne draußen, Gust, purer Balsam die Luft und die Musik, die Musik! Horch, wie sie locken und stimmen! Versteck deine Kragstedel, Stümperchen, die kleinen Pieplerchen droben hüzen dich aus. – Na, wird's bald, Mosjö? Klapp zu das Buch. Ein Wirtsohn muß Beine haben! Der Alte zapft Bier. Trag ihm den Stummel 'nunter, Gust. Das Morgenschälchen mundet nicht außerdem. Nur nicht gleich nüchtern einen Schluck, Frobelschen! Nur erst was Warmes gegen den Dunst, alter Jobst! Willst nicht? Schon wieder rackerig bei so tagfrüher Zeit! Herr meines Lebens, der Wacholder, der Wacholder!“ – Die Alte seufzte; kaum eine Minute jedoch und der Schatten war verweht, lustig wie zuvor sicherte und blinkerte sie zu dem Knaben hinüber. „Guck, Gustel, guck,“ rief sie, „wie die Bienen sich tummeln in der Kufdemath¹, holterte, polterte in die Kelche hinein! Haben sich beizeiten einen Spiz gezippt! So'n Bienenchen, so'n Bienenchen! Ja, wenn's der Mensch ebenso gut haben tät! Nur immer zippen und nippen, und das Haus wird voll!“ –

Der Enkel, der allmählich begriffen hatte, daß ein wacher Traum die Ahne weit zurück in seines Vaters Knabenzeit geführt, vermochte, seiner natürlichen Ernsthaftigkeit zum Trotz, ein leises Richern nicht zu unterdrücken. Die Alte drohte, selber lachend, mit dem Finger. „Sachtchen, sachtchen, Goldsohn!“ flüsterte sie, „der Alte ist rabiat,

¹ Sächsischer Provinzialismus für Flieder.

fuchswild, sag ich dir. Zetert und poltert in der Kammer drinnen. Nächstens der Punsch, ja der Punsch, daß Gott erbarm! – Aber pfui doch, Gust,“ fuhr sie nach einer Pause ernsthafter fort, „mußt nicht so lästerliche Reden führen wider dein eigen Fleisch und Blut. Du sollst nicht aufdecken deines Vaters Scham! Denk an den Noah, Gust. Eine Seele von einem Mann, wie Vater Noah, mein Jobst, kein Meidhammel und Geiztragen nicht, Gott bewahre mich. Das Land ist schuld, nur allein das Land! Ein garstig Land hiesig, mein Lämmchen. Kein Thüringen nicht, du liebe Zeit! und kein Kanaan nicht, wo der Weinstock wächst und Milch und Honig herniederfließt. Nur der Wacholder im Sande, und der Wacholder macht so 'nen schweren Dunst! – Lachst immer noch, Gust? Höre, du Nasenweiß, höre! Der Noah, der hatte drei Söhne, die hießen, die hießen – ei du weißt ja, wie sie heißen taten, Gust, hast's gelernt in der Kinderlehre – ach, großer Gott, in deine Hände, nein! Bist ein Katholischer, armer Sohn, darfst dich nicht stärken im Bibelbuch, armer Sohn, armer Sohn!“

Der Knabe fuhr bei dieser Wendung in die Höhe, als hätte er eine Gotteslästerung vernommen; er war kreideblau geworden und blickte ängstlich nach der Thür, wie um zu flüchten oder Hülfe anzurufen. Die Gedanken der alten Frau hüpfen indessen noch eine Weile kraus durcheinander zwischen Freud und Leid ihrer Vergangenheit, bis sie endlich erschöpft in die Lehne zurücksank und die Augen wieder schloß. Der Enkel stand unschlüssig; er hätte die Ruhme suchen mögen, die er außer dem Hause beschäftigt glaubte, und scheute sich doch auch wieder, die Großmutter allein zu lassen. Jetzt, da er sah, daß sie

schlummerte, schlich er auf seinen Platz zurück, schmiegte sich in die Ecke und lauschte ängstlich zu ihr hinüber. Eine Weile blieb alles stumm. Die Augen der Greisin waren halb geöffnet, ruhige Atemzüge, ein Lächeln, ein sanftes Wiegen des Hauptes. Allmählich regten sich die Lippen, lautlos von Anfang, dann lispelnd, endlich frisch und deutlich wie vorhin. Sie bemerkte den Enkel nicht, und es war ein anderes Traumbild als das des Sohnes, das ihren Sinnen vorschwebte.

„Simonchen, Simonchen!“ rief sie beglückt und breitete ihre Arme aus, als ob sie einen Daherstürmenden aufzufangen wollte. „Kind, Kind, welche Hast! Außer Atem wie ein Blasebalg, ei du gottloses Weiheengelchen! Setz die Kappe auf, Simon! Und da, hurtig ein Tränchen gegen den Verschlag! Ei, du Zipphan, du verstehst's! Gelt, das tut gut? Aber so weiß und timide, Simon! Hast Hunger, bist noch nüchtern gar, armer Schelm? Keine Mutter im Haus, und nichts Warmes im Topf! Warte, warte, habe was für dich! Speckfladen warm aus dem Ofen, mein Goldsöhnchen, Kümmel drauf und Zwiebeln und ein Eierguß. Das mundet, gelt? Verstehen's nicht, hierzuland, dummes Volk hierzuland! Der Speck saftig von der Eichelmäste und würzhaft vom Holderrauch, aber die Kunst, Simon, die Kunst! Nur grober Pumpernickel, schmählich dummes Volk hierzulande! Bist satt, Simon, dick und voll wie genudelt, he? Setz ein Gläschen drauf zur Verdauung! Schüttelst? Dummlack, wächst doch! Mannsen wie Bäume hierzuland, und das Bullchen allwegß im Sack! – Zur Schule willst du? Nur zu. Die Dithel lauert schon, Simon. Aber der Gust? Ja wo der steckt, der Gausewind! Rate mal, Bürschchen.

Vorn auf dem Bock beim Postillion, zur Messe in die Stadt, schetteretäng, hui, hast du nicht gesehn! Na, nicht so Kleinslaut, Simon. Kann ja schon schreiben und lesen, mein Gust, ist ein Hofesohn und der Kluswirt dermaleinst. Nur hübsch manierlich, Gustel, einen Kopfnicker hier, einen Krampf Fuß da, und die Worte fein gesetzt, ein Wirtsohn muß zu leben wissen. – Hat die Exempel nicht gerechnet, der Gust, ei was, ein andermal ist auch noch Zeit! Mach zu, mach zu, Simon, die Dithel lauert in der Gartenhütte. Hat schon die Waben geschnitten, die Dithel. Das ist eine Bescherung, die du ihr angerichtet mit dem Bienenhaus mitten in der Ruffemath. Ist auch so'n Biendchen, die Dithel, lustig draußen im Klee und eifrig im Haus. Aber einen Stachel hat sie, die Dithel, daß dich, komm ihr keiner zu nah! Na, na, laß den Kopf nicht hängen, Simonchen, dich sticht sie nicht, dich nicht. Hast sie schon still gemacht, da sie noch in der Boje lag, du Weiheengelchen, und alleweile noch; vor dir ist sie still, eitel Wachs und Honigseim vor dir. Ich will dir was sagen, Simon, sachtchen, sachtchen, daß es keiner nicht hört! Und wenn du groß wirst, sprich: „Die Sachsenwirtin hat's gesagt.“ Bist nur ein armer Kiekinsland, Simon, und die Dithel ist eine Hofetochter und hoffärtig wie eine, aber die Dithel nimmt einstens doch keinen anderen als –“

„Haltet ein, Mutter!“ unterbrach eine zitternde Stimme die gemüthliche Plauderei, und Judith, wie an dem Faden dieser letzten Erinnerungen herbeigezogen, faßte krampfhaft schüttelnd der Alten Arm. Auch der Knabe schlich aus seinem Versteck hervor, mit bänglichem Zweifel von seiner Pflegerin auf die Ahne und von dieser auf die Pflegerin blickend. Der friedliche Traum war unter dem

Griffe von der Tochter Hand, unter ihrem gellenden Gebot entflohn; die alte Frau starrte zu ihr hinauf, wand die gefalteten Hände und schauerte wie im Fieberfrost. „Dithel!“ rief sie scheu, „was willst du, Dithel? Was hast du, Dithel? Komm zu mir, Gust, ganz nahe, Gust, hierher, hierher, Gust!“ – „Euer Geist wandert, Mutter,“ sagte Judith schon wieder gefaßt. „Das ist nicht Euer Sohn, es ist Euer Enkel, der Sylv.“ – „Sylvian, Sylv?“ murmelte die Alte, mit leeren Blicken den Kopf schüttelnd. Judith stand ratlos. Woher dieses aufloodernde Leben in dem lange abgestumpften Hirn? Ihr ahnete das Letzte; sie hätte nach Arzt und Seelsorger schicken mögen.

„Sylv, Sylv!“ flüsterte die Mutter noch immer in sich hinein. „Sylvchen, ja Sylvchen hieß sie, Sylvia –“ Und plötzlich, wie sich besinnend, schrie sie auf: „Die im bunten Rock, da oben am Kirchenknoß! Herr Jesus, sie schwankt, halt auf, halt auf! – Bringst sie, Gust, willkommen, Gust! Gottloses Kind, gutes Kind! Murre nicht, Dithel! Gib ihr die Hand, Dithel, – sie ist –“ – Judith gab dem Knaben ein gebieterisches Zeichen, sich zu entfernen, die Alte aber rief beklommen, indem sie die zitternden Arme nach ihm ausstreckte: „Bleibe bei mir, Gust! Laß dich nicht von mir treiben, Gust! Die See ist tief, tief, und so weit, so weit! Bleibe im Lande, Gust, ersäufft Leib und Seele, Gust, bleibe bei mir, Gust!“ – Sylvian kniete erschüttert neben ihrem Stuhle nieder und faßte ihre beiden Hände in die seinen. Die Angst löste sich nach und nach unter dieser leisen, warmen Berührung, der Kopf sank zurück, die Lider fielen zu, nur die Lippen flüsterten noch ein paarmal: „Sylvchen, Sylv!“ – dann ruhten auch sie.

Die Tochter, die rasch in der Küche den braunen Labetrunk der Mutter aufgebrüht, stand schon eine Weile sorgenvoll lauschend unter der Thür, ehe jene die Augen wieder aufschlug. Sie schauderte wie vor einem Gespenst, als sie die Tochter, die Tasse in der Hand, auf sich zutreten sah; sie riß ihre Hände aus denen des Entels und wehrte in Todesangst die Gabe von sich ab. „Warum fürchtet sie sich vor dir?“ flüsterte Sylvian, erstaunt zu der Ruhme aufblickend, die er kindlich verehrte und deren geduldige Pflege er oft mit Bewunderung beobachtet hatte. Sie antwortete nicht, aber der Schatten eines unsagbaren Wehs glitt über ihr Gesicht. „Es ist Kaffee, Mutter,“ sprach sie sanft, indem sie noch einmal den Versuch machte, ihr die Tasse zu reichen. – „Gift, Gift!“ kreischte die Alte auf. „Hast wieder Gift gebraut, Dithel? Nur nüchtern nicht, Dithel, nur heute nicht, Dithel! Siehst nicht, wie er sich wehrt? Siehst nicht, wie er schwach wird? Es ist dein Erzeuger, Kind, hab Erbarmen, hab Erbarmen, Dithel!“ – Sylvian sprang in die Höhe und starrte entsetzt der einen und der anderen in das Gesicht. „Was tatest du, Ruhme?“ fragte er zitternd. – „Ich tat, was recht war, Sylvian,“ – entgegnete Judith mit erzwungener Ruhe und gab ihm die Tasse, sie der Großmutter zu reichen. Mit einer heftigen Bewegung schlug sie dieselbe aus seiner Hand.

„Du auch, Gust?“ schrie sie auf, „du auch?“ Dann, in eine flehende Weise übergehend, fuhr sie, die Hände windend, fort: „Höre nicht auf den Doktor, Gust, trau dem Pfaffen nicht, es ist ein Katholischer. Was fragen sie nach dem Fremden? Das Stümpfchen Lebenslicht, was schiert es die Fremden? Aber dein Vater, Dithel! Laß ihn leben, Dithel, nur leben! Siehst nicht, wie es

ihn widert? Siehst nicht, wie er schmachtet? Nur einen Löffel voll ohne Gift, nur einen Bissen ohne Gift! Möchtest den Geist wieder aufbringen, Dithel, ihm die Ehre wiedergeben? Ach, Dithel, Dithel, hin ist hin. Vergibst den Leib, ladest Missethat auf dein Herz, hin ist hin!“ Tränen rannen über die alten, je mehr und mehr erbleichenden Wangen; auch Sylvian weinte, ergriffen von ihren Jammerlauten, und Judith stand vernichtet.

Und jählings durchzuckte die Alte ein elektrischer Schlag. „Herr Jesus, wie er weiß wird!“ schrie sie. „Laß mich nicht allein mit ihm! Einen Vermut, Mann! Es schützt ihn, er nimmt ihn nicht. Erbarme dich, erbarme dich! Wie er sich bäumt! Da, da – er jappst nur noch – tot, tot!“ Die Greisin glich dem Leichengesichte, das ihr vor Augen stand, die zitternden Lippen und Nasenflügel wurden weiß; kalt und schweißbedeckt klappten die krampfhaft zuckenden Glieder gegeneinander. Die Tochter stützte sie mit kräftigem Arm. Sie kannte die Todesboten, zählte nicht mehr auf Eröstung und Hülfe, aber sie wollte allein mit der Sterbenden sein, den letzten Kampf ohne Zeugen mit ihr durchringen. „Sattle, Sylvian!“ raunte sie dem Knaben zu, „in die Stadt zum Arzt!“ Doch Sylvian hörte nicht, er rührte sich nicht; auch er sah das Ende; er lag auf seinen Knien und murmelte Kredo und Pater-noster.

Die alte Frau schlug die Augen nicht wieder auf, aber ihr Kampf war noch nicht zu Ende. Ein harter Kampf und wohl der erste ernstliche im Leben, unter welchem das friedselige Sachsenröschchen von hinnen schied. Sie ächzte in Pausen, in denen sie bänglich um Atem rang, ein und das andere Mal schrie sie auf in wildem Schmerz und

lächelte dann wieder wie getröstet in sich hinein. Gegen das Ende steigerten sich die Gesichte zu einer Leidenschaft, die ihr im Leben fremd gewesen.

„Ich komme, Mann, ich komme!“ rief sie freudig. „Halt deine Arme auf, Frobeljobst, ich komme; wollen wieder anfangen miteinander vor Gottes Thron. Hast keinem Menschen ein Leids getan, da du drunten warst. Bist kein Reidhammel und Geizkragen gewesen, hast keine Mördergrube aus deinem Herzen gemacht. Nur deinen eignen Leib hast du verbrannt, armer Mann, und der Leib bleibt drunten für das Gewürm, aber das Herze fliegt hinauf, und unser Herrgott heilt und labt. Gelt, kein Fegefeuer drüben, alter Jobst? Bringe dir Botschaft, Bäterchen, Post aus dem Klushofe, gute Post! Alles still, still, auf der Klus. Kein Leumund mehr über den Saufaus, den Sachsenwirt, der sein Vatererbe hinuntergegurgelt, Tropfen um Tropfen, und dann Tropfen um Tropfen an dem Gifte verschmachten mußte. Die Dithel hat's wiederhergestellt; die Dithel hat's still gemacht auf der Sachsenklus. Die Dithel versteht's! – Wie es schwarz wird! Nacht, Nacht! Ich komme, Frobeljobst, ich komme!“

Judith sank zu Boden und umklammerte die Kniee der alten Frau. Sie währte sie geschieden, denn das Haupt war schlaff auf die Brust hinabgesunken. Noch aber flog der Atem, und das Herz klopfte gleich einem Hammer. Und plötzlich schnellt sie in die Höhe; in dem welken Marke ist ein Lebensfunken aufgewacht; sie steht aufrecht, die Blicke rollen wie vor einem greulichen Gesicht. „Wo dein Sohn ist, Mann? Dithel, Dithel!“ kreischt sie auf, indem sie die Tochter mit beiden Armen rüttelt. „Hörst du nicht, Dithel, wie er um seinen Erstgeborenen ächzt?“

Munkelt ihr, zwinkert ihr, ich hör's, ich schau's! – Da drüben am Wasser – der in seinem Blut – der, der – der Simon, sagen sie, der jetzt der Quellsimon heißt? Unser Weiheengel? Erbarme dich, erbarme dich! Fort, fort, du Unglückskind, fort übers Meer! – Nein, nein, hört nicht auf ihn, den Klusengel – den Friedenbringer! O du Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt! Nicht er, nicht er! Fort, fort! Der ihn erschlug, ist – – „Hinaus, Sylvian!“ schrie Judith mit gesträubtem Haar. „Stopfe deine Ohren zu, Sylvian, sie rast!“ –

Die alte Sachsenwirtin nannte den mörderischen Namen nicht. „Hilf Gott, hilf Gott!“ röchelte sie und stürzte tot zu Boden in der Tochter Arme.

Erweckung

So still war es noch zu keiner Zeit in der stillen Klus gewesen als während der Stunden, welche diesem Schreckensende folgten. Ja, Totenstille! Kein Laut der Klage oder des Trostes zwischen den beiden Lebendigen, kein Seufzerhauch; nicht ein Fußtritt hörbar, die Handhabung leise wie von Geisterhänden!

Wenige Minuten besinnungslosen Entsetzens, und die Tochter erhob sich vom Boden neben der Hingeshiedenen, richtete sie in die Höhe und trug sie auf ihren Armen in die Nebenkammer. Sie drückte ihre Augen zu, neigte und kleidete sie, bettete sie auf dem gewohnten, mit frischen Finnen verhüllten Lager; alles sonder Zeugen oder Hülfe. Der Knabe saß regungslos im Zimmer, betete und brütete über das Unbegreifliche. Und da liegt sie nun, die Frau mit dem guten Herzen, in ihrem Nachtmahlstaate, die Hände gefaltet über dem Bibelbuch auf ihrer Brust, und

die Tochter sitzt neben ihr auf dem Bettrande und starrt trocken Auges mit einem Blick des Neids, jawohl des Neids, in den Frieden, das milde Entzücken der Züge, die manchen von uns auf einem Totenantlitz zwischen den Stunden der Erlösung und Erstarrung mit Himmelreichsahnung getröstet haben.

Ohne eine Muskel zu regen, ohne deutliches Fühlen und Denken, nur einen sengenden Punkt im Herzen, saß sie lange, sie wußte nicht wie lange, als die Thür leise geöffnet ward und Sylvian in die Kammer geschlichen kam. Bleich und bebend beugte er sich über die tote Gestalt, Mund und Hände mit seinen Küssen und strömenden Tränen bedeckend. Erst dieser kindlichen Rührung gegenüber erwachte die Tochter zu dem Gefühl ihrer Verwaisung. Wohl hatte sie Mutterwillen, Mutterlehre und Schutz wenig gekannt und mütterliche Zusprache selber schon lange eingebüßt, damals, als nach der Sterbestunde des Sachsenwirts, unter mächtig andrängenden häuslichen Wirrnissen ein jäher Schlag den Geist der schwachen Frau gelähmt. Sie hatte nur den Leib noch gepflegt wie den eines kranken, hilflosen Kindes. Auch der Leib war jetzt dahin, Band und Pflicht für die Vergangenheit gelöst. Nein, nicht die Pflicht, solange die tote Gestalt noch über der Erde ruhte. Der letzte Gang ist ein Ehrengang und Vieles, Schweres herzurichten, was ihr jetzt erst klar vor die Augen tritt.

Und sie entbehrte jeder helfenden Hand. Sie würde ihrer entbehrt haben, auch wenn Knecht oder Magd nicht zufällig von dem Hofe entfernt und ihr Bruderssohn älter und erfahrener gewesen wäre. Sie, das Kind dieses Bodens, war eine Fremde unter seinen Bewohnern; sie

hatte keinen Blutsfreund, keinen Glaubensgenossen in der Gemeinde, sie mußte sich selbst zu dem schweren Wege rüsten, den sie zehn Jahre lang gemieden und dessen qualvolle Eindrücke sie nach dem erschütternden Erlebnis mit verdoppelter Schärfe im voraus fühlte. Aber sie schwankte und zögerte nicht. Entschlossen stand sie auf und verließ die Totenkammer. Sylvian folgte ihr. Zaghaft faßte er ihre Hand und fragte mit niedergeschlagenen Augen und kaum hörbarer Stimme: „Was die Großmutter im Sterben sah, Ruhme Judith, was sie sagte, das Schreckliche —“ — Sie ließ ihn nicht zu Ende reden. „Ein Wahn des Todeskampfes,“ fiel sie ein. „Aber frage nicht weiter, Sylvian, nicht heute und morgen, da sie noch über der Erde ruht. Später.“ Sie gab ihm darauf einige häusliche Anweisungen für die Stunden ihrer Abwesenheit und machte sich ohne Aufenthalt für den Gang bereit.

Sie hatte nicht erst Trauerkleider anzulegen, nur ihren Anzug säuberlich herzustellen und Kopf und Nacken gegen den Sonnenbrand durch ein weißes Linnentuch zu schützen, das ihr das Ansehen einer Nonne gab. Schon ruhte ihre Hand auf dem Drücker der Haustür, als Sylvian noch einmal hinter ihr stand. „Nur eines,“ so flehte er mit aufgehobenen Händen, „eines, Ruhme Judith, sage mir, — daß ich Ruhe finde. Ist eine Missethat in diesem Hause geschehen, — oder — von denen meines Bluts, — für die ich zum Heiland um seine Barmherzigkeit bitten muß?“ — Ihr Blick ruhte düster am Boden, die Antwort kostete ihr einen Kampf. Nach einer Pause sagte sie mit ungewohnt hastigem und schneidendem Klang: „Bete, Sylvian, bete! Irrtum und Schmach sind reichlich in diesem

Hause abzusühnen. Auch für einen Missethäter bete, – aber – nicht für einen – deines Bluts.“ Sie schlug die Thür in die Angel und stürzte über den Hof, getrieben von einem bösen, ihre Worte strafenden Gesichte. Das Gesicht ihrer Mutter im Todeskampfe, das ihrer eignen Träume und tiefvergrabenen, als Frevel gebannten, nächtlichen Gedanken! Draußen im Freien atmete sie auf. Sie stand eine Weile gewaltsam mit sich selber ringend und nahm dann raschen Schrittes die Richtung nicht nach der Stadt, sondern innerhalb ihrer eignen Flur den dörflichen Feldweg entlang.

Gewohnt, wie sie war, sich zu dem Nächstliegenden zusammenzufassen, stand ihr auch heute die Reihenfolge ihrer Obliegenheiten klar vor Augen. Zuvörderst die Anmeldeung bei dem Gemeindepfarrer und die Unterhandlung hinsichtlich der Begräbnisfeier. Solange sie zurückzudenken vermochte, war kein Andersgläubiger in dem katholischen Kirchspiele zur Ruhe getragen worden; sie kannte Person und Sinnesweise des Pfarrers, der seit etlichen Jahren das Gemeindeamt versah, nur von der Kanzel und aus den Lehren, welche Sylvian vom Schulunterrichte heimgetragen. Predigt wie Lehre waren die mildesten; aber Judith, die Kluswirtin, hätte auch das Herz dazu gehabt, allenfalls gegen harten Widerstand die letzte Pflicht gegen ihre Mutter – ehrendes Grabgeläut, Segen und Trauerrede eines Geistlichen ihrer eignen Kirche durchzusetzen. Denn so harmlos treuherzig wir uns die alte Sachsenwirtin im nahen wie fernen Verkehr mit Andersgläubigen vorstellen dürfen und so zutätig sie in ihrer guten Zeit den vormaligen Gemeindepfarrer mit dem Besten ihres Haushaltes bedient, sooft er als Seelsorger

von Mann und Sohn auf dem Klushofe angesprochen, nicht um die Welt würde sie dem Messopfer in einer päpstlichen Kirche beigewohnt, ihr Knie vor einem Tabernakel gebeugt haben, unter einer Gemeinde zumal, in welcher sie um ihres reinen Bibelglaubens willen mißachtet, wohl gar, heimlich und laut, ihr, der Regerin, der Verfall des Erbes und der Familie zur Last gelegt worden war. Es gibt einen Punkt, auf welchem auch der Schwache unbeugsam ist, und je schwächer häufig, desto mehr.

Aber auch die freier denkende, stärkere Tochter war entschlossen, nicht von einem innerlichen Rechts- und Ehrenpunkte abzulassen, und so fühlte sie sich denn keineswegs im Unklaren überrascht, als ihr, in die Dorfstraße einbiegend, der, welchen sie aufzusuchen im Begriffe stand, scheinbar lustwandelnd entgegentrat. Vielmehr kam es ihr erwünscht, die möglicherweise peinliche Angelegenheit ohne zufällige Zeugen und, wo es ihr jederzeit am wohlsten war, unter dem freien Himmel ihres eignen Reviers abzusprechen. Sie trat zur Seite und neigte sich ehrerbietig, wie sie es jederzeit auf dem Kirchwege, den rechtmäßigen Pfarrkindern gleich, getan, redete ihn darauf in bescheidener Fassung an, indem sie das Abscheiden der Mutter meldete und um ein Begräbniß nach dem Brauche ihrer protestantischen Religionsgenossen auf dem Gemeindefirchhofe bat.

Der geistliche Herr, dem Alter näher als der Jugend, aber nach Farbe, Gestalt, Ausdruck und Habitus unverkennbar ein Sohn jenes nördlichen Gebiets der Roten Erde, dessen Lüfte den Traum der Kindheit auf dem Antlitz festzubannen scheinen, war einer der Begnadigten seines Standes, deren geistiges und leibliches Wohlgefühl un-

gesucht sich spröden oder zagenden Herzen mitzuteilen pflegt. Schon daß er bedächtig, in Pausen, mit den getrennten provinziellen Zischlauten redete, heimelte die rein und fließend, gleich einer Hochgeborenen sich äußernde Bäuerin vertraulich an, und der warm sich in den ihren senkende Blick des großen, ein wenig vorliegenden, hellblauen Kinderauges gab ihr die Beruhigung einer ernstgemeinten Teilnahme, ohne das Mißbehagen lästiger Neugier zu erwecken, das lebhaftere, nicht minder wohlwollende Naturen selten vermeiden, wenn sie uns fragend und forschend gegenübertreten.

„Das sächsische Mutterchen heimgeschieden, o wehl!“ sagte er, der Wittstellerin herzlich die Hand drückend. „Nun, Gott der Herr bereit' ihr eine gesegnete Urständ! – Euch aber, brave Tochter, fülle Er in Liebe die leere Stelle. Denn, wenn ihr unsterblich Teil auch lange vor dem sterblichen in Schlummer gefallen ist, es war doch immer noch das Mutterleben, gelt? und ein gut's End eigen Leben, ich weiß, ich weiß! – reißt mit dem alten Faden ab. – Und mein Sylv, mein Sylv!“ so fuhr er nach einer Stille fort, in welcher Judith die ersten Tränen um ihre Verwaisung getrocknet, – „der noch niemals ein Auge brechen sehen, ja, ja, ein Gebet mit seinem alten Lehrer tut dem frommen Herzchen gut. Ist's Euch ge-
nehm, Jungfer Wirtin, so wandeln wir den Weg nach Eurer Klus zurück und ratschlagen mitsammen hier unter Gottes Himmel, was in Eurer Angelegenheit zu beschaffen ist.“ – So gingen sie denn zwischen den Hecken des Feldstiegs, der katholisch Geweihte und die lutherische Gemeindetochter hart an seiner Seite; denn als die letztere bescheidenlich einige Schritte zurückbleiben wollte, winkte

*

er sie zu sich heran und rief: „Hübsch hier neben mich, liebes Kind! Die Worte fließen noch einmal so leicht, wenn eines dem anderen dabei in das Antlitz schaut.“

Es entspann sich darauf das folgende Zwiegespräch. „Das selige Mutterchen war von Geburt – nun das versteht sich ja – ein Sachsenkind! Ich meine: sie war von Herzensgrunde eine Luthersche?“ hob der Pfarrer an, indem er nach Art seiner landsmännischen Glaubensbrüder die erste Silbe des Wortes lutherisch betonte. – „Von Geburt und Herzensgrunde, ja, Herr Pfarrer“, antwortete Judith. „Und hat die heilige Zehrung, so wie die Euren sie darreichen, mit auf den Weg genommen?“ – „Am Karfreitage zum letztenmal, Herr Pfarrer.“ – „Und Ihr mit ihr, Jungfer Wirtin?“ – „Ich allein mit ihr in meinem Zimmer, wie alle Jahre.“ – „Wie soll ich mir es aber auslegen, liebes Kind, daß ich Euch, seitdem ich diesem Amte diene, andächtig und regelmäßig an Sonn- und Festtagen, – außer denen, die wir Katholischen vor Euch voraus haben freilich, – in unserer Gemeinde wahrgenommen?“ – „Herr Pfarrer, ich bete in der Christengemeinde, in die ich von Gott mit meinem Vätererbe eingestellt worden bin, und habe allezeit durch des Herrn Pfarrers Lehren mich in meiner eignen Heilsordnung gestärkt gefunden.“ – „Und ist niemals eine Anwendung, ich meine so ein Spüren heimlicher Sehnsucht über Euch gekommen, Euch auch mit dem Bekenntnisse in Eure Vätergemeinde einzustellen?“ fragte der Priester ein wenig eifriger, und das Mädchen antwortete ein wenig trotziger denn bisher: „Herr Pfarrer, ich bin dem Bekenntnisse meiner Mutter nach dem Landesgesetze vor Taufstein und Altar zugeschworen.“ – „Aber der Sylb, Euer Bruders-

Kind, bei dem Ihr Elternstelle vertreten?“ forschte jener mit einem bedenklichen Seitenblick. — „Der Sohn meines Bruders steht mit dem nämlichen Rechte auf des Vaters Seite und wird ohne Anfechtung in seiner Väter Glauben herangezogen“, versetzte die Klauswirtin, ein kaum merkliches Lächeln auf den Lippen.

Nachdem der geistliche Herr auf diese Weise sein Gewissen beruhigt, gab er nach einigen weiteren ähnlichen Fragen seinen endgültigen Bescheid in den nachfolgenden, mildheiteren Worten: „Nun denn, liebe Tochter, so ladet Euren lutherischen Beichtiger ein, dem alten Mutterchen die letzte Erdenklaus nach seinem Glauben einzusegnen; und weil Euer Bruderskind seinen leiblichen Vater nicht zur Stelle hat, so will ich, als sein geistlicher Vater, dem Verwaisten an die Gruft seiner Ahne das Geleite geben.“ — Judiths Augen hatten sich gefüllt und die bleichen Wangen gefärbt. „Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen“, sagte sie leise, indem sie sich niederbückte, um seine Hand zu küssen. Ja, sie war einen Augenblick versucht, das Knie vor ihm zu beugen, denn das verschlossene Herz begriff in diesem Augenblicke, wie die Beichte vor einem wahrhaften Gottverkünder eine belastete Menschenseele zu erlösen vermöge. — „Laß gut sein, laß gut sein, Kind!“ rief der Pfarrer, seine Hand zurückziehend und sie freundlich auf die Schulter klopfend. „An welcher Stätte sollen Christenmenschen sich denn vertragen lernen, wenn's nicht einmal an einer Grabesstätte ist?“

Er ließ hiermit den leidvollen Gegenstand fallen und bemühte sich, die Vorstellungen seiner Begleiterin in eine erheiternde Bahn zu lenken, indem er, als ein sachverständiger Bauernsohn, wie er sich nannte, den vor allen

andern wohlbestellten Stand der Klusflur, zwischen welcher sie wandelten, lobpries. „Der Tausend, wie ist nur das Schenkentöchterchen zu dieser Bauernwissenschaft gekommen?“ rief er aus. – „Es hat mir im Blut gelegen, Herr Pfarrer,“ versetzte Judith, „und unser Herrgott gab das Gedeihen.“ – „Unser Herrgott – nun freilich, freilich! Indessen zwischen eines Menschen Neigung und dem Segen von oben liegt noch ein Spatium, das –.“ – „Ich hatte meinen Kopf darauf gesetzt, Herr Pfarrer.“ – Der geistliche Herr lachte. „Lutherscher Dickkopf!“ sagte er, mit dem Finger drohend. „Aber nichts für ungut, Kind. Weiß gar wohl, daß Doktor Luther nicht der Töpfer gewesen für diesen Ton. Note Erde heißt Eisenerde und gibt fest Gefäß. Nur nicht allzu fest, Jüngferchen! Dem Topfe ein Deckelchen aufgesetzt, daß das Beste nicht überläuft oder heimlich verdampft.“ – „Ich verstehe den Herrn Pfarrer nicht.“ – „Ei nun, ei nun, das Mütterchen hinüber, Haus und Herze leer, wie wär's mit einem Herrn, einem Oberherrn?“ – „Heiraten, meinen der Herr Pfarrer?“ – „Heiraten, nun freilich, heiraten, Jungfer Wirtin.“ – „Ich werde niemals heiraten, niemals!“ – „Halt, halt! Nichts verreden, Kind. Verreden heißt: nicht wollen wollen. Annoch ist man in den Jahren, da das Herz seine Stimme führt. Und wenn nun Gott der Herr im Herzen spricht: ich will?“ – „Gott will es nicht, Herr Pfarrer“, entgegnete das Mädchen mit finsterner Stirn, aber so überzeugendem Klang, daß der fromme Mann auch diesen Gegenstand fallen ließ.

„Das schöne Anwesen,“ meinte er weiterhin, „so hübsch rund beieinander! Wir Bauern bei der Arbeit denken an unsern Erben. Euer Bruder, wenn er eines Tages zu-

rückkehrt -.“ - „Er wird schwerlich zurückkehren, Herr Pfarrer.“ - „Hat er so gar nichts von sich hören lassen, seitdem er von Euch geschieden?“ - „Niemals ein Wort.“ - „Und der Sylv ist Euer einziger Blutsverwandter hiezuland?“ - „Mein einziger.“ - „Der Tausend, Mosjß Sylv! Wächst die Klus so fort, wirst du ein Herrenleben führen deiner Zeit!“ rief der Pfarrer, sich vergnügt die Hände reibend; aber seine Begleiterin stimmte ihn herab, indem sie trocken entgegnete: „Sylvian wird keinerzeit der Kluswirt werden, Herr Pfarrer.“ - „Anjeko bin ich's, der Euch nicht versteht, Jungfer Wirtin.“ - „Er hat nicht Bauernsinn und Geschick, und wenn er es hätte - ich will es nicht. Er soll studieren.“ - „Geistlich werden?“ fragte der Pfarrer, merklich belebt. - „Wenn er seine Reife hat und das Herz ihn dahin treibt, meinethalben. Borderhand soll er lernen und freie Wahl haben.“ - „Lutherscher Dickkopf!“ schalt der Pfarrer von neuem mit gutmütigem Lachen. „Aber warum seid Ihr so widerhaarig gegen ein Bauernleben, Jüngferchen, da Ihr doch selber von Herzen eine Bäuerin scheint? Mit dem Handwerk heißt das, mit dem Mundwerk ei bewahre!“

Judith zögerte eine Weile, ehe sie eine Antwort gab. Indessen schien sie zu fühlen, daß der geistliche Herr ein Anrecht zu der das Wohl seines Pfarrkinds betreffenden Frage gehabt, und so erklärte sie sich, anfänglich stockend und mit niedergeschlagenen Augen, in eingänglicherer Weise als bisher über diesen peinlichen Punkt. „Um seines - Vaters willen, Herr Pfarrer,“ sagte sie, „und um seiner Mutter willen, die als eine - Gaukelspielerin im Lande bekannt gewesen. Schon sein Name mahnt an die Fremde, und daß er ein dunkles, schwächliches Ansehn trägt, und

dann – wer kann wissen –? Nein, nein, Herr Pfarrer, die Nachbarn würden ihn nicht als ihresgleichen schätzen lernen. Es braucht einer einen harten Kopf, um als ein Fremder unter Bauern fortzukommen. Ich habe es erlebt an Vater und Mutter. Ein jeder Stand hat seine Ehre, Herr Pfarrer, und der Bauer hält auf reines Blut. Höher hinauf soll's anders sein in der Welt. Da fragen sie nicht woher, aber wohinaus? und wenn einer was hat und was kann, vergönnen sie ihm seinen Platz.“

Wie, wenn nur die erste harte Eisschicht durchbrochen, Welle für Welle das Bachwasser seinen Lauf nimmt, so mit dem lange verschlossenen Quell der Gedanken, dem Schicksal oder Anteil den ersten Tropfen entlockt haben. Ein halbsehmerzliches Lächeln spielte um die Lippen der schweigsamen Wirtin, als sie nach diesem Erguß die verwunderten Blicke ihres Begleiters bemerkte. „Woher ich das genommen habe, Herr Pfarrer?“ sagte sie; „die Klus war ein Wirtshaus ihrer Zeit, darin sich manches lernt, Gutes und Schlimmes; jetzt ist sie wie eine Klaus, und Klausner kommen auf vielerlei Gedanken. Der Sylvian soll hinaus und mit etwas Neuem einen Anfang machen.“ – „Und Ihr derweile, seltsames Mädchen?“ fragte der Pfarrer. – „Ich helfe ihm zum Anfang, Herr Pfarrer,“ antwortete sie, „und ich schaffe, was eines Tages Eignen oder Fremden zugute kommen wird. Ein anrühiges Haus bringt keinen Segen.“

Beide sprachen kein Wort weiter, bis sie das Hoftor erreichten; schweigend, mit gesenkten Blicken gingen sie nebeneinander her. In dem geistlichen Herrn kämpfte ein weiterforschendes Verlangen sichtlich mit rücksichtsvoller Schonung, und auch das Mädchen rang zwischen

Trieb und Scheu einer tiefer schneidenden Mittheilung; beider Gedanken steuerten, ohne daß sie es ahneten, nach dem nämlichen Ziel. Unter dem Tore hielt sie plötzlich still, indem sie krampfhaft nach dem Herzen faßte, brach aber ab, schüttelte heftig den Kopf und ging voran. — Der freundliche Gast lehnte es ab, als ihm die Wirtin das Geleit in die Räume ihres Hauses geben wollte; ein Gewitter ziehe sich zusammen, meinte er, und es sei gut, die Sache in der Stadt so bald als möglich zum Abschluß zu bringen. Als Judith aber, seinem Rate folgend, ihre Schritte nach dem Tore zurücklenkte, munterte er sie auf, den duftigen Waldweg im Schatten der Bergwand der sonnenglühenden Landstraße vorzuziehn. Sie zögerte und blickte mit einem Ausdruck zwischen Verlangen und Grauen nach der Gegend des Forstes. Ein Zufall entschied. Wirbelnde Staubwolken und der Lärm truppweise zum Markte ziehenden Volks drangen von der Straße herüber; rasch entschlossen schlug sie durch Garten und Kamp die heimlich einsame Richtung ein.

Seltfame Widersprüche kreuzten sich in ihrer Brust. Der lang gemiedene Pfad schreckte und lockte sie zu gleicher Zeit; sie fühlte ihr Herz im Schmelzen und hätte es umpanzern mögen vor den Eindrücken, die ihrer harrten; sie wollte keine Zeugen und spürte doch wieder nahezu ein Bangen nach dem tröstenden Menschen, der sie soeben verlassen. In dieser Unruhe hörte sie einen nachfolgenden Schritt, und als ob das Schicksal ihr die ausgleichende Bahn bezeichnen wolle, sah sie, kaum daß sie den Kamp betreten, den ersehnten Tröster wieder an ihrer Seite stehn. Auch er vermochte einen Anflug von Verlegenheit nicht zu verbergen, da er sich noch einmal unerwartet in

diesem zweiten Gehege der Kluswirtschaft einführte; er habe, so sagte er, von der Straße aus oft mit Herzenslust den kräftigen Wiesenhang angeschaut und nehme nun die Gelegenheit wahr, sich die künstliche Verieselung, durch welche eine wüstliegende Rodung so nutzbringend verwertet worden, ein wenig in der Nähe zu betrachten.

Und in der That, einem Liebhaber ländlichen Wesens mochte die Waldwiese, die sie jetzt nebeneinander durchwandelten, eine anmutende Augenschau gewähren von der Berglehne im Rücken weit hinab über die Aue bis zum Flussufer. Schmale Gerinne, aus einem Quelle am Forstsaume sickernd, befeuchteten den Grund für einen Gras- und Kleewuchs, der eben im frischesten Maiensaft stand; die Linnengewebe des vergangenen Jahres lagen, bei der sprichwörtlichen Treue der Gegend, Tag wie Nacht ohne Wächter zum Bleichen ausgebreitet; in besonderer Umhegung, von welcher ein sich absenkender Pfad nach der Tränkquelle leitete, lagerten die heute freigelassenen Tiere des Hofes, Musterstücke ihrer Art vom ostfriesischen Kind bis zum landestümlichen Vorstenvieh; ein Weidengebüsch am Rande der Wassergrube, mit den niederhängenden, frühbelaubten hellen Zweigen sich gar angenehm gegen den bräunlichen Waldeshintergrund abhebend, hielt die Sonnenstrahlen fern und die Quellentühle fest; eine also umschattete Rasenbank hätte nicht an einem einladenderen Plage der Gegend angebracht werden können.

Keine dieser Wahrnehmungen entging dem geistlichen Herrn, und für keine mangelte ihm ein anerkennendes Wort. Er klopfte über den Plankenzaun hinweg die glänzenden Weichen der Kinder, verhiess lächelnd, den Sylv zum Benehmen des Linnens anzuhalten, wenn nicht in

Bälde der Himmel selber diesen Dienst übernehmen werde; vor allem aber pries er die geschickte Anlage des Borns an einer Senkung, wo die absickernden Bergwässer, statt eingeschlossen zu versumpfen, den mäßigen Quell verstärkten, und endlich, einer hinter diesem heitern Bezeigen lauernden Absicht nachgebend, fragte er mit einem raschen Blick auf seine Begleiterin: „Die Anlage rührt von dem Quellsimon, gelt?“

Das war nun zum drittenmal an diesem Tage, daß der Name des Quellsimon unerwartet wie ein Blitz in des Mädchens Seele schlug; aber wie weit weniger heftig war die Erschütterung, seitdem das Herz sich einem milden Vertrauensbedürfnis geöffnet hatte. Nur einen Moment stand sie regungslos; dann neigte sie bejahend den Kopf, und auf die weitere Frage, ob sie den Simon gekannt, antwortete sie schon gefaßt und mit bedeutungsvollem Ausdruck: „Ja, ich kannte ihn.“

„Schau, Schau, wie weißschäumend diese Bläschen in die Höhe perlen“, hob nach einer Pause der geistliche Herr wieder an, indem er sich auf die Nasenbank niederließ und in den Brunnen zu seinen Füßen blickte. „Der Quell muß tief liegen, aber trefflich, trefflich, diese Leistung! Ich habe ähnliche in der Gegend gesehen, sämtlich nach des Simon Angabe. Das Volk nennt ihn einen Quellenfinder, schreibt ihm einen leiblichen Blick in die Tiefe zu, Zauberkünste wohl gar, eine Haselrute und dergleichen. Das Volk hierzulande hat noch mehr, als man denken sollte, von seinem alten Heidenglauben festgehalten. Was achtet Ihr, die Ihr ihn gekannt, wie Ihr sagt, von dieser seltsamen Gabe, liebe Tochter?“ – Der Frager hatte seinen Zweck erreicht, die Befragte sich wäh-

rend seiner Auslassung zu erwünschter Ruhe gesammelt. Aufrecht ihm gegenüberstehend ging sie mit Besonnenheit, ja mit einem Zuge von Befriedigung auf die Erklärung ein, von welcher er Schritt für Schritt seinem Ziele näher zu kommen hoffte.

„Der Simon Lauer“, so sagte Judith, „lachte schon damals über den Aberglauben der Leute, schalt wohl auch über das, was er eine Lästerei nannte. Sie versuchen's nur nicht, meinte er. Weil von alters her kein Born an der Stelle geflossen, wo er not tut, soll und kann kein Wasser in der Tiefe sein. Zehnmal mißlingt der Versuch, glückt er aber das elfte Mal, da schreien sie über Zauberkünste. Vom Arzte gilt das nämliche. Sterben die Kranken, ist's ihnen von oben beschert gewesen, kommt einer durch, heißt der Doktor ein Wundermann. Als ob das Gute, durch Menschenfleiß und Kraft hervorgebracht, nicht erst recht eine Bescherung von oben wäre! – Schon sein Vater, der von Vergleuten aus der Fremde abstammt, hatte dem Simon manche natürliche Kenntniß beigebracht. Im übrigen, sagte er, sei der Wald sein Lehrmeister gewesen. Das Erdreich unter den tiefliegenden Wurzeln der Eichen, die er schon als Knabe roden half, der Stand der Kräuter und Moose, das Verhalten der Tiere selber leitete ihn auf richtige Spuren. Ihm zuerst ist es aufgefallen, als er in seinen Soldatenjahren längere Zeit jenseit auf einem Hofe in Quartier lag, daß die Sauen, die sich täglich mehrmals mit Gier in einer Lache wälzten, ein vorzugsweise kräftiges Ansehn trugen. Der Schlamm wurde untersucht, und heute soll ein mächtiges Salzwerk über dem Sauenpfuhle aufgerichtet stehen. Und schon vor jener Zeit fiel ihm in ähnlicher Weise die Entdeckung

der warmen Quelle zu, in welcher jetzt so viele unserer Bauern sich nach der Ernte von Fluß und Gliederreißern heil baden. Der Simon behauptete, ein Walnußbaum, der vereinzelt auf dem Wiesenrunde gewachsen und weit üppigeres Laub und größere Früchte getragen, als die sonst spärlich in unseren Gärten gedeihen, ein Trupp blauer Glockenblumen darunter, die er sonst nirgendwo wild aufschließen sehen, haben ihn auf den Gedanken des heißen Untergrundes geführt. Das mag wahr sein, Herr Pfarrer. Aber warum hatte keiner vor ihm sich über die kräftigen Früchte oder die seltene Blume verwundert? Einen besonderen Blick hatte er doch."

"Ja, der Blick, der Blick!" rief der Pfarrer mit der begeisterten Freude eines Menschen, dem sein liebster Gedanke von einem andern bestätigt wird, — „der heimliche Sinn in die Tiefe, der die Beobachtung bannt und jedweder Kenntniß die Bahn bricht! Und nicht im sichtbaren Naturreiche allein. In der Wissenschaft von Gott heißt dieser Blick der Glaube, fällt er aber in ein Menschenherz, so nennen wir ihn Liebe. Was alle nicht sehen, sieht der Liebende, und nur der Liebende sieht recht. — Und auch Ihr, meine Tochter," fuhr er nach einer Pause zu seinem Zwecke zurücklenkend fort, „auch Ihr scheint mit einem Blick in die Tiefe gesegnet, da Ihr in so liebreicher Weise die Gaben eines Unglücklichen ausdeutet, der schweres Herzeleid über Euch verhängt. Seine Missethat an Eurem Bräutigam —.“ — „An meinem Bräutigam?“ fuhr Judith auf; „mein Bräutigam, wer sagt das?“ — „Euer Liebster denn oder Freiersmann, der mit der Zeit —.“ — „Nimmer, nimmer! Ich verabscheute den Mann, ich haßte ihn!“ — „Ihr haßtet ihn?“ rief der

Pfarrer mit unverhehltem Staunen, „ihn, den Gemordeten, bei dessen Leiche Ihr als Zeugin –.“ – „Ich zeugte die Wahrheit,“ unterbrach ihn Judith stammelnd, „die Wahrheit, – wie meine leiblichen Augen sie geschaut, – mein Herz war – für nichts in der Sache.“ Sie hatte sich geisterbleich verfärbt, die Züge waren entstellt, der innerlichste Wehepunkt aufgerüttelt; ihre Füße schwankten, sie klammerte sich an einen Weidenstamm.

Der geistliche Herr, mitergriffen von dem Ausdruck einer Qual, deren Ursprung ihn je mehr und mehr verwirrte, erhob sich von seinem Sitze und faßte des Mädchens Hand. – „Ich habe diese grausamen Erinnerungen nicht aus müßiger Neugier in Euch wachgerufen, meine Tochter,“ sagte er; „ich bekenne Euch im Gegenteil, daß ich lediglich um dieser Erinnerungen willen heute morgen den Weg nach Eurem Hause eingeschlagen. Indessen, da ich Eure Trauerbotschaft vernommen, war es meine Absicht, mein Anliegen auf eine gelegeneren Stunde zu verschieben und zurzeit nur Euren Sinn für eine zutrauliche Aussprache vorzubereiten. Habe ich Euch wehe getan, so glaubt, es war eine christliche Absicht, die ich im Herzen trug.“ – Er wendete sich zu gehen. Als er aber Judith, wie um ihn zu halten, beide Arme nach ihm ausstrecken sah, kehrte er zurück, nahm ihre Hände noch einmal in die seinen und schaute in ihre düstern Augen wie in ein Rätsel. „Ich kann es hören,“ flüsterte sie, sich allmählich belebend, „alles hören, – was verlangen Sie von mir?“ – Noch stand er eine Weile in zweifelndem Sinnen unter ihrem drängenden Blick, und da er sich endlich zur Rede entschloß, war es nicht in dem gemüthlichen Tonfall des Alltagsumgangs, sondern mit dem reinen Laut und

der eindringlichen Weihe des Priesters, der sein Amt erfüllt.

„Ihr wollt es,“ so hob er an, „nun denn: ich fordere Euch auf zu einer wahrheitsgetreuen Darstellung dessen, was Euch von des Simon Lauter Gemüthsart und Lebensweise vor seinem Unglück bekannt geworden. Die schwerste Missethat kann schon hienieden eine Sühnung finden, und Gnade für den Neuen ist nicht Gottes Amt allein. Der Vorsteher der Strafanstalt, welcher schon vor Jahren den Simon Lauter als militärischen Untergebenen schätzen lernte, und der dem eignen Eingeständnisse zum Trotz noch heute an seine Unschuld glaubt, findet kein Ziel, des Gefangenen gesittetes Verhalten, seinen sänftigenden, ja veredelnden Einfluß auf die rohen Mitsträflinge anzupreisen; des Fleißes, der Kunstfertigkeit nicht einmal zu gedenken, durch welche er, neben dem Aufwande für seinen eignen Unterhalt, manchem hilflos entlassenen Bruder eine Wohlthat erweist. Kaum daß seine Anstrengung der Fülle der Bestellungen von nah und fern genugzutun vermag. Man lohnt ihn reichlich, und da er von Hause aus nicht ohne Vermögen ist, hat man ihm vergönnt, die erworbene Sparsumme in jenem gütigen Sinne anzuwenden. Schaut hier dieses Heilandshaupt, das ich mir neulich bei einem Besuche des Gefängnisses unter seinen Schnitzereien ausgewählt und dessen Anblick mich jede Stunde an den unglücklichen Büsser mahnt. Betrachtet diesen Frieden, dieses himmlische Entzücken in dem Antlitze dessen, der um der Gerechtigkeit willen sein Leben dahingegeben. Und das in rohem Holz! Meine Tochter, die Hand, die dieses Bildnis meißelte, mag einen Menschen getötet haben im Wahn, im Rausch – vielleicht;

aber einer, der im Geiste den Tod in solcher Herrlichkeit geschaut, glaubt es mir: nun und nimmer ist er ein Mörder von Herzensgrund.“

Judith, selber einem gemeißelten Bilde ähnlich, blickte mit starrem Auge auf das kaum handgroße, in weißem Holz geschnitzte Medaillon, das der Pfarrer aus seiner Brusttasche gezogen und in ihre Hände gelegt hatte. Auch ein minder empfängliches Gemüt als das des frommen Mannes würde von der warmen, tiefen Empfindung, von dem feinen Kunstsinne der bescheidenen Gefangenenarbeit gerührt worden sein; – ob Judith etwas anderes sah als die im Innersten aufgeregten Gesichte, der geistliche Wähler erriet es nicht.

„Der Vorsteher der Anstalt“, fuhr er fort, „bereitet mit preiswürdigem Eifer ein Gnadengesuch für seinen Schützling vor, dessen Erfolg dem Unglücklichen fünf schwere Jahre seiner Haft erlassen würde; fünf Jahre nach zehn, meine Tochter! Meine Befürwortung seines früheren Wandels dürfte nicht ohne Wirksamkeit sein, zumal ich, da der Gefangene dem lutherischen Bekenntnisse angehört, meine Stimme als Parteilofer für ihn erheben würde. Nun bin ich aber erst Jahre nach jener unseligen That in mein hiesiges Amt eingetreten, und mir fehlt die Berechtigung, mich eingänglich über des Gefangenen Seelenstimmung zu unterrichten. Zwar sah und sprach ich ihn während jenes Besuches der Anstalt; aber bei seinem Anblicke sank mir das Herz für eine tiefer schneidende Berührung des Vergangenen. Der so wenig mit Mörderfinn gearbeitet hat, er blickte und redete noch weniger mit dem Sinn eines Mörders. Die Stimme tönt und das Auge strahlt im Frieden der Heiligung. „Ich

bin nicht unglücklich', sagte er lächelnd. Meine Tochter, so spricht kein Schuldbewußter oder ein Heuchler, wie es nie einen gegeben. Und doch bekennt er sich zu der That heute wie damals mit den nämlichen Worten. Hier ist ein Dunkel, eine Heimlichkeit, und es verfolgt mich Tag und Nacht, dieselbe zu lichten. Die Forschungen in der Gegend führten auf keine deutliche Spur. Die Älteren haben nur den Quellenfinder in ihm geschätzt oder geschmäht, die Jüngeren nicht auf ihn geachtet oder ihn vergessen. Er war ein Fremder, ohne Angehörige in der Gegend, dazu ein Andersgläubiger. Die einzigen verfolgbaren Fäden ziehen sich nach der Klus."

Der Geistliche machte eine Pause, griff noch einmal nach des Mädchens Hand und schloß dann seine Rede mit einer warmen Ermahnung: „Ich habe Euch nur diese einzige Stunde gesehen und sprechen hören, liebe Tochter, aber ich weiß es, daß Ihr auch im Eifer, nicht Euch selber zuliebe und keinem Feinde zuleide, ein anderes als die Wahrheit sagen werdet; deselbigengleichen als Ihr vorhin gestandet: ‚Ihr habet ihn gekannt‘ – da spürte ich's an Eurem Blick und Ton, daß es ein Kennen von Grund aus war, nicht nach Ansehn und Hörensagen wie die anderen, auch nicht mit deren Wahn und Aberglauben. Ihr kanntet ihn, das heißt: Ihr schautet in sein Tiefstes. Darum prüfet Euch mit dem Blick auf dieses Bild der Barmherzigkeit, das Ihr zum Angedenken dieser Stunde bewahren sollt. Sinnet zurück, sammelt, was die Zeit zerstreut, klärt, was durch erlittenes Weh getrübt; und an dem Morgen, wo wir von dem Grabgange Eurer seligen Mutter heimkehren werden, da öffnet mir Euer Herz um Gottes willen, zum Frommen einer christlichen und mensch-

lichen Liebespflicht.“ – Er trat nach diesen Worten rasch und ohne umzublicken den Rückweg an, hatte aber den Ausgang nach dem Garten kaum erreicht, als er einen hastigen Schritt sich folgen hörte und ein fester Griff seinen Arm von der Heckenpforte zurückzog. Judith stand hinter ihm mit fieberischem Auge und glühendem Gesicht, von einer Leidenschaft durchrüttelt, die ihm das Rätsel in ein neues Rätsel verwandelte.

„Nicht morgen oder später“, sagte sie kaum hörbar und mit fliegender Brust. „Zur Stunde, gleich jetzt hören Sie mich an, gleich jetzt. Ich weiß nicht, ob das, was ich zu bekennen habe, ein Licht über jene That ergießen wird. Ich glaube es nicht. Aber mir, mir wird es das Herz erlösen von einer Last, die es zehn Jahre lang gepreßt. Es soll so sein, ja, ja! Dreimal ist die Mahnung an mich ergangen, heute, wo es zehn Jahre ist, daß diese That geschah. Dem blöden Knechte löste sich die Zunge bei der Erinnerung an diese That, die er zehn Jahre lang vergessen. Das Sterbege Gesicht der alten Frau war diese That, von der sie nichts vernommen, noch verstanden. Und zum dritten, da kommt ein Fremder, ein Gottesbote, mit der Mahnung an diese That. Und seit er das erste gute Wort gesprochen, da treibt es mich: rede, rede zu ihm von dieser That! Und diese Quellen, die jener aus dem Erdengrunde gelockt, sie raunen mir zu: rede, rede über diese That! Ja, ich kannte ihn; keiner kannte ihn wie ich – und doch, doch –! Ich habe ihn – ich war – drei Jahre lang war ich – später – später! – Ich habe nicht zurückzusinnen. Hier,“ sie schlug mit der Hand an ihre Brust, „hier innen, da steht's wie mit Lettern, ewig, ewig! Ich habe auch keine Missethat zu bekennen, ich bin mir keiner Schuld bewußt, und

doch, – und doch –! – Segen Sie sich, Herr Pfarrer, hier im Schatten auf die Rasenbank. Da unten der Quell. Das Wasser ist ein Heiligtum im Evangelium. Segen Sie, als wär's in der Beichte. Knien darf ich nicht, aber stehen will ich vor Ihnen und mein Herz ausgießen, ausgießen, als wär's vor Gott!" – Sie beugte sich nach diesen Worten zu dem Born herab und neigte ihre Schläfe und Pulse in seiner Kühle; als sie sich wieder erhob, blickte sie ruhiger, und als der Pfarrer mit väterlicher Milde über ihre Wangen strich, löste sich die Brust in einem Tränenstrom.

„So sei es denn, mein Kind,“ sagte jener; „zur Stunde sei es, da das Herz Euch treibt. Aber keinen Aufenthalt an dieser Stelle. Schaut, wie der Himmel sich umzieht, kaum, daß Ihr die Stadt vor dem Unwetter erreichen werdet. Der Waldpfad ist menschenleer. Ich begleite Euch. Redet ohne Scheu, als ob Ihr neben Eurem Vater ginget.“ – Sie gehorchte ohne Widerspruch, schritt voran und zog den Pflöck von der Heckentür, die nach dem Forste führte. Ihr Begleiter blieb mit Absicht etliche Schritte zurück, indem er sich bückte, die am Wege stehenden Maienglocken zu pflücken. Nach einigen stummen Minuten hob die Kluswirtin gesammelt und mit sicherer Stimme ihre Mitteilung an.

Enthüllung

„Schon ehe ich auf der Welt war, ist Simon Lauter auf dem Klushofe heimisch gewesen wie ein eignes Kind. Sein Vater, der von Bergleuten aus dem Schwabenlande abstammte und seines Zeichens ein Uhrmacher war, hatte über dem Meere sein Glück zu suchen gedacht, als, des

Weges ziehend, seine Frau hier vor dem Kamp von einem Fieber geschüttelt zusammenbrach. Der Mann trug sie in das Haus, sein kaum dreijähriger Bube lief ihm weinend voran. Es war just der Tag, an welchem der neue Bau eingeweiht werden sollte, und der kleine Simon, der ein holdseliges Kind gewesen sein soll, wurde das ‚Weiheengelchen‘ genannt, weil er als erster Einkhrer in die Wirtschafft getreten ist. Daß es unter Tränen und mit einem Hülfseruf geschah, darin hat in dem hoffnungsvollen Jubel jener Zeit keiner eine Vorbedeutung gefunden. Der Name blieb ihm, und meine Mutter hat noch in ihrem letzten Augenblick den, der ihr Liebling war, bei ihm genannt.

„Keine guttätigere Hand, als die meiner Mutter, Herr Pfarrer. Sie verpflegte die fremde Frau, bis ihr letztes Stündlein geschlagen, und sorgte für Mann und Kind, bis ihre Einrichtung getroffen. Der Winter war hereingebrochen, die Fahrt übers Meer mußte bis zum Frühjahr verschoben werden. Vater Lauter fand während der Zeit für seinen Uhrenkram, mit dem er jenseits zu beginnen gedacht, hier in der Gegend lohnenden Absatz, und da er nicht wußte, wie er sich ohne Frau mit seinem Kleinen in der Neuen Welt behelfen solle, gab er den Plan in die Weite auf, kaufte für sein Reisegeld das Häuschen des Waldhegers, der vor kurzem gestorben war, und übernahm neben seinem Uhrengeschäft die Hütung des Gemeindeforstes, für welche ein Aufseher fehlte. Der kleine Simon aber, ohne Mutter im Haus, der Vater Tag für Tag im Wald oder hausierend und ausbessernd über Land, hielt sich mit Leib und Seele an die Klus, in welcher alle das Weiheengelchen gern sahen, Eltern, Bruder, Gesinde

und Gäste, vor allen aber ich, die ich in dem nämlichen Jahre geboren wurde.

„Ja, Herr Pfarrer, solange ich von meinem Leben weiß, habe ich den Simon liebgehabt, lieber als die meines eignen Bluts. Das laute Schenkenwesen widerstand mir von Natur, und ebenso natürlich zog es mich hinaus in Garten und Acker; der kleine Simon aber, als ich noch nicht laufen konnte, trug und führte mich ins Freie, suchte Kräuter und Blumen mit mir, lehrte mich spielend ihre Namen, die er alle schon kannte, ich weiß nicht woher, sie auch wohl spielend aus dem Stegreife nach Gestalt und Farbe erfand, wie er denn auch die erste Kenntniß des Bodens und seiner bebauung in mir erweckte in jener späteren Zeit, wo wir beide allein, von keiner Seele vermist oder bemerkt, wie flinke Vögel bis zur sinkenden Nacht die Gegend durchschwärmten. Denn der Simon war von Kind an wie ein Vertrauter der heimlichen Säfte, die aus dem Erdengrunde treiben, und mit der Kenntniß, die er mir eingefloßt, wuchs die Liebe, wuchsen mir auch Kraft und Geschick für die Behandlung der Scholle, so daß ich sagen muß, der Simon hat es bewirkt, wenn ich im Heranreifen den Verfall des Erbes früher und deutlicher spürte als die, welche mit Lust und Hoffnung darin hausten, und in der Zuversicht, daß mein verunreintes Heimwesen nur durch den stillen Segen der Scholle wieder zu Ehren gebracht werden könne, späterhin handelte, wie es mich trieb.

„Als nun die Schulzeit diesem kindischen Schwärmen ein Ziel setzte, da wurde der Simon erst recht ein Klusgeselle, denn er holte allmorgendlich meinen Bruder zum Schulgange ab, kehrte mit ihm zurück, arbeitete mit und nach seiner gutmütigen Art wohl auch für den Flatter-

ling, der ohne sein Zureden nimmer in eine Regel zu zwingen gewesen wäre und über welchen zu keiner Zeit ein Mensch eine stetige Herrschaft ausgeübt, als der liebe reiche Simon ganz allein, nur, Gott sei's geklagt, da jenem die Flügel wuchsen, nicht Herrschaft genug gegen den Schwarm.

„Wieder etliche Jahre weiter, und ich ging mit den beiden des nämlichen Wegs und strengte mich an, alles das nachzulernen, was der emsige Simon mir vorausgelernt; und wenn mir eine rasche Rechnung und deutliche Handschrift in meinem Hauswesen zugute kommen, ich auch die Schriften verstehe und liebe, die von dem Naturreiche handeln, – das heißt liebe, Herr Pfarrer, jetzt habe ich lange schon keine Stille in mir für ein Buch, – so muß ich also wiederum sagen: das hat der Simon an mir getan und keiner sonst. – Nach etlichen Jahren aber ging ich mit ihm allein zur Katechismuslehre in die Stadt, und daß wir beide die einzigen Kinder in der Gemeinde waren, die sich zu dem fremden Bekenntnisse hielten, das stiftete abermals eine Verwandtschaft zwischen uns. Alles in allem: wir zwei waren wie eines, verkehrten mit keinem Gespielen und gewöhnten uns darum auch nicht an die Mundart des Landes; alles bezog ich auf den Simon, und ich vermag es nicht mit Worten auszudrücken, wie mir zumute war, als die letzten Gedanken der alten Frau mich heute morgen an jene kindischen Zeiten gemahnten, damals, da, ohne zu ahnen was heiraten sei, wir uns lachend oder in Tränen die Treue verlobten und zueinander sagten: ‚Noch ein zehn, zwölf Jahre, dann heiraten wir uns, und dann sind wir Mann und Frau, und alles ist gut.‘

„So war es denn ich vor allen andern, die den Anaben in unsere Klus und, Gott sei's geklagt, – in sein Verderben lockte. Denn solch eine Schenkenwirtschaft ist eine mächtige Verführung, für einen zumal, dem ein wohlbestelltes Heimwesen gebriecht, wie dem Simon. Nicht um der losen Gesellschaft willen, die er traf, nein, sein Auge und Ohr blieben ein Kinderauge und Ohr auch in den Zeiten, da er reif geworden. Der blöde Knecht heute morgen, er sagte: ‚Der Simon war fromm wie ein Lamm‘, und die Mutter mit ihrem letzten Wort pries ihn als einen himmlischen Friedensboten. Ja, ja, Herr Pfarrer, das einfältige Auge und der brechende Blick, sie sahen recht: der Simon war ein Mensch nach Gottes Ebenbilde, und nur ein einziger Flecken hat an ihm gehaftet, der ihm auf der Klus ins Blut geimpft worden ist gleich einem Gift. Wenn der arme Junge im Winter, nichts Warmes auf dem Leibe und nichts darin, steif gefroren aus dem Walde zurückkehrte, da hieß es: ‚Hurtig einen Tropfen für die erstarrten Glieder!‘ und wenn er in der Sommerhize verlehzt und schweißtriefend gerannt kam, da hieß es wieder: ‚Einen Tropfen gegen den Verschlag!‘ Aber ein Tropfen zieht den andern an, aus der Gewöhnung wird ein Bedürfen und aus dem Bedürfen ein Laster; in diesem Lande vornehmlich und in einer Schenke, in welcher die hitzigen Getränke ohne Obhut stehen und einer dem andern ein Profit zutrinkt und an dem Ärgerniß sein Gefallen findet. Ich aber, daß ich's von vornherein offenbare, was erst weiter hinaus in mein Bekenntnis gehört, ich fühlte vor keinem Laster solch ein Grauen wie vor dem des Trunks. In einer Wirtschaft gleich der unsrigen kehrt nicht nur die Tugend ein. Mein Bruder wurde ein Spieler unter

den wüsten Gesellen, und die er seine Frau nannte, die war – sie ist tot, Herr Pfarrer, und Sylvians Mutter, darum still über sie, still! – Das sind schlimme Sitten, schlimmere vielleicht als der Trunk –!“

„Dem eignen Herzen wie dem des Nächsten verderblichere, ja gewiß, gewiß!“ schaltete der Pfarrer ein. – „Aber keine, die Gottes Ebenbild mehr entstellen, wie das Trinken, Herr Pfarrer“, versetzte Judith rasch. „Und daß jene schlimmen Sitten frech in unserm Hause schalten durften, wessen war die Schuld als des Übermaßes, das meinem Vater die Herrschaft über sich selbst, wie über Hof und Kind geraubt? Darum haßte ich den Trunk, Herr Pfarrer, und darum, darum wieder habe ich späterhin gehandelt, wie es mich trieb.“ – Die Erzählerin machte eine Pause, welche der Zuhörer nicht unterbrach. Nachdem sie die Wallung niedergekämpft, die während der letzten Bemerkungen in ihr aufgestiegen, und ihre Gedanken zu einer Folge geordnet, fuhr sie fort.

„Die Liebe zu den Gebildnissen des Grund und Bodens, wie die Erinnerung an seine Vorfahren hatte von Kindesbeinen ab in dem Simon einen Trieb zum Bergwesen angezündet, und wenn ich von klein auf sagte: ‚Ich will eine Bauerfrau werden, wie meine Großmutter selig gewesen ist, und weiter nichts‘, so sagte der Simon: ‚Ich will ein Bergmann werden, wie mein Großvater selig gewesen ist, und weiter nichts.‘ – Da nun aber die Schulzeit zu Ende ging, so wollte Vater Lauter, der ein harter und karger Mann war, wenn er auch mancherlei Kenntniß und Geschicklichkeit aufzuweisen vermochte, von seines Sohnes Lust am Bergwesen nichts vernehmen. Er hatte ein paar hübsche Flecken Rodung rund um das Waldhaus für ein billiges

an sich gebracht und sie durch Rajolen und rieselnde Wasserfäden in treffliches Ackerland umgewandelt, er simulirte auf mehr und immer mehr. Der Uhren vermochte er in seiner freien Zeit kaum hinlänglich für den Anspruch im Lande herzustellen, zumal seitdem sein Sohn die kunstfertigen Rahmen und Gehäuse darum schnitzelte, die sie von allen ihresgleichen auf unsern Höfen unterscheiden. Denn die feine, bildnerische Hand, die war auch eine der Gaben, welche dem Simon, wie man zu sagen pflegt, in der Wiege eingebunden worden sind. Damals freilich, als das junge Herz sich so mächtig von dem toten Holze ins grüne sehnte, da ahnete er nicht, daß des Vaters Härte den Grund zu eigener und fremder Wohltat für lange, mächtige Jahre legen sollte.

„Widerstand war nicht des Simons Sache, am wenigsten seinem Vater gegenüber. Er drückte die heimlichen Lockungen herzhaft hinunter, wurde des Alten Gehülfe in seinen mancherlei Hantierungen, blieb aber auch in diesen Jahren dem Klushofe ein Angehöriger wie zuvor. War der Vater über Land, so trug der Simon sein Werkzeug zu uns hinunter, und einmal hielt er sich wochenlang unablässig dort beschäftigt, als er die Wasserspeisung in dem gerodeten Kampe ausgetüftelt und lediglich mit seinem Ersparten vollführt, zum Dank und Denkmal genossener Wohltat, wie er sich äußerte. Es war das erste Unternehmen in dieser Art, das ihm geglückt; von allen Seiten wurde er um Ähnliches angesprochen, reichlich gelohnt und so jung noch an Jahren schier als ein Wunderthäter angesehen. Als er einige Zeit später das heiße Schwefelwasser unter der Wiese aufgespürt, nannte man das Badhäuschen, das darüber aufgerichtet wurde, die Simons-

quelle', und der Simon hieß seit der Zeit im Lande nicht anders als ,der Quellsimon' oder ,Simon der Quellsfinder'.

„Und auch in jenen halbwüchsigem Jahren gingen er und ich miteinander um wie zueinander gehörig oder für einander bestimmt, wenn wir auch nicht mehr wie als Kinder von Heirat zusammen redeten. Ich war in dem Alter, wo ein Mädchen sich vor solchem Gedanken schämt, aber den Trieb, ihn wahr zu machen, noch nicht kennt, und einiglich, sonder Begehr hielt auch der Simon Schritt mit meinem Sinn, so daß ich die drei Jahre Unterschied zwischen uns nicht gewahr worden bin. Aber eine weit mächtigere Menschenfreundlichkeit wohnte in dem Simon als in mir. Es war just die Zeit, wo die Sylvia auf der Klus ihr Wesen trieb und meines Vaters tobsüchtige Krankheit ihren Anfang nahm. Sanftmütigkeit war nie mein Ding, – nein, nein, Herr Pfarrer, sie war nie mein Ding!“ wiederholte sie mit Hefigkeit, einem Einwande ihres Begleiters vorbeugend, „nicht meine Gabe und auch nicht mein Loß. Ich hatte Geduld bei der Arbeit, aber keine Duldung für die Menschen; das rohe Wesen erweckte mir Ekel, vor der Sünde schwoll mir die Galle, und mit der Schande habe ich noch heute kein Erbarmen. Zu jener Zeit würde ich von Hof und Haus und als Magd in die weite Welt gelaufen, wenn nicht gar einer Missetat an mir selber schuldig geworden sein, hätte nicht der Simon mit dem Troste des Friedfertigen neben mir gestanden, bis meine Vernunft zur Reife und der Entschluß, die Unehre meines Erbes abzuwaschen, zur Oberherrschaft in mir gekommen wäre.

„Als der Simon neunzehn Jahre geworden,“ nahm die

Kluswirtin nach einer Weile gelassen wie zuvor den Faden der Geschichte wieder auf, „starb sein Vater jählings auf einem Gange durchs Land, und der Sohn, nachdem die ersten heißen Waisentränen getrocknet, konnte es nicht anders empfinden, als ob ihn ein Zwingherr freigelassen. Die heimliche Liebe zum Bergwesen seiner Altvordern wachte wieder auf, und er zauderte nicht, sie zur That zu machen. Im Grunde dachte er sich bei der Sache wohl etwas anderes, als den Stollen zu befahren und im Schachte Kohlen und Erze loszuschlagen; er meinte, das Geheime unter der Erde kennen zu lernen, wie er sich denn auch nicht minder freudig mit dem über der Erde befaßt haben und ein Kräutersammler geworden sein würde oder dergleichen mehr. Mit einem Worte, es trieb ihn, das Naturreich mit dem Kopf zu ergründen, nur etwa das Tierreich ausgenommen, für das er keine Neigung verspürte, — ich glaube, weil man es nicht ohne Tötung in seinem Innersten zu erforschen vermag. Da er aber über das Wie und Wo keine Kenntniß besaß, hielt er dafür, es zuvörderst mit den Händen anzugreifen. Ein weiteres Feld würde sich aufthun, vertraute er. Und es würde sich aufgetan haben, Herr Pfarrer. Schon daß ihm sein Vater an zeitlichem Segen weit mehr, als einer erwarten durfte, hinterlassen, daß Aufseher und Beamte schnell ein Herz zu ihm faßten, daß der Fund des heißen Quells seinen Namen in der Gegend verbreitet, alles öffnete ihm Weg und Steg. Ach, Herr Pfarrer, so frohselig habe ich einen Menschen mein Lebtag nicht gesehen wie den Simon in den paar Wochen, die er drüben im Kohlenschachte arbeiten half; aber leider war die Freude kurz.

„Sein Vater hatte in dem verwichenen Jahre, mit welchen Mitteln weiß Gott, denn der Simon war ein Riese und heil und gesund wie ein Fisch, bei der Aushebungsbehörde seine Zurückstellung durchgesetzt und der Simon nach seiner vertrauenden Gemütsart nicht anders gedacht, als für alle Zeit seiner Soldatenpflicht ledig zu sein. Da traf ihn denn die plöbliche Berufung für einen Bordermann, der übers Meer entkommen war, gleich einem Wetterschlag. Kein Mensch kann vorausagen, Herr Pfarrer, welchen Sinn der Eifer in einem hervorlockt, daher mag es wohl sein, daß in einer Zeit der Drangsal, aus Liebe zum Land und seinem Herrn auch der Simon seinen Abscheu vor Blut überwunden und freiwillig zu Wehr und Waffen gegriffen haben würde. Bei ruhigem Sinnen aber vermochte er nicht auf ein Kaninchen loszudrücken, und mit dem Dohnenstrich, der ihm als Waldheger zustand, hat er sich niemals befaßt, so übermächtig war sein Grauen, ein Lebendiges zu Tode zu bringen.“ – „O Schicksal, Schicksal!“ rief der Pfarrherr seufzend, „und sitzt nun zehn Jahre hinter Mauern und Kiegel um einen Mord!“ – Auch Judith ließ den Kopf zur Brust herabsinken und schloß die Augen, wie um diesen unheimlichen Widerspruch auszudenken. Es dauerte eine Weile, ehe sie ihre Mitteilung wieder aufzugreifen vermochte.

„Aber in Zeiten der Ruhe,“ so fuhr sie fort, „drei Jahre lang im pressenden Rock, mit Hunderten fremder Gefellen in der Kaserne eingepfercht, die Waffen rühren lernen, die ihm so herzlich widerstanden, er, der sich gewöhnt, einsam mit seinen Gedanken in Wald und Werkstatt zu hausen und nur der stillen Gebildnisse auf Gottes Erdboden zu achten, der eben erst in Wonne und Hoffnung, frei wie

ein flügger Vogel, auß dem Neste gelugt, er war wie zerschlagen, und zum erstenmal ward ich inne, daß ich auß einem andern Blute entsprossen sei als der, welchen ich bisher wie einen Teil des eignen Lebens empfunden; ja, wäre es angegangen, ich würde mit Freuden für ihn in seine Pflicht eingetreten sein.“ – „Glaub's, glaub's!“ sagte der geistliche Herr mit gutmütigem Spott, indem er das Mädchen auf die Schulter klopfte; „die Jungfer Kluswirtin wär schon so eine, die's mit dem Mannsvolke aufnahm auch im Waffenspiel.“ – „Warum nicht, Herr Pfarrer?“ versetzte Judith ernsthaft. „Wenn Drang und Schande vom Boden abzumwälzen wäre? In alten Landesbüchern ist's zu lesen, daß die Weiber mit den Männern wider den Feind gezogen sind, und mein Vater hat eine gekannt, die gegen den Napoleon im Kampfe gefallen ist, und das war nur eine Magd, Herr Pfarrer, nicht von Haus und Hof, über welche ihre Altvordern als Herren geboten haben.“

Die stolze, trotzige Kraft des Mädchens stand bei diesen Worten so deutlich in dem festen, ruhigen Blicke ihres Auges geschrieben, daß der Pfarrherr halbblaut zu sich selber sagte: „Gott halte in Gnaden die Tage fern, wo solche Weibertugend dem Vaterlande ein Wall werden muß!“ – Doch mahnte ihn ein Blick zum Himmel, seiner beschaulichen Neigung Einhalt zu tun. Die Sonne war hinter einen Wolkendamm zurückgetreten, die Atmosphäre drückte immer tiefer mit der bleiernnen Ruhe, welche dem Kampfe vorausgeht. Er forderte daher seine Begleiterin zur unverzüglichen Fortsetzung ihrer dem Ziele noch fern scheinenden Mitteilung auf, indem er sagte: „Also der Simon scheute sich vor dem Kriegshandwerk nach seiner

friedfertigen Naturanlage und vor der Vorbereitung zu derselben, weil sie einen mehrjährigen Aufschub in dem erwählten Berufe mit sich brachte?" – Judith neigte zustimmend den Kopf und beschleunigte nach einem schweren Atemzuge ihre Rede, indem sie die Einleitung abschloß und mit der nachfolgenden Szene in die eigentliche Handlung ihrer Geschichte überging.

„Am Abend vor seiner Einkleidung kam der Simon nach der Klaus gleich einem halbtoten Mann. Mich verdroß dieses verzagte Wesen, und es war das erstemal, daß mich etwas an diesem Menschen verdroß. Im Hause war just Widerwärtiges zu schlichten, ich gönnte dem Simon knapp das Wort, und er ging in die Schenkstube, wo mein Bruder in wüster Gesellschaft um den Punschnapf saß. Sie qualmten, lachten, tobten, zeternten, sangen Schelmenlieder kraus durcheinander. Der Simon setzte sich unter sie, ohne den Mund zu rühren; aber sooft ich von ungefähr in das Zimmer trat, sah ich ihn ein Glas von dem heißen Gebräu auf einen Zug hinunterstürzen. Ich hatte niemals ein Übermaß und selber nicht ein Wohlbehagen am Trunk bei ihm wahrgenommen; jetzt, da sich sein Gesicht immer fahler und fahler dehnte, stieg eine furchtbare Mutmaßung mir zu Kopf. Ich kam eben von meinem Vater, den ich in tobsüchtigem Taumel in seine Kammer eingeschlossen, ich bebte noch vor verhaltenem Grimm, und bei jedem Becher, den der Simon zu Munde führte, zuckte mir ein Messerstich durch das Herz. Da saß er kreideweiß, stierte in einen Winkel und merkte es nicht einmal, daß ich die Stube nicht mehr verließ und meine Augen kaum von ihm verwendete. Als ich ihn nach dem Punsch gar noch ein Glas reinen Branntweins an die

Lippen führen sah, hielt ich mich nicht länger, flog an ihn heran, riß ihm das Glas aus der Hand und sagte heftig: ‚Keinen Tropfen mehr!‘ Die Kumpane lachten überlaut, der Simon aber sprang einer Leiche ähnlich in die Höhe und stürzte stumm, mit wirren Blicken aus der Thür.

„Ich folgte ihm, sobald ich mich von den höhnnenden Gesellen losgemacht. Es war im vollen Mond, die Luft klar wie bei Tageslicht. Hier oben am Kampborn erreichte ich ihn; er lag stöhnend am Boden, das Gesicht auf die Nasenbank gepreßt. ‚Simon!‘ rief ich ihn an. – Er richtete sich auf, sein Auge war ruhig wie sonst. ‚Sei gut, Judith‘, bat er mit der sanften Stimme aller Tage und bot mir seine Hand. – Ich zog die meine zurück. ‚Simon,‘ fragte ich jetzt, ‚hast du’s schon öfters getrieben wie diesen Abend?‘ – ‚Ich habe noch nie einen Rausch gehabt,‘ antwortete er, ‚und ich habe auch heute keinen.‘ Und in Wahrheit, einen Rausch hatte er nicht; aber just, daß er keinen hatte nach dem, was er zu sich genommen, machte mir so schwere Gedanken. Er mußte an ein reichliches Maß gewöhnt sein. ‚Aber du trinkst, Simon, du trinkst!‘ sagte ich. – ‚Dann und wann auf der Klus, du hast es alle Tage gesehen.‘ – ‚Ich habe es niemals gesehen, und du sollst, du darfst nicht trinken, Simon.‘

„Er setzte sich auf die Bank und blickte ohne Erwiderung in den Born. ‚Höre, Simon,‘ hob ich nach einer Stille wieder an, ‚du trittst in das Soldatenwesen und in eine arge Verführung, wenn einer nicht von Grund aus einen Damm dagegen zieht. Gelobe es mir, Simon, gelobe es dir selber hier vor dem reinen Quell, den dein Blick aus dem Verborgenen gelockt, daß du deinen Leib in Ehren halten wirst. Nie einen Tropfen, Simon, niemals, nie-

maß! – ‚Nie einen Tropfen?‘ wiederholte der Simon traurig, nachdem er eine Weile gesonnen. ‚Ich darf nicht geloben, was ich leichtlich nicht halten könnte unter den vielen, die es anders treiben, oder wenn der Leib ernüchtert zusammenbricht und das Herz gar – ach, Judith, Judith!‘ stöhnte er. Da ich mich aber unwillig von ihm wendete, faßte er sich, indem er mit Gewalt meine Hand ergriff, und sprach in heiligem Ernst: ‚Was ich dir aber gelobe, Judith, ist, daß ich nie bei einem wüsten Gelag wie diese Nacht und nimmer einen Tropfen zuviel trinken will. Bei diesem reinen Wasser, Judith, nimmer! Und wenn ich's nicht halte, sollst du mich nicht deiner wert achten und mich nicht mehr liebhaben wie bisher. Also sei's, Judith. Ich sage nicht: keinen Tropfen, aber keinen Tropfen zuviel, um deiner Liebe willen.‘

„Ich legte nun freiwillig meine Hand in die seine und setzte mich in Ruhe an seine Seite. Denn ich traute seinen Worten, als wären es Gottes Worte, und ahnete nicht, daß das Böse Macht habe über einen guten Menschen gegen seinen Willen und gegen seinen Schwur. Wir saßen lange Hand in Hand und redeten kein Wort. Es lag eine warme Feuchte in der Luft; ringsum kein Laut, kein Hauch, nur der Born tröpfelte sacht wie ein Sang aus dem untern Bereich. Und wie wir so saßen und die Tränen aus Simons Augen auf meine Hände niederträufelten, da war es, als ob ein neues Leben aus seinem Herzen in meines zöge; mich überlief es heiß und wieder kalt; es drängte mich zu ihm, und ich rückte doch von ihm fort. Aber jählings schlingt er seinen Arm um meinen Leib und drückt mich an sich. ‚Daß ich dich lassen soll, Judith,‘ murmelt er wie erstickt, ‚daß ich von dir soll, daß

ist's, das ist's!' – Ich zitterte wie ein Rohr im Sturm, aber ich riß mich von ihm los, preßte meinen Aufruhr hinunter und rebete ihm zu. ‚Du gehst nicht aus dem Lande, Simon.‘ – ‚Aber von dir, von dir!‘ – ‚Wir werden zueinander halten wie bisher.‘ – ‚Aber nicht mehr beieinander sein, in Ruhe, alle Tage, Aug in Auge, Hand in Hand. Nur selten, selten im Fluge. Dich nicht mehr sehen, Judith, dich nicht mehr haben, alles andere – aber das! Ach Judith, wie hatte ich es mir ausgemalt! Jetzt lernst du was, hatte ich gedacht, und wirst etwas, daß der fremde Mietling mit Ehren um die Hoftochter werben kann. Und wenn du was kannst und was bist – Judith, als wir Kinder waren und manchmal traurig, da trösteten wir uns, daß wir groß werden und uns heiraten, und alles war gut. Und so dachte ich wieder, daß es geschehen soll, seit mein Vater tot ist; jegliche Stunde hab ich's gedacht, im Wachen und im Traum.‘

„Und warum heute nicht mehr, Simon?“ fragte ich, denn ich war plötzlich fest und klar geworden in mir selbst und wußte, daß wir uns lieb hätten wie Mann und Weib. ‚Drei Jahre Frist, was tut's, wenn einer dem andern traut?‘ – ‚Wahr, Judith, wahr!‘ rief er mit frischem Leben und zog mich noch einmal an sich, und diesmal ließ ich es geschehen ohne Scheu. ‚Du willst harren und mein sein, Judith, wahr, wahr?‘ – ‚Ich will harren, daß ich dein sei, Simon, und wäre es zehnmal drei Jahre.‘ – Er loderte wie in Flammen, er sprach Worte, Worte, hier drinnen stehen sie mit Lettern, er – er –.“ – Das Mädchen flüsterte nur noch; der Schauer einer seligen Erinnerung durchbebte sie.

So schritt sie eine lange Weile in sich versunken; sie

schien ihren Begleiter vergessen zu haben, der ihr mit gesenkten Blicken folgte und sie endlich durch ein Räuspern an ihre Aufgabe erinnerte. Sie errötete, besann sich und fuhr fort: „Seine Zweifel wachten wieder auf. ‚Drei Jahre,‘ klagte er, ‚und du bist siebenzehn, Judith; die Männer sehen dich an mit Blicken – du merkst es nicht, aber ich, ich – diese Nacht der Papiermüller –!‘ – ‚Was verschlägt’s?‘ sagte ich, verdrossen über derlei Anwandlungen. – ‚Er ist ein Reicher, ein Stadtbürger, und du bist eine Hoftochter, Judith!‘ – ‚Was verschlägt’s?‘ fragte ich noch einmal. – ‚Die Wirtschaft liegt im argen; einer, der Geld hat, ist ein Fund. Sie werden dich zwingen, dein Bruder mit Spott, die Mutter mit Tränen, der Vater mit Zorn.‘ – ‚Ich lasse mich nicht zwingen,‘ sagte ich.

„Und das ist wahr; Herr Pfarrer, ich hätte mich nicht zwingen lassen, weder mit Spott und Zorn, noch auch mit Tränen, nicht von dem einen weg und noch weniger dem andern zu. Ich hätte mich nicht zwingen lassen, auch wenn der Simon wirklich nur ein armer Mietling und ich selber noch eine Hoftochter gewesen wäre, wie sie zu Väterzeiten auf der Klus erworben worden sind.“ – „Glaub’s, glaub’s“, murmelte der geistliche Herr. – Das Mädchen aber fuhr, ohne der Unterbrechung zu achten, fort: „Ich lasse mich nicht zwingen,“ erklärte ich, und der Simon beruhigte sich, und wir saßen noch lange beisammen oben am Born wie Bräutigam und Braut. Dann ging der Simon fort, die letzte Nacht in seinem Hause zu schlafen – und das sind kommenden September dreizehn Jahre.“

Wieder ging Judith eine Weile schweigend voran, und der Pfarrer folgte ihr in kaum geringerer Bewegung als

sie selbst. Die Zeichnung des Simon stimmte zu seinen Voraussetzungen; aber wie verändert, wie verwirrend die Lage! Wo er tödliche Kränkung, Haß, Rachegefühl wohl gar vermutet, fand er Liebe, Liebe so tief haftend, wie er sie in seinem Stilleben nimmer in einem Weiberherzen geschaut. Das Mädchen war des Mörders Braut, nicht des Gemordeten. Der fromme Mann begriff, wie der Verdacht gegen seinen Schübling unter diesem neuen Lichte wuchs, wenn die Triebfeder der Eifersucht weiteren Raum gewinnen sollte, und so hörte er mit einer fast kindlichen Spannung dem Lauf der Entwicklung zu.

„Mit dem Tage, an welchem der Simon die Nachbarschaft verlassen,“ erzählte Judith, „da schien es, als ob ein guter Geist vom Klushofe gewichen sei, der die letzten Spuren von Ordnung und Frieden darin gebannt. Mein Bruder, der seinen einzigen redlichen Anhalt verloren, wirrte sich immer dichter in Teufels Garn, beim Vater kam die Krankheit zum Ausbruch, die man mit Grund einen Wahnsinn nennt; mich aber, Herr Pfarrer, mich wurmte die überschwellige Schande um so tiefer, seitdem ich einen braven Menschen mein eigen nannte, auf den sie durch die meines Blutes überging. Mein Herz verhärtete sich gegen Vater und Bruder, seitdem sein Sänftiger fortgezogen war; nur gegen die Mutter, die unschuldsvoll vertrauend, lachend diese Minute und die nächste weinend, inmitten des wüsten Getriebes stand, gegen sie steifte es sich wohl nicht; aber das Leidwesen, mit welchem ich auf die gute Frau herniederschaute, wie auf ein Kind, das keiner in seinen Nöten um Hülfe anspricht, das lag von der Härte nicht weit entfernt.“

„Eine Frage, mein Kind“, schaltete an dieser Stelle

•

der Pfarrherr ein. „Wußten die Curigen um das Verlöbniß mit dem Simon?“ – „Nein, Herr Pfarrer“, antwortete Judith. „Ich würde es nicht verhehlt haben, hätte einer darauf gemerkt und danach gefragt; aber freiwillig bekannt habe ich es auch nicht bei der Verfassung im Haus und viele Jahre vor der Zeit, da es galt. Ich ging meinen Weg für mich, und der Weg war rauh. – Der Arzt meines Vaters, von Ihrem Vorgänger im Amt, Herr Pfarrer, unterstützt, brachte eine Behandlung in Vorschlag, die einzige, wie man sagt, die einen ausgearteten Trinker auf Maß und Vernunft zurückzuführen vermag.“ – „Speise und Trank mit Branntwein zu versehen, gelt?“ fragte der Begleiter.

„Ja, Herr Pfarrer, nicht ein Tropfen und Bissen untermischt. Eine grausame Verordnung und gefahrvoll, wenn der Leib erst verbrannt, dann vereselt, nicht allmählich eine nüchterne Kost ertragen lernt. Auch stemmte die Mutter sich mit ihren letzten Kräften gegen das Unternehmen, das sie eine Vergebung nannte; mein Bruder, gleichgültig oder schwankend, ließ mir freie Hand, und der Simon mißbilligte es zwar nicht, aber ich spürte gar wohl, daß ihm das Herz gefehlt haben würde, es gegen den Widerwillen und die wachsende Schwäche des Kranken, wie gegen Vorwürfe und Tränen der Mutter durchzusetzen. Ich hatte dieses Herz, Herr Pfarrer. Ich allein bereitete und reichte dem sich Sträubenden die ekle Nahrung, ich überwachte und wehrte es, wenn die Mutter einen untermischten Tropfen oder Bissen unterzuschieben versuchte; ich dachte eine Seele zu retten auf Kosten und Gefahr eines halbzerstörten Leibes – und ich habe mich keiner Sünde angeklagt, als die Probe mißlang. Nein, nein!“

Das Mädchen blickte düster, und ihre Stimme klang herb bei dieser Rechtfertigung. Ihr Begleiter suchte vergebens nach einem tröstenden Zuspruch, aber sein Auge feuchtete sich in jenem tiefsten Erbarmen, das uns erfüllt, wenn wir den Frieden des Herzens einem gerechten Willen zum Opfer fallen sehen.

„Kaum daß die Augen meines Vaters sich geschlossen,“ fuhr sie fort, „als auch die zeitweiligen Stützen des Hauses jach und schnöde zusammenbrachen. Die Feindseligkeiten der alten Nachbarn gegen das fremde Wesen traten mit Schadenfreude zutage, – nein, Herr Pfarrer, nimmer dürfte der Sylvian in dieser Gemeinde als Bauer hantieren! – Die neuen Freunde zeigten nur Mißtrauen gegen den verrufenen Erben, den sie selber erst in Verruf gebracht. Von keiner Seite eine helfende Hand. Drohung jagte die Drohung, Klage die Klage, Pfand das Pfand – und der Leichnam ruhte noch über der Erde. Leib und Seele der Mutter, schon durch das Krankenbett im Grunde erschüttert, brachen zusammen in diesem Sturm, den Bruder wirbelte er hierhin und dorthin wie ein mürbes Blatt, – am Ende übers Meer; ich, ich steifte mich, ich trogte ihm, Herr Pfarrer, und ich habe ihm standgehalten.“

„Ich hätte jetzt gehen, die alte Frau und den Knaben zu mir nehmen und still mit ihnen leben können bis zur Vereinigung mit dem Simon, die mir als Ziel Tag und Nacht vor Augen stand. Ich arbeitete gern und besaß ein mäßiges Erbteil, das eine sächsische Wuhme um meines protestantischen Glaubens und des durch ihre Patenschaft mir zugefallenen Namens willen für mich hinterlassen; ich war auf die Verwendung eines treumeinenden Anwalts in der Stadt, der die Verhältnisse durchschaute und mir

auch späterhin redlich geraten hat, vor der Zeit von den Gerichten mündig gesprochen worden; kurzum, ich konnte gehen. Aber mein Sinn stand anders. Ich hatte ein Recht, auf dem Hofe zu bleiben, und ich blieb. Freilich ohne Unterlaß in Kämpfen mit meinem Bruder, in häßlichen Kämpfen, Herr Pfarrer, denn es galt das Mein und Dein zwischen Erben eines Bluts. Zuvörderst um den Nachlaß der Ruhme, mit dem er sich zu retten gedachte und welchen der Pläneschmied, der nie einen sichern Untergrund gefühlt, früher noch als sein Vatererbe in eiteln Luftschlössern verschwindelt haben würde. Dann aber um die Werbung des reichen Müllers, des einzigen der windigen Kumpane, die bei ihm standgehalten, weil er sein Auge auf mich geworfen und auf unsere Not seine Hoffnung baute. Aber ich wehrte mich, Herr Pfarrer. Ich wehrte mich für mich selbst, für eine alte Mutter, für ein schutzloses Kind, für den Hof meiner Väter, vor allem jedoch für den Mann, dem ich meine Treue verlobt, und darum würde ich auch gegen einen herzhafteren Angriff die Oberherrschaft behalten haben.

„Es währte nur kurze Zeit, bis er einsah, daß er den Hof nicht behaupten könne. In der wüsten Schenke herbergte nur noch wüstes Gesindel; die Landwirtschaft stand still. Es hätte klein und von Grund aus wieder angefangen werden müssen, aber Bauernarbeit ekelte ihn an, und Rat wie Tat versingen um so weniger, weil ich es war, die sie bot. Denn, Herr Pfarrer, wir stammten aus einem Blut, aber unser Wesen widerstand sich wie Wasser und Öl; es kam zu keiner Einigung. Auch fiel ihm der Entschluß, sein Vatererbe loszuschlagen, nicht schwer. Desto schwerer die Ausführung. Er hatte auf reichliche Überschüsse gerechnet,

hundert schwindelnde Pläne auf diese Überschüsse entworfen, heute diesen, morgen einen andern, – und er erhielt nicht ein Angebot, das seine Schulden gedeckt. Die Auswanderungssucht war dazumal gleich einer Krankheit selbst unter den Vermöglichen im Lande eingerissen, Grund und Boden im Wert gesunken; die begonnene Eisenbahn mußte den Verkehr auf der Landstraße verschlingen, kaum noch ein Jahr, und der Klusgasthof stand ohne Einkehr, die weitläufigen Baulichkeiten hatten keinen Zweck; ganz natürlich, daß keiner kaufen oder nur um ein Spottgeld kaufen wollte.

„Meine Stunde hatte geschlagen, jetzt trat ich auf. Ich tat ein Gebot, das just die Pfandgläubiger befriedigte, und mein war das Anwesen, wie es stand und lag. Mit den Wucherern und Spielgesellen, dem Papiermüller an der Spitze, unterhandelte ich kurz und scharf auf Frist; meinen Bruder selbst, der jetzt in meine Hand gegeben, hoffte ich durch Not zur Ordnung umzuwandeln. Das Schenkenswesen wurde nur noch obenhin unterhalten, übles Gesindel unerbittlich von der Tür gewiesen, die Landwirtschaft dagegen kräftig in Angriff genommen, manches verbröckelte Ackerstück mit der Zeit wieder eingelöst. Und Wiese und Feld, Herr Pfarrer, sproßten nach der langen Brache empor, aber die Saat in dem Menschenherzen blieb ohne Keim. Er war in meiner Gewalt, und ich weiß keine Zucht, die mir zu schwer gewesen. Gute wie böse Worte verwehte der Wind; gegen den Zwang setzte er die Flucht. Freilich um wiederzukehren, denn Nachhaltigkeit war nicht seine Natur, auch nicht in der Bitternis. Ich gab den Bruder, den ältern Bruder, auf und handelte wie gegen einen Knecht, endlich wie gegen ein Kind. Ich setzte ihn

auf Lohn, auf Tagelohn gar, nach dem Maß seiner Arbeit; ich ließ ihn darben, sperrte ihn aus und sperrte ihn ein; ja, ich sperrte ihn ein, hielt ihn gleich einem Gefangenen im eigenen Haus, wenn er durch Spiel oder Ausschweifung eine Strafe verwirkt, die ich mich bis zum letzten scheute vor den Gerichten öffentlich zu machen. Als aber alles nicht verschlug, wußte ich am Ende keinen Rat als den der härtesten Not, einzig auf eigene Kraft im fernen, noch unwirthbaren Land.

„Der Plan der Ausführung widerstand ihm keineswegs, im Gegenteil, das fremde Leben lockte ihn. Aber vor der Ausführung zuckte er zurück. Nicht einmal, zehnmahl, Herr Pfarrer, war er fort und wieder da. Nur noch diesen Glücksversuch in der Heimat, oder jenen, der ihm auf dem Wege eingefallen, nur die alte Mutter noch einmal sehen, oder sein Kind und Sylvias Grab! Und dann umklammerte er meine Kniee, weinte, raufte sich das Haar – eine Stunde später aber sang er Schelmenlieder oder knöchelte mit irgendeinem wüsten Gesellen. Gegen Sturm und Troß hätte ich's aufgenommen, aber ich hatte weder Macht noch Duldung gegen ein windwendisches Wesen wie dieses. Seine Gegenwart brannte mich wie zehrendes Feuer, zumal seit ich gewahr ward, daß das Kind, der Sylvian, seine ernsthaften Augen dafür aufzuschlagen begann. Er mußte fort ohne Erbarmen, und so wurde denn endlich die drohende Haft des Turms, einer Wechselschuld halber, die er von neuem im Spiel eingegangen, die Rute, die ihn trieb.

„Ich hatte diese Schuld eingelöst, aber ohne sein Vorwissen, Herr Pfarrer; denn mit freier Wahl würde er nimmer gegangen sein, dagegen die Heimlichkeit einer

Flucht seine Einbildung kigelte, tausenderlei Anschläge gegen abenteuernde Gefahren ihm als Kurzweil aufstiegen. So schied er. Fort aus seinem Land, fort von Mutter und Kind. „Wenn du ihm Vater sein kannst, lehre heim“, hatte ich gesagt. Er ist nicht heimgekehrt, und ich, ich habe ihn fortgetrieben, vielleicht in sein Verderben, vielleicht in sein Grab – erst den Vater, dann den Sohn!“ –

„Ihr tatet, was recht war und darüber, arme Tochter“, sagte der Pfarrer, ihre Hand drückend, und Judith versetzte mit schneidendem Ernst: „Es war recht, und es war not, Herr Pfarrer. Aber wer also recht tun müssen, der wird nimmer wieder froh.“

„Ich habe, Herr Pfarrer,“ so nahm sie nach einer gegenseitigen Stille ihre Mitteilung wieder auf, „ich habe eine lange Weile nur von mir verhandelt, und es ist doch eines andern Schicksal, das Sie zu wissen begehren. Die Wahrheit ist, daß ich den Simon während seiner Soldatenzeit nur selten und im Fluge gesehen, da bald nach seinem Eintritte das Regiment in einer entlegeneren Gegend Quartier bezog, und daß es mir lieb war, meine Anfechtungen ohne seine Zeugenschaft durchzustreiten. Allezeit aber hat er im Hintergrunde meiner Gedanken gestanden. Ich sagte wieder wie als Kind: ‚Noch soundso viel Wonden und du bist des Simons, und alles ist gut!‘ Ich sputete mich darum Nacht wie Tag, um alles rein und ehrbar hergestellt zu sehn, wenn er als Herr einziehen werde in meiner Väter Hof, hatte auch niemals ein Arg, daß er seinen Leib anders als rein und ehrbar erhalten haben werde nach seinem Schwur. Es war eine Zeit der Probe für ihn wie für mich; vielleicht aber, daß sie nicht ein so grausames Ende genommen, wenn ich schon

damals wie später eingesehen, daß seine Aufgabe die schwerere war. Ich stritt wider die Unart der andern und schaffte für mich selbst nach eigener Art. Er hatte andern stillzuhalten gegen seine Art und zu streiten wider eigene Unart. Ich konnte mich behaupten, denn ich war richtig gestellt, aber mein harter Sinn am wenigsten würde eine Probe wie die seine bestanden haben. – Und weil ich denn nicht aus Erfahrung ein Urtheil über seine Verfassung in jenen Jahren abgeben, nicht beweisen kann, ob das Laster des Trunks zu einer ständigen Gewöhnung in ihm ausgeartet oder nur in gelegentlichem Ausbruche mir vor Augen getreten ist, – wiewohl ich das letztere glaube, Herr Pfarrer, – so will ich mich nun nicht länger sträuben, Ihnen die Begegnung vorzuführen, die mich und ihn auseinandergebracht und von welcher ich nimmer geglaubt, daß meine Lippen sie gegen eines Menschen Ohr berühren würden.

„Des Simon Truppe sollte in der Kürze nach der Stadt verlegt werden; zum Herbst würde er des Dienstes ledig gewesen sein; jetzt schrieben wir April, und es war an dem Tage, an welchem ich auf die drohende Wechselhaft den Plan von meines Bruders Entfernung gebaut. Rasch entschlossen, machte ich mich auf den Weg nach der Stadt, um mit dem Anwalt Rücksprache zu nehmen. Denn in der Sache war ich mit mir einig, nur über die gesetzliche Art und Weise mußte ich mir Auskunft verschaffen, zumal den Durchstechereien des Müllers gegenüber, dessen hinterhältige Lauer ich kannte. Ich hatte meinen Bruder allein in der Schenkstube verlassen, die noch mäßig im Gange war und bis zur Vollendung der Eisenbahn bleiben sollte. Denn mit dem Geld ging es mir knapp zu der Zeit, so

daß ich mich eines Vorteils nicht leichtlich entschlagen durfte. Nebenbei scheute ich mich vor einer Veränderung Knall und Fall, da die Sache in Wälde ohne Aufsehn einschlummern mußte; vor allen Stücken aber hatte ich mich darauf gesetzt, daß das urväterliche Recht nicht in dem Berruf von meines Bruders Betrieb, sondern in Anstand und Ehren seine Endschaft erreichte. – Mit schwerem Herzen schritt ich auf dem Wege, den ich heute zum ersten Male seit jenem Tage wieder betrete, und glaubte einen Boten von oben gewahr zu werden, als ich plötzlich den Simon aus seinem Waldhause treten sah.

„Er trug wieder den schwarzen Bergmannskittel, an dem er in aller Eile noch knöpfte und schnallte, die bunte Soldatenmütze auf seinem Kopf aber schleuderte er hoch in die Luft und jubilierte wie eine Lerche, da er mich erkannte. Er fand kaum Worte vor Jaß und Lust – er war frei und entlassen ein halbes Jahr vor der Zeit, der glücklichste Mensch auf Gottes weiter Welt! – Die gute Botschaft tröpfelte Balsam auf meine ägenden Schrammen. Nun hatte ich ihn, durfte ihn halten und hegen, und alles Schwere schien mir federleicht. Dennoch als er Miene machte, mich nach der Stadt zu begleiten, wehrte ich ihn ab. ‚Spare das Gerede,‘ sagte ich, ‚bis alles in Ruhe und Ordnung ist. Geh voran zur Klus. Am Abend sprechen wir uns allein vor dem Born oder oben bei Mutter.‘ Er stuzte wohl bei dieser Zimperlichkeit, war aber zu froh zum Verdruß und flog mehr als daß er ging auf dem Kluswege zurück.

„Mein Geschäft zog sich unerwartet in die Länge, die Sonne war schon gesunken, bevor ich den Heimweg antrat. Aber es war abgetan, der Simon heim und mein

Herz froh wie noch nie. Ich hätte singen mögen, nur daß ich von Natur keinen Sang in Ohr und Brust gefühlt. Ich ging wieder durch den Wald. Wäre er doch mit mir gewesen! Wie reute mich jetzt meine schwachmütige Anwendung. Hinter jedem Baum glaubte ich ihn hervorspringen zu sehn. Am Waldhause lauert er doch, hoffte ich, und als er auch am Born nicht lauerte, war ich verdrossen gegen ihn, aber weit, weit mehr gegen mich selbst. Ich flog nur noch vor Ungeduld und trat vom Hofe her in das Haus.

„Aber schon im Flur höre ich ein Tuscheln, daß das Herz im Leibe sich mir wendete; ich öffne und stehe auf der Schwelle wie gewurzelt. Da sitzen der Müller, mein Bruder und – der Simon um den dampfenden Napf, und keiner, auch der Simon nicht, bemerkt mich unter dem Qualm und Lärm. Ich kann nicht sagen, daß Böllerei von Grund aus meines Bruders Laster gewesen; nur wenn Gesellschaft oder Spiel ihn erhitzt, geriet er in ein Übermaß; heute aber war er trunken von außen und innen. Die Augen zuckten Blitze, Hände und Füße flogen wie die eines Gliedermannes, krause Reden und Reime schwirren gleich Irrewischen zwischen seinen Lippen hervor. Er hatte den Freunden das, was er als eine Heimlichkeit auszuführen gedachte, enthüllt und schilderte im voraus Herzeleid und Gefahr seiner Trennung und Flucht. Mein Name wurde genannt als der einer grausamen Drängerin, der Müller wie ein Bruder und Helfer gepriesen. Dazwischen glogte und brüllte dieser rohe Kumpen gleich einem Stier. Nur der Simon gab keinen Laut, klingte aber an bei jedem neuen Spruch und leerte das Glas auf einen Zug öfter als beide zusammen. Er sah weiß aus wie ein Geist.

Die aber weiß und stumm werden im Trunk, denen staut sich das Geblüt und wirbelt die wilden Triebe in die Brust, die sonst gebannt in heimlicher Kammer ruhen.

„Die Empörung brach aus, ich schlug heftig die Türe zu. Mein Bruder stürzte auf mich zu, riß mich mit Gewalt an den Tisch und preßte sein Glas an meine Lippen. – ‚Mein Henkertrunk!‘ schrie er, ‚du der Henker, Dithel, trinke, trinke!‘ – Ich nahm ihm ruhig das Glas aus der Hand und setzte es auf den Tisch. Meine Kehle war zugeschnürt, aber es mag wohl ein giftiger Blick gewesen sein, der statt des Wortes zu dem Sinnlosen hinüber schoß, denn er ließ mich los, starrte mich an und sagte gewichtig, als wären seine Worte Gold: ‚Ja, du Macht, Weib, denn du hast Willen, ja, du hast Willen, denn du hast kein Herz. Weib ohne Herz, du umgarnst einen mit deinem Willen, wie die Spinne die Fliege mit ihrem Netz. Den eignen Mann spönnest du ein, saugtest ihn aus und spännest fort. Spinne du, Dithel, Spinneweib, Spinne!‘

„Und so strömte er weiter in nichts-nützigen Anklagen und Klagen, wie ich sie schon oftmals vernommen und überhört. Kein Mensch konnte wissen, Herr Pfarrer, was Wahrheit oder Schauspiel in dem Menschen war. Und jählings wirft er sich an die Erde, umstrickt meine Kniee, daß ich mich niedersetzen muß, um nicht zu fallen, schluchzt, daß ihm die Tränen wie Bäche über die Backen rinnen, und beginnt seine alte Litanei: ‚Rette mich, Dithel!‘ stöhnte er, ‚stoße dein Blut nicht von dir, Schwester! Das Meer ist tief, tief und so fern, so fern! Laß mich nicht untersinken; deine Hand, Dithel, deine Hand! Da sitzt er, der reiche Mann!‘ – Er wies auf den Müller, der lallend mit dem Kopfe nickte und seine Arme nach mir

streckte. — „Krösus heißt er, der reiche Mann, und Wammon hat er, nach dem du ankerst und mit dem du geizest, Dithel! Nimm ihn, nimm ihn, den reichen Mann. Du hast es ihm angetan, Dithel! Da, da, seine Hand! Sage ja, zerreiße den Schein, rette mich, rette mich, Dithel!“

„Ich hörte nur noch wie im Traum, blickte nur scheu nach dem Simon hinüber, der zusammengesunken, stumm und weiß wie ein Göze sein Auge in meines bohrte, — nicht mehr ein Menschenauge. Ich fürchtete mich vor ihm. Ich ertrug es nicht länger, stieß mit der Hand den Müller, mit dem Fuß den Bruder von mir, daß der Tisch mit Gläsern und Lichtern zu Boden fiel, und so im Dunkeln stürzte ich aus der Tür und in meine Kammer hinauf. — Ich warf mich zu Boden, meine Sinne vergingen.“ Judith stockte, als werde ihr die Kehle zugeschnürt. „Eine Weichte, eine Weichte!“ murmelte sie; „gut, gut, auch das! — Ein sengender Atem an meinem Gesicht — eine eisigkalte Hand um meinen Leib — Töne, Töne — wir rangen — ein Augenblick — Wut gegen Wut —!“

Sie machte eine Bewegung, als scheuche sie ein Gespenst. „Denken Sie's — oder nein, denken Sie es nicht. Es ist gesagt, gut, gut!“ preßte sie hervor, und nach einer Pause fuhr sie fort in fliegender Hast: „Hilf Gott, hilf Gott!“ ächzt die Mutter nebenan. Seit ihrem Elend ihr stündlicher Jammerlaut. Der Wahnsinnige stuzt, ich reiße mich los, raffe mich auf, jage aus der Kammer und schließe die Tür. Ich lausche. Alles seelenstill. Nun hinunter. Ich hätte schreien mögen vor Wut und Qual und doch jedes Auge und Ohr verstopfen vor der Schmach, die gleich einer Wetterwolke über dem Hause gehangen. Alles war aus zwischen mir und ihm, welchen ich im Herzen

zu seinem Herrn gesetzt, aber vor den andern mußte er rein bleiben!

„Ich spürte umher, die Wirtsstube war leer, der Bruder mit seinem Kumpan auf und davon, das Gesinde zur Ruh. Sie schliefen im Seitenbau, keiner wußte von dem Gefangenen oben in der Kammer. Ich zündete Licht an, daß es hell leuchte über Straße und Hof; ich durfte nicht rasten, ich mußte Ordnung unten schaffen, um bei einem anklägerischen Zufall darauf hindeuten zu können, daß ich die Nacht nicht müßig in meiner Kammer verbracht. Eine Nacht, eine Nacht ohne Ende! Mehr als einmal brach ich zusammen, hoffte, daß ich's nicht überstehen werde. Aber dann steifte ich mich wieder und wollte es überstehen. Ich hatte im Leben nur einen Menschen zum Glück gebraucht – ich wollte keinen Menschen brauchen, fertig werden ganz allein. ‚Bestien sind's alle, alle!‘ schrie ich auf, und kaum daß ich's ausgedacht, brach der Jammer wieder hervor, und ich preßte mein Tuch in den Mund, das Geschrei in die Brust zurückzubannen. Treppauf, treppab die ganze Nacht. Lauschen hier, lügen dort. Zehnmal wollte ich hinein, das Ungetüm zu erwecken, zu verjagen. Zehnmal prallte ich zurück. ‚Das Weiheengelchen, den Friedensbringer!‘ stöhnte ich. ‚Ein Augenblick der Raserei gegen zwanzig Liebesjahre!‘

„Der erste graue Dämmer gen Morgen. Jetzt mußte es sein. Ich fürchtete mich nicht, aber ich zitterte; kaum daß ich den Schlüssel zu drehen vermochte. Die Kammer war leer, das Fenster offen. Ich beugte mich hinaus, tausend Messer in der Brust, – da unten muß er liegen zerschmettert in seinem Blut. Nein, nein, da unten liegt er nicht. Nicht im Rausch hat er sich hinabgestürzt, mit

ernüchterten Sinnen sich über die Hecken auf die Straße geflüchtet. ‚Fort, fort auf ewig!‘ schreie ich in hellem Wahnsinn und jage ihm nach über den Hof.

„Oben am Born, da liegt er auf seinen Knien, taucht den Kopf in den Quell, nezt Hals und Brust und fühlt sich klar. Ein aus dem Grabe Erstandener! Mich schaubert's über den Leib, so fühle ich seinen Frost, und doch in mir ein Sud und vor meinen Augen Sternenzucken. Zurück kann ich nicht; vorwärts, reden auch nicht. Jetzt richtet er sich auf, bringt seine Kleider in Ordnung und wird mein gewahr. Ich fahre zusammen, er nicht. Aber traurig blickt er, todestraurig; in meiner letzten Stunde sehe ich ihn noch, diesen traurigen Blick. ‚Lebe wohl, Judith‘, sagte er leise, daß ich's kaum verstand. Ich starrte zu Boden und hatte keinen Laut.

„Dein Treuspruch ist gelöst‘, hob er nach einer Weile wieder an. – ‚Er gilt!‘ hätte ich schreien mögen – und sagte kein Wort. Er aber redete weiter, gänzlich ruhig, gänzlich gefaßt, wie einer, der auf seinem Sterbebette abgeschlossen. ‚Ich kenne mich nicht mehr‘, sagte er. ‚Ich bin nicht mehr ich; aber ich kenne dich, Judith, du bist du, und so wie du bist, habe ich dich liebgehabt bis heute, und so werde ich dich liebhaben bis ans Ende. Hier am Quell habe ich gelegen die Nacht hindurch, habe gerast gegen mich selbst, und jetzt sehe ich's klar, weiß es, Judith, weiß es. Wieviel Tropfen müßten aus diesem Born rinnen, ehe du's vergißt, Judith, vergißt, daß ohne Gottes Hülfe du eine warst, eine, die keinem Mann am Altar ihre Treue verpfänden konnte, – auch dem Beschimpfer nicht! Du nicht, Judith, du wahrlich nicht! Ich darf nichts geloben, denn du glaubtest mir nicht, und ich selber

würde mir nicht trauen, seit ich der Unehre Raum gegönnt und meinen Schwur gebrochen. Unser Verspruch ist gelöst. Ich gehe. Aber wenn ich eines Tages dir wieder vor Augen trete, dann wisse: es ist der Simon wieder, den du liebgehabt, dann vergiß die böse Stunde, Judith, und bis dahin lebe wohl – oder für allezeit! – Er wendete sich und ging, ohne mir die Hand zu reichen. Ich hätte ihm meine Arme nachstrecken mögen, ihn zurückreißen, ihn an mich reißen – und ich rührte mich nicht und ließ ihn gehen. Mit hastigen Schritten bog er in den Wald, nicht ein einzigesmal blickte er zurück. Ich lauschte, den Atem eingepreßt, und da ich den letzten Tritt verhallen hörte, stürzte ich ohne Besinnung auf den Grund.“ – –

Ein stöhnender Atemzug und eine lange Stille folgten diesem martervollen Bekenntnis. Dem alten Priester zitterte das Herz. So tief war er noch niemals in den Grund einer Menschenseele gedrungen; Bilder, Triebe, Geister, die er kaum geahnt, drängten sich sichtbar und greifbar fast zwischen die Klüfte der Rede; ihn schwindelte vor diesen Wirbeln unter der glatten Decke des Alltagslebens. Und wie sie sich brachen, diese Wirbel, an der Kraft eines unantastbaren Gemüts, wie an seinem Widerstande der verunreinte Strom eines gutgeschaffenen Herzens sich klären müsse, das, so hoffte der fromme Mann zum Preise Gottes und seiner Kreatur, das werde die endliche Lösung des Rätsels sein, die er gesucht.

„Als ich,“ so griff Judith ihre Darstellung wieder auf, „als ich meine Sinne zurückkehren spürte, war es Tag, aber über dem Sonnenlichte hing ein Schleier, und mich dünkt, als ob Gott der Herr ihn seit jener Stunde nimmer in die Höhe gezogen. An jenem Morgen nahm

ich das Schenkenzeichen von meiner Thür, ließ die Ligusterlaube fällen, und in der Kammer oben habe ich nimmer wieder geschlafen. – Von dem Simon hörte und sah ich nichts. Mein Bruder wollte erfahren haben, daß er krank darniederliege; als er aber ging, ihn heimzusuchen, fand er das Waldhaus leer und verschlossen. Kein Mensch vermißte ihn auf der Klus; das Gesinde hatte sich seiner entwöhnt, Einkehrer wurden von der Thür gewiesen, und meinen Bruder beschäftigten auch die nächsten Menschen nur, solange er sie mit Augen sah oder allenfalls von ihnen reden hörte. Zudem waren es nur noch wenige Wochen, in denen es mit seiner Entfernung Ernst wurde. Anfangs sträubte er sich wohl noch, und Auftritte wie der jenes Abends kehrten tagtäglich wieder; da er mich aber unerbittlich fand, der drohenden Wechselhaft vorzubeugen, drängte er selber in die Weite, tüftelte Vorbereitungen und Heimlichkeiten aus und sah sich in der Einbildung riesengroß wachsen an Reichtum und Macht unter den wunderlichsten Abenteuern in einer neuen Welt.

„Ich ließ ihn gewähren und traf meine Anordnungen nach dem Rate des Anwalts, der mir wie ein Freund zur Seite stand. Herr Pfarrer, möglich, daß alles anders gekommen wäre, als es kam, wenn der Mann, der unsere Lage von Grund aus kannte, nicht an dem nämlichen Tage, da mein Elend reif ward, an einem hitzigen Fieber erkrankt und bald verschieden wäre. Er hatte eine Schiffsgelegenheit unter einem strengen, aber zuverlässigen Kapitän ausgemittelt; mein Bruder sollte nach Australien zu rauher Arbeit auf noch unbebautem, menschenarmem Grund; unwissentlich sollte er es, denn ihm selber lagen nur die Verlockungen großer Städte und die Leichtigkeit einer

Rückkehr von Amerika in dem Sinn. Ich gedachte ihn bis an den Einschiffungshafen zu begleiten, auf daß nicht eine fremde Hand die seine zum letzten Male auf Heimatsboden drücken, freilich aber auch, Herr Pfarrer, auf daß das Reisegeld in eigener Tasche ihn wirklich zum Ziele und nicht von neuem auf einen Abweg führen möge. Denn ich hätte es leichtlich nicht zum zweiten Male schaffen können, ich konnte es schon das erstemal nicht aus eigenem Vermögen. — Es wird Sie bedünken, Herr Pfarrer, als ob diese Weitläufigkeit in meines Bruders Sache nichts mit der Schickung zu schaffen habe, nach deren Kenntniß Sie verlangen. Sie hat nichts mit ihr zu schaffen gehabt, das ist wahr, die Welt hat nichts von ihr erfahren, der Name meines Bruders ist in dem unseligen Handel nicht genannt worden, ich kann nichts beweisen — ich darf's nicht sagen — nicht denken, einmal was — aber — aber — kurzum Sie sollen auch diesen Zusammenhang kennen lernen.

„Ich hatte dem Anwalt Vollmacht ausgestellt, an dem Morgen unserer Abreise die Wechselschulden meines Bruders einzulösen. Es ist geschehen. Kein Bucherer oder Lüdran darf den, welcher den Namen ehrbarer Voreltern getragen hat, der Untreue um eines Hellers Wert bezichtigen. Am letzten Nachmittage machte ich vor Gericht an dem Papiermüller eine Verschreibung auf mein Grundstück so hoch etwa, als sich die Summe des Fahrgelds und eines mäßigen Notpfennigs zum Anfang in der Fremde belief. Daß ich just diesem Menschen in die Hände fallen mußte, war das Widerwärtigste bei dem Handel. Aber das Geld war klamm in der Zeit, der Eisenbahn halber, zu deren Bau der letzte Taler gegen einen Schein verzeichnet ward; Freunde besaß ich nicht, und was die Hauptsache war,

die Angelegenheit blieb unter denen, die einmal darum wußten, ohne ruckbar in der Gegend zu werden, die lange schon sattfam Ärgerniß aus dem Klushofe gezogen hatte. – Aber kein lästigeres Ding, als eines Menschen Schuldner zu werden, den man mißachtet im Herzensgrunde und dem man den erlauerten Lohn nun und nimmer gewähren will. Der Müller hatte meinen Bruder in sein Verderben und mich in Verlegenheiten spielen helfen, jetzt drängte er sich mit seinen Gefälligkeiten an mich heran. Da ich sie einmal angenommen, – ich habe schwer dafür gebüßt, Herr Pfarrer, die Ängste meiner Nächte diese zehn Jahre lang sind des Zeugen! – da ich sie angenommen, konnte ein Habbank nicht verweigert werden, und als ich mit ihm in der Dämmerstunde von den Gerichten kam, wo unser Handel abgeschlossen worden, wußte ich keinen Rat, mich seiner Begleitung zu erwehren.

„Ich ging nicht den Waldweg wie damals, sondern die große Straße, auf der die Menschheit wogte, indem, wie heute, die Jubilatemesse in der Stadt zu Ende lief. Ich konnte die Ratgebungen des Menschen wohl gebrauchen, denn er war mancherwärts in der Welt umhergekommen; die Reise aber, die ich morgen in der Tagesfrühe antreten sollte, war für mich ein neues und schwieriges Unternehmen. Freilich verdroß es ihn, daß ich sein Anerbieten, mir auf dem Hin- und Herwege zur Seite zu stehen, rundweg von mir wies, und mein Grauen bei seinem Vorschlag, jetzt bei Abend und mit ihm allein einen Abstecher nach seiner Mühle zu machen, um das verschriebene Geld in Empfang zu nehmen, gewährte ihm eine tückische Rache. Ich war ärgerlich gegen mich selbst, daß ich den Fall nicht vorausbedacht und auf die Auszahlung

an Gerichtsstelle gedrungen. Ich mußte das Geld vor Tag haben, und so sauer es mir ankam, ich wußte keine Ausflucht, als den widerwärtigen Überbringer nach meinem Hause zu bestellen. Es konnte Nacht darüber werden, und: ‚Zur Nacht also auf der Klus!‘ rief jener auch mit einer hämischen Vertraulichkeit, indem er mir zum Abschied die Hand drückte, just in dem Augenblick, als ich, halb sinnlos vor Schrecken, gegen einen Begegner taumelte, den ich im Halbdunkel und unter dem Volksgewirr auf der Straße nicht hatte herankommen sehen. Es war der Simon, der Mann, mit dem ich die Treue gewechselt, den ich von mir gewiesen, als ich nach einer Trennung von Jahr und Tag unerwartet mit ihm zusammentraf, und der mich jetzt allein, im Dunkel, auf offener Straße, in verfänglicher Bestellung mit einem als meinen Freier in der Gegend Verufenen gewahr wurde!

„Einen Augenblick standen wir uns gegenüber starr und stumm. Ich sah, wie das Blut ihm zu Kopf schoß und er mit der geballten Faust nach dem Herzen faßte, dann aber mit niedergeschlagenen Augen rasch zur Seite wich. ‚Ich schicke meinen Bruder nach dem Geld!‘ stieß ich hervor und rannte wie von einem bösen Geiste gepeitscht die Straße entlang. Ich hörte des Menschen heimtückisches Lachen, blickte um und sah, wie er, seinen Arm in den des Simon gelegt, den Seitenpfad nach der Mühle einschlug und bald darauf im Abenddunkel verschwamm. Auch andere haben diesen gemeinschaftlichen Weg der beiden gesehen und bezeugt, ich selbst bezeugte ihn, Herr Pfarrer, ja, auch ich – und er ist zu einem schweren Verdachtsgrunde gegen den unglücklichen Simon geworden.

„Der Knecht, denn ich hielt schon damals nur einen, welchem ich die Besorgung des Gepäcks nach dem Bahnhof aufgetragen, war noch nicht zurückgekehrt, und so schickte ich denn wirklich meinen Bruder zur Empfangnahme des Geldes in die Mühle. Bei richtiger Besinnung würde ich den Knecht erwartet haben, aber: ‚Daß der Mensch nicht kommt!‘ das war mein einziger Gedanke. Mit Todesangst harrete ich meines Bruders Rückkehr. Stunde auf Stunde harrete ich vergebens, schwach und immer schwächer durch die Hoffnung getröstet, daß der Simon in seiner Nähe sei. ‚Er hat durch den Müller von seiner Abreise Kunde erhalten,‘ dachte ich, ‚er läßt den Freund nicht ziehen ohne Lebenswohl. Er wartet in der Mühle auf ihn, wenn er ihn gar nach der Klus zurückgeleitete, – oder zum letzten morgen früh an der Bahn, – ein Augenblick muß sich dann finden, wo ich unbemerkt an ihn herantreten und mein Herz gegen ihn erlösen kann. Simon, will ich dann sagen, dein, wie ich gelobt, kann ich nicht mehr sein, aber auch keines andern, keines andern, Simon, nun und nimmer!‘

„Die Nacht verging, und keiner kam. Der erste Dämmer graute gen Morgen, die Glocke schlug drei. Ich durfte nicht länger zaudern, um vier sollte der Dampfzug abfahren. Ich ging allein, nein, ich flog, immer noch in der Hoffnung, einem oder dem andern auf dem Wege zu begegnen. Es war Sonntag, die Straße wie gefegt. Dort aber auf dem Querwege von der Mühle her nach der Bahn, da schritten zwei, zwei dunkle Punkte im Morgennebel – aber zwei, nicht drei.“

Des Pfarrers Blicke hingen in lebhaftester Spannung an Judiths Lippen. Sie stockte, aber nur eine Sekunde

lang. „Nun zum letzten“, sagte sie mit zitternder Hast. „Und dann für immer still, still zwischen uns, Herr Pfarrer, auch über das. Hier drinnen mühlt's, – aber draußen Ruhe! – Da, wo der Weg von der Mühle mit dem von der Stadtbrücke zusammentrifft, da war's. Zur Rechten der Bahndamm, links das Weidengestrüpp im ausgehöhlenen Sumpf. Das erste Glockenläuten drängt von dem Bahnhof drüben; wie eine Rasende schnelle, feuchte ich durch die dunkle Torfahrt unter dem Wall, und jenseits am Ausgang starre ich, als hätte sich die Hölle vor mir aufgetan. Kaum zwanzig Schritte von mir, grell beschienen von der aufsteigenden Sonne, da liegt der Müller in seinem Blut, verrenkt im Krampf, Schaum vor den Lippen, die Fäuste geballt, bläulichweiß – eine Leiche! Einen Augenblick sehe ich nur ihn, im nächsten regt's sich in den Weiden, eine Gestalt schwannt herauf, fahl wie der Tote selbst, an den sein Fuß sich stößt; feuchte Nebeltropfen, dürre Halme in dem struppigen Haar, Schrammen und Beulen, geronnenes Blut an Gesicht und Hand, die Kleider zerfetzt, die Glieder schlotternd, das Auge starr, als wäre es von Glas. Er stolpert, taumelt zu dem Toten nieder, starrt mit blödsinnigen Blicken in sein Gesicht, zieht das Messer aus seiner Brust und hält es dicht vor die eignen Augen wie im Wahn. Und da stehe ich, vermag nicht rückwärts und nicht vorwärts, ich höre die Schritte der Patrouille, die vom Tore her –.“

„Nicht weiter, nicht weiter, unglückliches Kind!“ rief der Pfarrer, helle Angsttropfen im Auge und auf der Stirn. „Ich habe die Akten gelesen, ich kenne den Rest!“ – „Ja, eines, noch eines,“ versetzte Judith mit schrillum Ton, „das Letzte – mein Zeugnis vor der Wache und

später vor Gericht!" – „Ich kenne auch dieses, meine Tochter. Ein einfaches ‚Ja‘ auf die an Euch gerichteten Fragen, keine Silbe darüber, ‚der Wahrheit gemäß, wie Eure leiblichen Augen sie geschaut‘, so sagtet Ihr selbst vor einer Stunde kaum.“ – „Hätte ich lügen dürfen, Herr Pfarrer?“ flüsterte Judith mit angstvoll gespanntem Blick, als lausche sie ihrer Absolution. „Eine Wendung erfinden, die den Verdacht von dem Unglücklichen abgelenkt?“ – „Nein“, antwortete der Pfarrer entschieden. – „Oder leugnen, daß ich sah, was ich gesehn?“ – „Leugnen bedeutet kaum Geringeres denn lügen, liebe Tochter.“ – „Aber schweigen! Mein Verhältnis zu dem Simon bekennen und mein Zeugnis verweigern?“

Der Pfarrer blieb eine bestimmte Antwort auf diese Frage schuldig. – „Die Patrouille,“ sagte er nach einigem Sinnen beruhigend, „die Patrouille hatte Euch kaum hundert Schritte durch die Dorfahrt vor sich her eilen sehen. Ihr offenbartet nicht mehr, als sie selber wenige Sekunden später entdeckte, entdeckt haben würde auch ohne Eure Dazwischenkunft. Euer Zeugnis war ohne Wert für die Anklage.“ – „Nicht um der Anklage willen, Herr Pfarrer, um seinetwillen, dessen Herz mein Zeugnis gleich einem Todesstreich treffen mußte.“ – Des Pfarrers Augen senkten sich. Nach einer Pause setzte er der Frage eine Gegenfrage gegenüber. – „Glaubtet Ihr an seine Missetat in jenem Augenblick?“ – „Ja“, sagte das Mädchen gepreßt. – „Und seitdem, und heute?“

Ihr Kopf sank tief auf die Brust herab; der geistliche Freund fühlte im eignen Herzen den doppeltköpfigen Wurm, der den Frieden des ihrigen zernagte. – „Glauben, das heißt: einer unerweislichen Sache in seinem Herzensgrunde

gewiß sein“, sagte er, indem er ihre Hand ergriff. „Meine Tochter, bist du noch heute seiner Missethat gewiß?“ – „Nein,“ antwortete Judith tonlos, wiederholte darauf aber laut und heftig: „Nein, nein, nein!“ – Und: „Nein, nein, nein, aus dem auch meines Herzens!“ rief der Pfarrer; „nein, nein, nein! Aller Vernunft, dem Augenschein, ja seinem eignen Zugeständnis zum Trotz! Kein stärkeres Licht als das einen guten Glaubens, meine Tochter! Flehen wir miteinander zu dem Richter aller Seelen, daß dieses Licht eine Leuchte werde, die eine dunkle Kerkerkammer erhellt. Zaudern wir nicht, rasten wir nicht, forschen wir, werben wir, kämpfen wir für unsern Glauben an ein Menschenherz; ist er die Wahrheit, wird Gottes Fingerzeig uns zum Siege verhelfen. Und nun vorwärts, liebe Tochter, es ist spät geworden, und ein böses Wetter droht. Ich gehe in Euer Haus, meinen Sylv zu trösten und der erlösten alten Frau den letzten Erbschmuck in die Hand zu legen.“

Er deutete bei diesen Worten auf den Strauß, den er im Gehen gepflückt, und schloß ihr Gespräch, ein kindlich seliges Lächeln auf den Lippen. – „Atmet diesen Duft, meine Tochter! Süß und kräftig wie keiner, dieser Hauch der kleinen weißen Glocken. Mir klingt's wie Auferweckung, saug ich ihn ein. Auferweckung der toten Herzen, Auferweckung auch der lebenden! Voran, voran, und Gott mit dir, mein Kind!“

Ein Blick

Der Pfarrherr hatte sich von seiner Begleiterin nahe einer Lichtung getrennt, aus welcher sie in früheren Jahren das Waldhaus oftmals mit freudigem Herzen hatte her-

vorlugen sehen. Heute entdeckte sie es nicht früher, bis sie dicht vor seinem Eingange stand. Dunkle Edeltannen und frischgrünes Strauchgeschlinge bildeten eine Laube, unter welcher die Hütte ihren Verfall verbarg; die Wallhecken waren mannhoch in die Höhe geschossen, die Stege überwuchert, Hof und Gärthen zur Wildnis ausgeartet, zwischen deren rankendem Gestrüpp eine einzelne Blüte, eine Genziana oder Iris, an die Zeiten erinnerte, wo der Simon sie für die Liebste seines Herzens gepflegt. Die Bienen waren längst ihren Stöcken entflohen, ihr Haus lag in Trümmern, nur der Brunnen rann noch unverkümmert wie damals, und seine abspringenden Tropfen labten die saftigen Kressen, die sich an seinem Rande eingebürgert, seitdem kein Menschenwesen mehr seiner Erquickung bedurfte.

Judith blickte eine lange Weile durch das morsche Pfahlwerk der Heckenpforte. Seit sie ihr Herz vor einem andern entlastet, seit sie jenes laute „Nein“ gesprochen und genommen, empfand sie eine Leichtigkeit, ein friedliches Kastverlangen, das sie seit langen, langen Jahren entbehrt. Ihr graute nicht mehr vor dem gemiedenen Hause; Erinnerung und Hoffnung lockten sie hinein. Sie zog den Riegel von dem Gitter und setzte den Fuß in das kleine üppige Gehege. Seit sie ein Kind war, hatte sie es nicht mehr betreten, und sie dünkte sich wieder ein Kind, so neugierig verlangend spähte sie umher. Das Haus war verschlossen, das Fenster undurchsichtig verstaubt, aber sie vermochte sich nicht alsobald loszureißen; dorthin trieb es sie unter die Weimutskiefer am Wegzaun, Simons stolzen Lieblingsbaum als Knabe schon. An dieser Stelle hatte sie ihn getroffen an dem Tage, als der Vater zum ersten-

mal im Rausch die Hand gegen die Mutter erhoben und das Mädchen mit seinem Schreck und Schmerz zu dem jungen Freunde geflüchtet war. Er tränkte die Nabelstämmchen, welche der alte Waldheger auf den Wallrand gesät, und sagte – sie hörte es noch, denn es war wohl das leztemal, daß er den kindlichen Trostgedanken ausgesprochen: „Wenn sie Bäume sind, heiraten wir uns, und alles ist gut.“ Und sie hatte ihre Tränen getrocknet, ihm das Wasser zum Begießen zugetragen, sich endlich von ihm nach dem Hause zurückführen lassen, das sie in trotziger Empörung je wieder zu betreten verschworen. Jetzt standen die Stämme breit und dicht gleich einer Wand, und der, welcher sie gepflegt –?

Noch regnete es nicht, ein glühender Gürtel schien den Niederschlag zu dämmen; aber die schieferschwarzen Wolken senkten sich tief zur Erde, über eine Weile mußten sie den Gürtel durchbrechen. Die wetterkundige Wirtin überließ sich achtlos der Ruhe eines lastfreien Augenblicks. Sie setzte sich auf den Wallrand unter die niederhängenden Zweige der Kiefer; Geißblatt und Flieder dufteten bestäubend in der atemlosen Schwüle; halb im Sinnen, halb in Ermattung schlossen sich die Augen. Sie fühlte jenes elektrische Zucken der Nerven, das nach der Erregung die Schlummerruhe verkündet. „Nein, nein, nein!“ flüsterte sie halb schon im Traum.

Aber noch den Laut auf den Lippen schreckt sie zusammen; sie hört einen schleichenden Schritt auf dem Stege jenseit des Zaunes, hört ein Streifen und Rauschen im Gestrauch, und das Auge nach der Richtung gewendet, fühlt sie sich wie gebannt durch einen starren, gläsernen Blick, der durch die Öffnung zweier Äste in das Gehege dringt. Ihre

hastige Bewegung scheuchte den Späher. Sie sprang auf, eilte nach der Gittertür und schaute umher. Nein, es war nicht eine Täuschung des Traums, dort floh er, als werde er verfolgt auf dem Wege, der vom Waldhause nach der Landstraße hinüberführte. Sie hatte sein Gesicht nicht gesehen, den glasigen Strahl gleich einem Schlangenblick mehr empfunden als geschaut, sie sah auch jetzt nur den Rücken des Mannes, wie er dem Karren entgegenrannte, der, etwa fünfzig Schritte entfernt, an einem Baum angebunden hielt, wie er sich hinauffchwang, mit Ungestüm den armseligen Klepper antrieb und, ohne sich umzublicken, mit dem Gefährt zwischen den Hecken verschwand. Eine verkommene, höckerige Gestalt, das Bein schleppend und fremdartig ausgestattet; im breittrempigen federgeschmückten Hut, langen, steifen, rotgefütterten Mantel, die Zipfel des Halstuches unter dem breiten weißen Halstragen in der raschen Bewegung flügelartig flatternd. Ein Gaukler ohne Zweifel, der im planverdeckten Wägelchen seinen Kram zu Markt fuhr. Aber was bedeutete dieser stiere, lugende Blick in das von seinem Wege abliegende fremde Gehege, was diese angstvolle Flucht? Dieser Blick, dieser Blick! – Das Mädchen fühlte einen Schauer bis in das Mark, der flüchtige Friedenstraum war verscheucht.

In mächtiger Aufregung schritt sie den Waldpfad entlang. Das Sterbegezicht ihrer Mutter, das ihrer eignen schlaflosen Nächte und – die Gestalt mit dem verglasten Blick, sie schwammen ineinander zu einem verfolgenden Gespenst. Hatte sie es mit jenem „Nein“ heraufbeschworen? Lauerte ein Frevel hinter jenem Nein? Ein Frevel gegen die Natur? – Die Luft war erstickend, aber eiskalte Tropfen perlten auf ihrer Stirn.

Und jetzt steht sie an der Stelle, die sie kaum vor einer Stunde einem Fremden mit Worten vorgemalt: das dunkle Tor, der Damm, der Weidensumpf und das Schrecknis lebt auf vor ihren Augen, grell, wie keine Worte es vormalen konnten. Sie sieht den Sinnlosen, Taumelnden: und sie weckt ihn nicht; sie hört die nahenden Tritte, und sie warnt ihn nicht, scheucht ihn nicht. Hinter ihr die Mannschaft; und sie stürzt ihr nicht entgegen, schreit nicht: „Haltet ein! Dieser Mann ist meiner Treue verlobt, und seine Hand ist rein!“ Starr vor Entsetzen gleich ihr selber stehen die Bewaffneten, seine eignen Kameraden, die der Zufall als Blutzengen herbeigeführt, an ihrer Spitze der Hauptmann, dem er bis vor kurzem gehorcht, – der Unglückliche achtet ihrer nicht. Der erste, einzige Blick des Erkennens ist auf Judith, auf sie allein. Er schleudert das Messer von sich, schwankt einen Schritt ihr entgegen, – ist umringt, gefangen. Keine Regung der Abwehr, keine Antwort auf die Fragen des Führers: er starrt nur auf sie in traumhaftem Nebel. Und nun das Verhör der Zeugin und das „Ja“, das sich unwiderstehlich zwischen ihren Lippen hervorbrängt. Hundertfach deucht ihr der Widerhall dieses Ja in dem dunkeln Gewölbe. Daß es nicht zusammenstürzt unter dem Schall dieses mörderischen Ja! Ja und Ja, und wieder Ja! Ja, sie kannte diesen Mann. Ja, sie hatte ihn spät am Abend allein mit dem Erschlagenen nach dessen Hause gehen sehen; ja, sie hat ihn vor wenigen Minuten unter allen Anzeichen der Schuld in der Nähe des Opfers angetroffen! Dieses Ja rüttelt den Regungslosen aus seiner Erstarrung; er preßt die Hände vor das Gesicht und steht versunken, sinnt, läßt die Arme sinken und blickt wie erwacht. „Trunken, trunken!“

murmelt er, tritt auf sie zu und flüstert: „Trunken!“ – Sie weicht zurück vor dem Mörderatem. „Judith, Judith!“ ruft er schauernd, verzweifelnd, und kann sich nicht fassen. Noch einmal forscht der Hauptmann in mildem Zweifel. Er schweigt; der andere drängt, und er antwortet: „Ich war im Rausch! Ich war im Rausch!“ – Kein Wort darüber.

So gehen sie nach der Stadt; er der Verbrecher, sie die Zeugin, vor ihnen, hinter ihnen die Wache. Vor dem Richter die nämlichen Fragen und das nämliche „Ja“, das nämliche „Ich war im Rausch“. Keine Rechtfertigung, keine Erörterung, keine Verdächtigung eines andern, nicht ein Name wird herbeigezogen. Ohne Trost, zerschlagen, haltungslos bleibt er bei dem einen: „Ich war im Rausch!“ – Und noch einmal sieht sie ihn wieder, das letztemal. Die Halle gedrängt, Kopf bei Kopf: hier der Ankläger, hier der Verteidiger, die Geschworenen, die Richter und die Zeugen, obenan Judith, die Kluswirtin, die erste, die wichtigste. Ihr gegenüber der Angeklagte totenbleich, aber nicht mehr zerschlagen, haltungslos, nein, hoch aufgerichtet und gefaßt zu einem männlichen Entschluß. Die nämlichen Fragen, die nämliche Antwort; die Rede des Verteidigers warm aus dem Herzen, warm zu dem Herzen; hat der Angeklagte ein eignes Wort hinzuzufügen? „Nein!“ spricht er aufrecht mit fester, klangvoller Stimme. „Nein, nichts weiteres. Ich war im Rausch, ich war von Sinnen. Ich kann die Tat getan haben und will sie getan haben, ja, ich will!“

So nackt und klar hatte Judith diese Szenen nicht wieder nachgelebt, weder im Wachen noch im Traum, wie jetzt im Fluge des Gedankens, als sie, alle Sinne aufgerüttelt,

mit ungezügelter Schritten dem Schauplatze von damals vorüberkreifte. Hin durch das dunkle Thor, vorbei dem Gericht und dem hohen, schweigenden Gefangenenhause, hinter dessen Mauern der Unglückliche zehn Jahre lang gebüßt. Grabesstill ist es hier, kein Laut bringt hinüber von dem wimmelnden Markt. Sie hört nichts als das hämmernde „Rein“, das in ihr aufgewacht in jener Minute, als sie Simon Lauters lestes, unwiderrufliches Wort vernommen, — um seit jener Minute nimmer in ihrem Herzen zu rasten.

Nur eine Straße weiter, und sie stand im Getriebe des Tages, und von den beiden in ihr mächtigen Wesen regierte wieder jenes, dem sie vor jedem fremden Auge die Oberherrschaft eingeräumt. Sie faste sich, zügelte ihre Schritte und erfüllte in besonnener Folge den Zweck ihres städtischen Wegs. Der Sarg für die Tote wurde bestellt, Trauerzeug eingehandelt, bei dem Lehrer Sylvians verzögerte Rückkehr bis nach dem Begräbnisse entschuldigt. Sie hatte sich bis jetzt in stilleren Nebenstraßen halten dürfen, nun war das Gedränge nicht länger zu vermeiden, denn das Haus des Predigers lag am Domhof, dem Sammelplatze des Marktvergnügens.

Als sie sich durch das Budengewühl längs der noch unbelaubten Lindenreihen wand, sah sie ein fahlgelbes Feuer hinter der Wollenschicht zucken, die schieferfest, einer Säule ähnlich, tief, wie mit Händen zu greifen, über dem Platze hing; trotz des Menschenschwirrens hörte sie ein grollendes Rollen, spürte einen Schwefelbrodem in der atemlosen Luft. Ein Ausbruch drohte mit lange verhaltener Wucht. Doch hoffte sie vor demselben noch das Geschäft bei dem Prediger zu erledigen und in dem Baden

ihrer Händlerin einen oder den andern ihrer Dienstleute anzutreffen, um, nachdem das Wetter sich gelegt, den Heimweg in ihrer Begleitung anzutreten. Denn die Dämmerung war im Hereinbrechen, und sie mußte darauf gefaßt sein, ihren Hof nicht vor der Nacht zu erreichen.

Keiner der lärmenden Marktgäste schien indessen ihre Voraussicht zu teilen; nur die fürsorglichen Krämer legten ihre Waren ein und schlossen die Buden. Gekauft wurde ohnehin wenig mehr, seitdem Hofwirte und Wirtinnen den morgendlichen Wochenmarkt verlassen. Der Nachmittag gehörte der Jugend, galt dem Spiel, dem Trunk und Tanz, dem letzten Tuschel. Das schiebt und stoßt sich an den Lebuchenbänken, den süßen Tauschplätzen ländlicher Galanterie! Der Bursche feilscht für seine Dirne um einen braunen Schatz, die Dirne für den Burschen um ein weißes Herz; und nun ein Buchstabieren und Erläutern der aufgelebten Reime, unverblümete Neckereien, lauterschallendes Gelächter, und Arm in Arm gassenbreit voran unter Lust und Schabernack, bis die Sonne sinkt und der Tanz in den Schenken im Schwange geht. Immer dichter wird der Knäuel. „Stück für Stück einen Silbergrofchen!“ schnarrt der billige Mann. „Stück für Stück einen Mariengrofchen!“ überbietet ihn sein Nachbar, und so weiter die Reihe entlang. In den Spielbuden um noch kleinere Münzen der lockendste Gewinn. Wie gierig die Blicke und glühend die Backen unter Pudeln und Kapselmüze! Die Würfel rollen und – wie tobend Enttäuschung und Jubel! Ein Pfeifentopf, ein rosendurchwirkter Hosenträger der Magd; ein spruchgeschmücktes Strumpfband dem Knecht; Schachern, Tauschen, Höhnen, Schmunzeln und vorwärts zu neuem Glückversuch! Die

Masse lockert sich. Würzige Düfte, freischwebende Anlockungen verkünden ein weibliches Vereich. Hinter mächtigen Tonnen wird der unvermeidliche Hering für den Heimweg in Stroh gewickelt; saftige Würstchen brodeln über dem Kohlenbecken, Solei und Bückling sind Leckerbissen auch bei achtundzwanzig Grad über Null und in Erwartung einer minniglichen Ballnacht; zartere Gaumen locken Magdeburger Schmalzbrocken und holländische Waffeln heiß aus der Pfanne.

Ein Schritt weiter, und das schnurrende Rad des Scherenschleifers bildet den Übergang zu den öffentlichen Schnellkünstlern des Gemeinnuzens: der Rittenjakob hier, der den zerbrochenen Krug im Handumdrehn heil lötet, der Schmierjokel dort, der den fettigsten Rocktragen wieder blank und neu büstet. — Der Menschenstrom stockt: die Wunderschau der Karitäten beginnt. Abgerichtete weiße Mäuse und fabelhafte Siebenschläfer; plaudernde Vögel, Vögel in allen Farben des Regenbogens und an Figur doch nicht unterschieden von heimischen Elstern und Spagen. Wehe ihrer Zierde, wenn der schwarze Regen da oben sich entladet! Auch Freund Pex zeigt sein Geschick, Kamel und Affe fehlen nicht; an tanzende Hunde schließen sich menschliche Zauberkünstler, Bauchredner und Taschenspieler, die im Lampenqualm der Schenke am Abend ihre Stücke mit eindringlicherer Wirkung wiederholen werden.

Sie sämtlich finden indes nur ein wandelndes Publikum, das im Vorüberstreifen einen Augenblick haltmacht und, wenn der Tribut der Bewunderung gesammelt wird, mit lachender Eile vorwärts drängt. Um so brennender die Anziehung des nächstfolgenden Raums; in Tierbuden und Panoramen lösen die Schulklassen sich ab, drängen hinaus

und folgen jubelnd den Lockungen der Trompeten und Pauken zu einer Rundfahrt auf dem Karussell. Todesmutig, Rippenstoß um Rippenstoß strebt und ringt die kleine Welt mit der bewaffneten Landesmacht, mit den Fäusten, die Zugstier und Dreschflügel regieren. Hoch zu Ross, die Beine ausgespreizt, triumphiert die Amazone in der Kapselfütze; den Glümmstengel zwischen den Lippen, wiegt sich der Musketier im bequemen Phaeton, an seiner Seite die ehrwürdige Kindermuhme, den flachslockigen Pflegling, das Püppchen im Arm, auf ihrem Schoß; kein leuchtenderes Augenpaar auf dem Markt als das des barfüßigen Buben, der, an den Schweif des Schimmels geklammert, sonder Schoß und Gebühr sich auf die Rundbahn geschwungen. Schmetternder Tusch! Die Reife beginnt!

Hart an seiner Seite, längs der Nordseite des alten Domes, harren ernstere Marktgenüsse. Feierlich, grauenhaft, Mark und Bein erschütternd ragen die Schauerbilder der blutigen Mordtaten alter und neuer Zeit. Das Gedränge wird lebensgefährlich, Kopf bei Kopf lauscht die Menschenmauer, starr und stumm folgen ihre unversendeten Blicke dem Stabe des Erklärers. Kaiser und Könige, Priester und Weltbürger, stolze Ritter und zarte Frauen, aber auch arme Teufel, geringes Volk wie die Hörer und Schauer, bluten da oben aus wundenzerfleisctem Leib; Gift und Dolch werden nicht gespart; im Hintergrunde lauern Schafott und Galgen, Folter, Henker und Rad, — lauert vor allem auch die alte heimische „Byd“ des entlarvten Missetäters. Mit kläglichem Tonfall, gereimt und ungereimt wird der alte und neue Pitaval, werden die Schauerlügen der Feme in die Herzen ge-

träufelt; zwischen Bild und Bild, unter obligater Orgelbegleitung, krächzt eine weibliche Stimme die abschließende Moral. Seufzer klagen, Tränen fließen, ein Schrei entringt sich der geängsteten Brust, das Haar sträubt sich unter Kapsel- und Pudelmütze; aber ohne Mordtaten kein Marktvergnügen, nach dem Schauerfidel der Mordtaten erst der rechte Jubel beim Schenkentanz!

An all dieser Augen- und Ohrenschau ging die ernsthafte Kluswirtin achtlos vorüber, auch ein Schauerbild im Herzen, aber eines, das noch keinen Erklärer gefunden. So hastig das Getümmel es gestattete, steuerte sie dem Predigerhause zu, das an der Schmalseite des Platzes, dem hohen Kirchenchore gegenüber, gelegen war, eine der säkularisierten Stiftskurien, im Angesichte des katholischen Gotteshauses dem protestantischen Prediger als Dienstwohnung eingeräumt und mit ihren gemeißelten Wappenschildern inmitten der Steinbrüstung der Auffahrt an glänzendere Tage erinnernd, als sie die Nachfahren Doktor Luthers zu genießen pflegen.

Die Reihe der Schaubilder hatte mit den Rücklehnen der Kirchenpfeiler aufgehört; die schmale, stille Gasse, die bis zum abschließenden Kreuzgang den Dom zur Hälfte umkreist, mußte freigehalten werden. Hier aber, dem lutherschen Hause gegenüber, schien sich ein Nachzügler eingerichtet zu haben, dessen schmetternde Einladung einen immer dichteren und dichteren Menschenknäuel an sich zog. Noch hatte die Darstellung nicht begonnen, der vorläufigen Ankündigung folgte das Ausbieten der gedruckten Textexemplare, anlockend durch die Hälfte des üblichen Preises. Dennoch aber war das Publikum nicht geneigt, die Kasse im Sack zu erstehen; keine Hand regte sich nach den vor-

•

gehaltenen Bogen, bis man sich durch den mündlichen Vortrag von seinem Grauens- oder Tränenwerte überzeugt, während dahingegen aller Augen mit einem Ausdruck der Überraschung oder Vorahnung nach dem Bilde gerichtet waren, das auf dreifüßigem Gestell vor ihnen aufgerichtet stand. Man staunte, deutete, munkelte, winkte einander herbei, schüttelte die Köpfe und drängte immer näher und näher.

Judith merkte nichts von diesem auffälligen Gebaren; das Bild wie seinen Erklärer deckte die lebendige Mauer, durch die sie sich wand, und das, was lichtscheu und lichtverlangend zugleich in ihrem Innern wühlte, stumpfte sie ab für jede Erregung der Phantasie. Von einer Menschenwoge erfaßt, wurde sie Schritt für Schritt die Rampe hinangetrieben, deren Erhöhung den günstigsten Aussichtspunkt gewährte, und hatte schon die Hausklingel gezogen, als die Stimme des Ausrufers ihr Ohr erreichte: „Freund für Freund! Eine stumme Heldentat, so auf Roter Erde sich zugetragen. Wer Ohren hat zu hören, der sperre sie auf, wer ein Herz hat zu fühlen, der öffne sein Herz! Horcht, horcht, schaut, lauft! Freund für Freund auf Roter Erde!“

Die Stimme war die eines Schwachen, der sich anstrengt stark zu sein, der Akzent ein fremdländischer, beide, Klang wie Laut, der lauschenden Kluswirtin unbekannt. Dennoch stockte ihr Atem. Der Titel, die hochgeschraubte Anlockung, ein fistulierendes Heben des Tons – sie fühlte unwillkürlich wieder den gläsernen Strahl in der Tannenwand und kämpfte mit vollen Kräften um einen freien Blick auf das Bild und seinen Erklärer. Aber sie kämpfte vergeblich; die Tür wurde durch einen Druck von oben

geöffnet, und sie betrat die Predigerwohnung in so unruhiger Beklommenheit, daß sie sich eine lange Weile auf den Zweck ihrer Vorsprache besinnen mußte. – Sie fand ihren Seelsorger im Familienkreise geistlicher Amtsbrüder, welche den zerstreuten protestantischen Gemeinden im nördlichen Umkreise vorstanden und samt Frauen und Kindern stundenweit zu Marktlauf und Marktschau gekommen waren. Er hatte daher wenig Muße zu Teilnahmsbezeugungen, und die Angelegenheit war mit kurzen Worten beendigt. Der heißen Witterung halber schon am übernächsten Morgen sollte die Beerdigung stattfinden, selbstverständlich ohne ein Jota von den Ehren und Rechten eines im gereinigten Glauben verschiedenen Gemeindegliedes aufzugeben oder die Bereitwilligung des katholischen Pfarrers höher als eine zuständige Gebühr anzuschlagen.

Zu einer andern Stunde würde die sinnvolle Kluswirtin das Haus nicht verlassen haben ohne betrachtenden Vergleich dieser geschäftlichen, nur im Proteste eifrigen Abfertigung eines Zugehörigen mit der milden Eingänglichkeit des Fremden, dem sich in der ersten Stunde ihre Seele erschlossen; möglich auch, daß der Einfluß oder der Mangel an Einfluß jener sich auf das Amtliche beschränkenden Kürze auf ihr eignes Gemüthsleben ihr nicht entgangen wäre. Heute dachte sie nichts als: „Hinunter, hinaus, Aug in Auge dem Bildermann des ‚Freund für Freund‘.“ Während ihres Verhandeln hatte sie, heimlich nach der Straße hinunterlauschend, einen einleitenden Sang vernommen, dem Wortlaute nach ihr unverständlich, heiser krächzend, und statt der üblichen Orgel von einer Violine begleitet. Sie stürmte die Treppe hinab und öffnete die

Tür mit zitternder Hand; der Sang war verstummt, und die Geigenbegleitung schloß in dem Augenblick mit einer eigentümlich schrillen Figur, die das Blut in ihren Adern stocken ließ. Sie hatte diese mißtönige Melodie schon gehört, oftmals, vor langer Zeit, dann nicht wieder; wie die Zauberformel einer fremden Sprache wachte sie auf in dem unmusikalischen Ohr und spornte die Kräfte zu unwiderstehlicher Anstrengung.

Ein Platz nahe der Brüstung war errungen, der Geigen- spieler aber von dem Gewühl unter der Rampe gedeckt. Ihr Blick streifte das Bild, das auf gleicher Höhe mit ihrem Stand, kaum zehn Schritt von demselben entfernt, trotz des Wolkendunkels noch deutlich erkannt werden konnte. Nicht auf Wachstleinwand, sondern in starken Umrissen auf Pappe gemalt, nahm es einen umfang- licheren Raum ein als die Nachbarstücke, wie es denn auch durch die grell aufgetragenen Farben schon von wei- tem in die Augen sprang. Nicht minder unterschied sich die Anordnung von der gewohnten, indem die Fläche, statt in viele kleine Felder mit liliputischen Figürchen zu zer- fallen, der Breite nach eine doppelte ineinandergreifende Handlung darstellte, in welcher die nämlichen drei Ge- stalten in halber Lebensgröße, und daher von sich ein- prägender Wirkung, vorgeführt wurden. Über und unter diesem Hauptfelde boten in verjüngtem Maßstabe zwei sehr verschiedenartige Landschaftsbilder gleichsam Eingang und Abschluß. Oben: ein stattliches Ziegelhaus in sicht- lichem Verfall, grüne Lauben und ein Schenkenzeichen vor der Tür, durch welche ein junger Stutzer, Stock und Wandersack in der Hand, das bunte Taschentuch vor die Augen gepreßt, mit den Gebärden der Verzweiflung seinen

Ausgang nimmt. Unten: ein wildbrausendes Meer, ein strandendes Schiff, als Staffage aber an unwirtlicher Felsenklippe der nämliche Stüzer halbnackt, ein Skelett, und mit dem Unterteile bereits im Rachen einer grauenhaften Bestie, die, halb Schlange, halb Tiger, aus den Wellen lugt und den händeringenden Burschen im nächsten Augenblicke verschluckt haben wird.

Der Haupteindruck indessen, wie gesagt, wird durch das große Mittelstück hervorgebracht, auf welchem der stüzerhafte Held in Gesellschaft zweier andern in Handlung tritt. Der eine im gegürteten Faltenkittel und schwarzen Bergmannschurz, groß, schlank, schön, die buchstäblich goldenen Locken gleich einer Cherubsglorie auf dem Haupte in die Höhe strebend; der andere kurz, dick, rot wie ein Krebs, mit violetter Kartoffelnase und hellgrauem Rock und Hut; alle drei sichtbarlich erhitzt, und zwei von ihnen, der Held und der Graurock, in einem Ringkampfe sinnloser Wut. Die Szene ist wieder im Freien. Blutiges Morgenrot, eine kahle, glatte, gradlinige Erhöhung, auf welcher zwei schwarze Streifen eine Bahnschiene bezeichnen mögen. Zu ihren Füßen spinatgrünes Gestrüpp. Der Gegenstand des Habers scheint ein weiblicher Schattenriß, welchen der Graue dem Helden zu entreißen sucht, während dieser ihn dem mit dem Schurzleder entgegenstreckt. Ein handfester Stoß des Grauen bringt den armen, auf seinen Füßen nicht sicheren Cherub in Taumel. Gnade ihm Gott! Kollt er die Anhöhe hinab, bricht er den Hals; der Held aber wird ihn rächen; schon ist sein Reisebolck gezückt nach des wütenden Graurocks Brust.

Auf der zweiten Hälfte des Bildes die nämliche Szene. Die Sonne steht hell am Himmel; unten im Gestrüpp

liegt der Graue, mit Blut beschmiert, den Dolch in der Brust, eine Leiche; neben ihm kniet der Cherub, die Hände gefaltet, von einer Söldlingschar umringt, die den lammstillen Dulder in Ketten schlägt. Am äußersten Ende der Erhöhung ein Dampfzug, voran die glühende Maschine, und der Held, gesträubten Haares, mit weitausgespreizten Schritten und den Gebärden des Ewigen Juden ihm entgegenstürzend.

Alles das, was viele Worte doch nur halb beschrieben, das Absichtliche, Übertriebene, nur für die eine Beschauerin Charakteristische der Schilderei, das war in einem einzigen Blick, einem Augenaufschlag wie mit glühender Platte ihrer Fassung eingegraben. Im nächsten Moment lag das Gestell umgestürzt am Boden. Ein Wirbelwind hatte sacht die regungslose Luftschicht durchbrochen, ein krachender Stoß die leichte Budenwelt geschüttelt. Der Geigenspieler, sein Instrument unter dem Arm, stürzte hervor, das Kunstwerk zu retten. Eine verkommene, höckerige Gestalt, hinkend, in flatterndem, rotgefüttertem Mantel, den Kragen von steifem Papier breit darüber geklappt. Ein Windstoß führt den Federhut hoch in die Luft, der Kopf ist kahl wie eine Hand, das Gesicht lederartig gelb, mit bläulicher, dünner Nasenspitze und einem schwarzen Ziegenbart bis auf die Brust hinab; er hat nur ein lebendiges Auge und das nicht weniger vorstehend als das zweite, das künstlich von Glas in die leere Höhle gedrängt ist.

Wieder nur ein einziger Augenblick! – Ein gellender Schrei aus einem Weibermunde erstickte in einem donnerkrachenden Aufruhr der Natur, in tausendstimmigem Getreisch. Es ist plötzlich Nacht geworden; der Wolfenkegel

schießt zu Boden; die Domglocken rühren sich wie von Dämonenhand geläutet, der Platz zu Füßen steht verwandelt in einen See, aus welchem das Wrack des Bretterbaues emportaucht, seine Leinwandächer gleich Segeln vom Sturme zerfetzt in die Lüfte wirbeln. – Im Nu war die Thür des lutherischen Hauses in Stücke getreten; Judith sah sich inmitten eines drängenden, ringenden, ächzenden, schreienden Getümmels.

Licht

Nach Art so gewaltsamer Phänomene währte der jähe Sturz kaum Minuten lang. Die Windsbraut fegte die Wolken auseinander, und Blitze zuckten, Donnerschläge grollten noch geraume Zeit gen Osten, als schon der Scheidestrahle der befreiten Sonne das Kreuz des Domes wieder übergoldete. Aber welcher Jammer der Zerstörung unter der vor kurzem noch so vergnüglichen Welt! O, unglückseliger Jubilatemarkt! Zuckerherzen und Wundergeschöpfe, Mordbilder, Würstchen und Waffeln, dahin treiben sie zwischen den Koffen und Kaleschen des Karussells, zwischen Brettern, Kisten und Ballen, um unter Ach und Krach in Schlamm und Sand sich aufzulösen. Peß und Konsorten schwimmen brüllend mit stummen Seringen und Bücklingen um die Wette.

Und nicht nur diese leichtgerüstete Eintagswelt, – Fenster, Dächer, Schornsteine, ganze Gebäude selber knicken ineinander in Sturm und Strom; hügelhoch sperren Schutt und Trümmer den abfallenden Gießbächen den Lauf; stauend reißt die Flut sich Bahn selber in die höher gelegenen Höfe und Häuser, preßt von den Kellern herauf, bedroht unterwühlend die oberen Geschosse. Vom Stall bis zum

Giebel angstvoller Hülfseruf; ersäuft, erschlagen schwimmen die Haustiere zwischen Balken und Geröll; offene Särge, Kinder in Wiegen treiben einher, schreiende Mütter, Männer, bis unter die Arme im Wasser, arbeiten gegen die Wogen. Hier gilt es die Hülfe Tausender für Tausende. Auch denkt im ersten Entsetzen keiner der ländlichen Gäste daran, die Stätte der Verwüstung zu verlassen und dem leichtlich nicht minder gefährdeten Heimwesen zuzueilen.

Nur Judith achtete nicht auf die allgemeine Not. In ihrer Seele raste ein Wettersturm, mächtiger als der der äußern Natur; gleichgültig hätte sie wohl einer Sündflut und dem Weltenuntergange zugesehnt. Als aber die Menschenschicht, zwischen welcher sie eingeklinkt gestanden, sich lockerte, da war sie die erste draußen auf der Rampe und spähte zwischen den leblosen Trümmern nach einer einzigen armen menschlichen Figur. Das Gestell hatte sich zwischen den Fugen der Brüstung festgenestelt, das Schaubild war verweht, zerweicht, zerrissen, Gott weiß, — der Geigenspieler verschwunden. Ihn muß sie suchen, finden. Auf seiner Zungenspitze ruhen Ehre und Freiheit eines Menschen, ruht der Frieden ihres eignen kommenden Lebens.

Entschlossen schritt sie vorwärts, als noch kaum einer sich unter den strömenden Himmel gewagt; oftmals bis an die Knie im Wasser, sprang sie von Stein zu Stein, wand sich horchend und lugend durch Gassen und Winkel der Niederstadt, in welcher die Schenken des Volkes gelegen sind. Bald indessen durfte sie diese Richtung aufgeben; ein Bächelchen, zum Strome angeschwellt, hat Brücken und Stege fortgerissen, kein Marktflüchtling das

jenseitige Ufer erreichen können. Sie stieg die Oberstadt hinan, deren steil abfallende Straßen der Guß abgospült wie ein sauberes Geschirr und an deren festeren Gebäuden das Unwetter wenig Schaden getan. Fragend, forschend, stöbernd eilte sie auch hier von Haus zu Haus. Stunden vergingen, die Nacht war tief hereingebrochen, die halbe Mondscheibe, von dunkeln Wolken überflogen, gab nur ein schwaches Dämmerlicht. Aber Judith rastete nicht, sie verzagte nicht, sie fühlte nicht Mäße noch Ermüdung. Sie mußte ihn finden; ihr innerstes Leben pulsierte in der einzigen Leidenschaft: „Ihn finden!“

Straßauf, straßab gelangte sie endlich an die Stelle zurück, von welcher sie ausgegangen, und lenkte, einer unwillkürlichen Eingebung folgend, in die Gasse, welche die Ost- und Südseite des Domes umspannt und durch eine den Kreuzgang mit dem Kirchenschiffe verbindende, halb verfallene Kapelle abgeschlossen wird. Nur Gärten und Hinterhöfe mündeten in diesen stillen Winkel; auch bemerkte sie rings nicht ein lebendes Wesen und war im Begriffe umzukehren, als das Wiehern eines Pferdes sie stuzen machte. Sie ging dem Schalle nach und stieß in der That auf ein Gefährt, dem ähnlich, das sie auf der Straße am Waldhause wahrgenommen. Es mochte schon vor dem Unwetter unter einem offenen, Feuertonnen und Leitern als Obdach dienenden Vorbau der Kapelle angebunden sein, denn es hatte keinerlei Beschädigung erlitten, und die Mähre fraß gelassen aus dem vorgehängten Eimer.

Der Mond drang in diesem Augenblicke mit scharfem Lichte durch die Wolken. Kein Zweifel, es war der Karren von diesem Nachmittag. Wo aber war der Fuhrmann, der Geigenspieler mit dem glasigen Blick? Mit zitternder

Hand hob sie die Seitenwand des Verdecks, und – so mag es dem Giftgräber zumut sein, wenn er auf die verborgene Ader stößt, die anderen Arznei werden soll und ihm selber den Tod bringen kann, wie dem Mädchen, als es den kleinen, fahlhäuptigen Mann am Boden liegend entdeckte. Seine Augen waren gebrochen, die Zähne übereinander gepreßt, die Lippen weiß beschäumt, die Glieder verrenkt. In der Rechten hielt er ein Fläschchen, dessen dunkler Inhalt noch am Barte herunterträufelte. War es Gift? War er tot? – Sie stieg in den Karren, und keine Mutter tastet mit angstvoller gespannter Seele nach Puls- und Herzschlag ihres Liebling, als sie nach denen dieses elenden Krüppels. „Gott ist gerecht! Er lebt!“ flüsterte sie. Sie löste den durchnästen Anzug und hüllte den erstarrten Körper in trockene Kleider und Decken, die in einem Bündel im Winkel lagen. Es überraschte sie nicht, daß während dieser Bemühung der Höcker, eine künstliche Wulst, der schwarze Ziegenbart, eine Maske, zu Boden rollten. Aber welches armselige Geripp, nachdem die entstellende Hülle gefallen! Sie gab dem Kopf eine erhöhte Richtung, und nachdem sie noch eine Weile sorgsam lauschend das matte, aber gleichmäßige Atmen eines Schlafenden vernommen, schwang sie sich auf die vordere Bank, ergriff die Zügel und lenkte dem nach ihrem Dorfe führenden Tore zu.

Unbeachtet wand sich das kleine Gefährt radtief in Schlamm, Schutt und Wasserlachen, durch drängendes Volksgewirr bis zum jenseitigen Ufer. Der im Schwellen heftig rauschende Fluß hatte eine Wetterscheide gebildet; drüben nirgends eine Spur gewaltsamer Zerstörung. Während dort jedoch der Bruch der Wolken so rasch ge-

endet als er eingetreten, war er hier bereits in einen sickernden Landregen übergegangen. Der Schlummernde lag geschützt unter dem Verdeck, die Führerin aber empfand ohne Schauer das kalte Geriesel über den von einem innerlichen Brande durchglühten Leib.

Die Straße war menschenleer. Die Kluswirtin mochte die erste sein, welche die Stadt verlassen, und die Kunde von deren Heimsuchung hatte sich noch nicht verbreitet, um Neugierige oder Hülfeleistende herbeizuziehen. Der Notruf der Sturmglocken aus den jenseitigen Dörfern verhallte im Rauschen von Regen und Wind, der Mond drang nur mit mattem Schimmer durch die dichten Wolkenschichten. Auch in Judiths Seele war es sturmburchbrauste Nacht. Das Unbegreifliche, was diese Stunden ihr vorgeführt, es bot keinen Halt, keinen Zusammenhang, keine Lösung. Ein Klang, ein Blick, schwerlich ohne vorbereitetes Mahnen das Bild der Erinnerung erweckend und diesem Bilde in keinem Zuge ähnlich; eine abenteuerliche Schau-
szene, nur durch den Einklang mit ihren eignen Grübeleien, durch ihr allein verständliche Besonderheiten bedeutungsvoll! Rätsel und Zweifel, nach welcher Seite sie sann; Schmach und Qual, wenn ihre Ahnung Wahrheit wurde. Aber zwischen diesem verwirrenden Dunkel ein hellstrahlender Stern: der Stern der Gerechtigkeit, der eine ewige Leitung bekundet.

Je mehr sie sich ihrem Gehöfste näherte, zwang sie sich, ihre Gedanken auf das zunächst Erforderliche zu richten. Sie konnte darauf rechnen, ihre Leute noch nicht heimgekehrt zu finden, auch bedurfte sie der Einsamkeit – der fremde Gast mußte verborgen gehalten werden. Vor der Vorfahrt stieg sie ab und lauschte nach allen Seiten; im

Hofe wie auf der Straße alles still: der Fremde schlief ohne Regung. Sie spannte das Pferd aus und trieb es durch die Heckentür in den Kamp. Noch einen Blick unter die Leinenplane – keine Bewegung. Beruhigt ging sie voran. Hof und Haus standen unverriegelt, der fromme Sylv, – nein, nimmer hätte er einen Wirt gegeben! Da lag er auf seinen Knien, den Rosenkranz in der Hand, eingeschlummert zu Füßen der toten alten Frau. „Wohl der Mutter, wehe dem Kinde!“ murmelte Judith mit krampfhaft über der Brust gefalteten Händen, als sie, leise herbeischleichend, das friedliche Bild durch die offene Kammertür überschaute. Sie wechselte im Fluge die Kleider, zündete die Laterne an, nahm den Schlüssel zu der Stiebelstube, die sie heut morgen zum erstenmal seit zehn Jahren geöffnet, und ging nach dem Karren zurück. Der Fremde war erwacht. Von dem Torflügel gedeckt, beobachtete sie ihn eine Weile, wie er, aufgerichtet auf der vorderen Bank stehend, mit dem Blicke eines Schlafwandlers um sich schaute. „Die Klaus!“ sagte er mit verwundertem Ton; „die Klaus!“

Judith trat vor, reichte ihm schweigend zum Herabsteigen die Hand und leuchtete ihm ebenso schweigend über den Hof voran. Er folgte wie im Traum. Auf der Treppe stockte er mehr als einmal, strich mit der Hand über die Stirn, schien zu erwachen, sich zu besinnen. Vor dem Eintritt in das Zimmer schreckte er zurück, und nachdem er die Schwelle überschritten, schielte er scheu in alle Winkel des Raums, über das ungeordnete Gerät, zwischen jedem Blicke aber zu der Wirtin hinüber, die, noch immer stumm, die Laterne auf den Tisch setzte und keine seiner Bewegungen unbeachtet ließ.

Sie kramte einen vollständigen Anzug aus der Kade im Hintergrunde und sah ein kindisches Lächeln des Fremden Gesicht überfliegen, als sie die bunte Trodelmütze und den türkischen Schlafrock, in welchem der eitle Gesell, ihr Bruder, vor Jahren zum Ärgerniß der Nachbargäste einherstolzirt, mit dem stummen Bedeuten, die durchnästen Kleider dagegen zu vertauschen, vor ihm ausbreitete. Darauf sich entfernend und nach kurzer Weile mit einem erwärmenden Aufguß zurückkehrend, fand sie ihn umgekleidet und, einen kleinen Spiegel in der einen, die Laterne in der andern Hand, sich selber musternd und vergleichend vor dem Konterfei des einstigen Bewohners. Eine Minute lang hielt sie sich unbemerkt unter der leise geöffneten Thür. Auch ihr Auge flog prüfend von dem Bilde auf den Beschauer und von dem Beschauer auf das Bild. Jener volllockige, blizende, übermütige Jugendkopf und dieser kahle, glasige, hohlwangige Totenschädel, konnten sie eines Menschen sein, eines Menschen Sonst und Jetzt, und dazwischen nur eine Spanne von zehn Jahren des ersten Mannesalters? – Dennoch! – „August!“ rief sie, entschlossen in das Zimmer tretend. – Der Fremde schrak zusammen und stellte hastig Laterne wie Spiegel beiseite. Den Ruf schien er überhört zu haben. Er stürzte gierig mehrere Tassen hinunter, welche die Wirtin ihm einschenkte und welche ihn sichtbar belebten.

„August!“ sagte sie jetzt noch einmal mit eisernem Ernst und durchdringendem Blick, und „August!“ nach einer Stille zum dritten Male. – Gleich einem elektrischen Schlage zuckte es durch den Körper des seltsamen Mannes. Seine Wangen färbten sich, das eine lebendige Auge blickte mit klarem Bewußtsein, er richtete die zusammengesunkene Ge-

stalt straff in die Höhe, von Kopf zu Fuß ein anderer, als der er bis vor wenigen Sekunden gewesen. „Ich heiße Brown, Madame“, sagte er mit tiefer, gemessener Stimme und ausländischem Akzent. „James Brown, Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wie der Paß in meinem Taschenbuche Ihnen beweisen kann.“ – Als Judith aber nicht alsobald ein Wort der Entgegnung zu finden wußte, fuhr er geläufiger fort: „Ich bin in einem Gasthause, so scheint's. Wie ich dahin gekommen, weiß ich nicht. Ein heftiges Wetter überraschte mich auf dem Markt. Ich leide an Krämpfen, Madame, ‚böses Wesen‘, irre ich nicht, nennt man es hierzuland. Böses Wesen, richtig, vollkommen richtig ausgedrückt. Sehr böses Wesen in der Tat. Ich fühlte es nahen, ich nahm meine Tropfen. Laudanum, Laudanum, Madame! Daher die Betäubung. Weiß nichts seit dieser Zeit, rein nichts. Wie lange mag es sein? Es ist Nacht. Mich dünkt, ich sei gefahren. Aber ich kann es geträumt haben. Wo ist mein Wagen, mein Pferd? wo bin ich, Madame?“ – Schauspielerte der Mensch? war er wahnsinnig? Judiths Herz kämpfte zwischen Entrüstung und Zweifel. „Du nanntest die Klus; du kanntest sie wieder, August“, sagte sie nach einer Pause.

„Ich heiße Brown, Madame,“ fiel er ein; „James Brown, Bürger von Massachusetts, United States. Bitte meine Papiere einzusehn. Vor wenig Tagen visiert vom königlichen Konsul in Bremen, alles in Ordnung, Madame. James Brown, so ist's. Und die Klus, die Klus! Wie ist mir denn? Ja, ja, ganz recht: die Klus, so hieß das Gasthaus an der Landstraße, aus welchem mein Schiffskamerad gestammt. Die Klus! Unglücklicher Mann, grausam unglücklicher Mann, Madame, mein Kamerad! Es

ist eine Weile her, zehn Jahre mögen es sein. Wir litten Havarie. Er und ich ganz allein von der Mannschaft gespült an eine Klippe. Drei Tage lang zwischen Himmel und Ozean, ohne einen Tropfen und Bissen, schrecklich, schrecklich, Madame! Seine Lebensgeschichte gehört. Eine Beichte, sozusagen. Er war Katholik. Ich bin Protestant, Protestant, so ist's! Durfte ihn absolvieren, denn seine Reue war aufrichtig, bei Gott aufrichtig, Madame, und die Strafe grausam. Am dritten Tage verschmachtet. Ich hielt es länger aus. Wurde gerettet. Ein vorbeisegelndes Schiff, ein Wunder beinahe, ein Wunder, gehört aber nicht hierher. Die Geschichte hat sich mir eingepägt, – sehr natürlich unter diesen Umständen! – als hätte ich sie erlebt. Brachte sie zu Papier, zu Bild. Ich bin Künstler, Madame, Maler, Rhetor, Improvisator, Schauspieler, alles bei Gelegenheit, wir lieben das drüben, Madame. Nicht steif und einseitig, Uncle Sam wie Better Michel im alten Land. Habe Glück mit der Geschichte gemacht. ‚Leichtsinn und Edelmut‘ war sie benamft. Eine Kuriosität der letztere, der Edelmut, heißt das, für Uncle Sam. Mehr in Deutschland zu Hause, aber wohl auch kaum im Überfluß; nicht so, nicht so, Madame? Wollte das Träumervolk kennen lernen, studieren. Bin Tourist, Forscher von Natur. Habe viel unter Deutschen gelebt. Aber Quelle ist Quelle! Spreche Ihre Sprache passabel, finden Sie nicht? – Aber zurück zu meiner Geschichte. Ein Deutscher übersezte sie für einen Dollar. Armer, dummer Teufel, wie alle Deutsche drüben, damned Dutch! für einen Dollar, bah! einen Druckbogen Verse und gereimt sehr gut, sehr gut, Madame. Vor vier Tagen gelandet, heute aus Zufall in der Stadt zum Markt; aus

Zufall, so ist's. Sie waren in der Stadt, Madame, nicht so? Sie sahen das Bild, ja, ja, das Bild! – Windhose, Wasserhose, – Kinderspiel hierzuland, solch ein Sturm! – Krampf, Laudanum, Zaumel; so ist's, Madame, so ist's!“ –

Die unglückliche Judith stand wie verschüttet unter diesem Schwall. Hätte sie noch gezweifelt, der letzte Zweifel würde entflohen sein. Ja, das war ihr Bruder, das war der Gust! Zeit, Elend, eine fremde Welt, Laster, Krankheit und ein heimliches Verbrechen hatten die Gestalt verwandelt; der windige Geist, der Unrast, der Poffenreißer war geblieben. Das Erbarmen mit einer verurteilten Seele, das Grauen vor blutigen Enthüllungen, vor Schmach und Strafe schwiegen still in ihrer Brust, sie fühlte nur die Verachtung von ehemals, fühlte einen Haß, eine Erbitterung, die ihr die Kehle krampfhast zusammenschnürten, sah nur den ungeheuren Kampf, der ihrer wartete.

„Sie sind mir die Antwort schuldig geblieben, Madame“, fuhr der Fremde nach einer Pause fort, in welcher er die Gegenstände im Zimmer neugierig gemustert und betastet hatte. „Auf der Klus, sagten Sie. Aber wie bin ich auf die Klus gekommen? Die Klus, in der That, die Beschreibung trifft. Mein Kamerad war weitläufig über die Klus, schrecklich weitläufig, Madame. Heimweh nennen sie das Ding hierzuland. Kein Wort dafür drüben, nicht bekannt das Ding, Unsinn, Unsinn! Heut im Nord, morgen im Süd. Geldmachen die Lösung, Geschäfte machen, sein Glück machen, wachsen, Madame, wachsen, den Baum verpflanzen, bis er sein Erdreich gefunden; nicht Wurzel schlagen, kleben an der Scholle, auf welche der Wind das Samenkorn geweht. Langweilig das, dutsch, Unsinn, Unsinn! – Die Klus also, die Klus! Ist die Klus wieder

ein Gasthaus, Madame? Was mag aus der jungen Wirtin geworden sein, meines Kameraden Schwester? Eine hübsche Dirne ihrerzeit, wird einen Mann genommen haben, gewiß, gewiß! Aber –“ seine Stimme stockte einen Moment, und er blickte mit einem Anflug von Angst zu dem Mädchen hinüber, – „aber eine alte Mutter, irre ich nicht, eine alte Mutter – und ein Kind!“ –

Eine blitzartige Eingebung fuhr bei den letzten Worten durch Judiths Hirn. Während sie indessen, noch immer regungslos, über ihre Ausführung sann, hob der Fremde mit seiner früheren Unbefangenheit wieder an: „Ihr Kaffee war gut, Madame, heiß und stark, ich liebe das. Arznei gegen den Krampf, aber satt macht er nicht. Mich hungert. Nüchtern seit morgens. Einen Imbiß, ich bitte. Ein Stück Brot und Fleisch und ein Glas Wein, wenn es sein kann. Bier und Schnaps – bah! Kommines Getränk, der Schnaps. Ein Künstler will Wehn. Keine Kunst drüben bei uns –.“ – Judith unterbrach ihn, indem sie die Laterne vom Tische nahm und, ohne ein Wort zu sagen, ihm ein Zeichen gab, ihr zu folgen. Er zögerte einige Sekunden, warf einen mißtrauischen Seitenblick auf die stumme Führerin, ging aber doch hinter ihr drein, die Treppe hinunter, über den Hof, durch Küche und Bohnengelaß. Unter der offenen Kammerthür hielt sie still und deutete schweigend auf das vom schwachen Lampenschimmer beleuchtete Friedensbild der entseelten Greisin und des schlummernden Knaben.

Einen Augenblick steht der Fremde wie erstarrt, im nächsten stürzt er mit jähem Aufschrei über das Totenbett. – „Mutter, Mutter!“ ruft er, und – „Sylv, mein Kind!“ – indem er zu dem Schlafenden niedertaumelt.

Sylvian fuhr in die Höhe. Erschrocken blickte er auf den fremden Mann, dessen Arme ihn umstrickten, dann auf die Leiche, auf seine Pflegerin und wieder hinab zu dem Fremden. Er entfärbte sich, er zitterte. Der Mann schluchzte wie ein Kind, wollte reden und vermochte es nicht, wollte sich aufrichten und strauchelte. Judith umfaßte ihn, und indem sie dem Knaben gebieterisch zuraunte: „Bleib, er ist krank!“ trug sie den Bewußtlosen in die Küche, deren Türe sie verschloß. Sylvians Angstblick lastete auf ihrem Herzen; sie hatte eine Probe gewagt, und die Probe war gelungen; den aber, an dem sie gemacht worden, hatte sie außer acht gelassen, und er konnte ihr Opfer werden. Er durfte den Mann nicht wiedersehen, heute nicht, nimmer! – Der Fremde mußte ihm ein Fremder bleiben.

Raum daß sie einen Imbiß zurechtgeschnitten und ein Glas von dem Wein, der zur Stärkung für die Mutter in das Haus geschafft worden war, zwischen des Erschöpften Lippen gefloßt, so nahm sie ihn, ohne seine völlige Belebung abzuwarten, von neuem in ihren Arm und zog ihn nach der Stiebelstube zurück. Seine Besinnung war wiedergekehrt; er schluchzte bitterlich. – „Bruder!“ sagte Judith, ihm mitleidig die Hand reichend. – „Ja, dein Bruder!“ rief er unter Tränenströmen; „dein Bruder, der Heimatlose, dein Bruder, der Elende, der – der, o, du weißt es ja, Judith! ich sehe es an deinem Schauder, – dein Bruder, der Mörder!“ –

Irrlicht

So war es denn Tag geworden über der dunklen Tat, Tag für die Unschuld, und Mitleid mit Abscheu, Blutes-

liebe mit Weibesliebe, Sieg mit Vernichtung rangen in des erschütterten Mädchens Brust.

„Lebt er noch, Judith?“ fragte jener scheu und leise. – Sie neigte schweigend den Kopf. – „Gott sei gelobt!“ rief er, sich in die Höhe richtend und schon wieder gefaßt, ja hoffnungsvoll um sich blickend. – „Im Kerker, August!“ mahnte die Schwester. „Zehn Jahre im Kerker. Auf dein Gewissen, zehn Jahre von einem Menschenleben, zu jenem andern Leben, das –.“ – „Er wird noch gute Tage sehen“, unterbrach er sie, indem er mit hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder ging. „Er wird frei werden, er ist unschuldig. Ich, ich bin der Elende, mein Leben ist vergiftet. Weißt du, was Blut ist, Judith? Gift ist es, Gift! Das klebt, das äßt, das sengt, das löscht kein Tropfen. Laudanum, sagen sie, Laudanum scheucht das Gespenst. Glaub's nicht, Schwester, glaube es nicht. Ja, es ruht, aber es wacht auf, es schleicht, es springt, hui! Es ist da!“ – „Unglücklicher!“ murmelte Judith bewegt.

„Ich wußte es nicht, Schwester,“ sagte er, je mehr und mehr geläufig, „das von dem Simon meine ich. Erst vor drei Monaten erfuhr ich's durch den Löbbeké aus Nammen. Es geht dem Löbbeké schlecht, Dithel, herzlich schlecht. Warum blieb er nicht hüben, der dumme Narr. Allzu gerieben wir drüben für solchen Schlag; Pfeffer und Salz im Schädel und von Gemüt nicht die Spur. Mir ist's geglückt, Dithel. Nicht in der Südsee, – tolle Zumutung, Dithel, dein Botany-Bay. Gottlob, daß ich ihm echappiert! – aber drüben herum in Ost und West. Musik gemacht, Gold gegraben, Stuben gemalt, den Doktor gespielt, Vorlesungen, Erbauungsstunden, Tischrücken, Geisterklopfen, ein flottes Leben, Dithel, nur – nur.“ –

„Nur der Wurm im Herzen!“ fiel Judith ein mit bitterem Klang. — „Ich tat es nicht mit Absicht. Gewiß, gewiß nicht mit Absicht; aus Zufall, Schwester, aus Versehen —!“ — „Ein Messer in der Hand, ein Zufall? Unter freiem Himmel ein Messer in eines Freundes Brust, ein Versehen?“ — „Das Messer, ja, ja, das Messer, — ich hatte, — ich wollte, — die Hitze, der Ärger —! — Aber die Mutter, die arme, alte Mutter, wann ist sie gestorben, Dithel?“ — „Diesen Morgen, in schweren Gebrechen. Ihr letztes Gesicht war ihr Sohn, — der Mörder; ihr letzter Segen für den unschuldigen Süßer.“ — „Ich ahnete es nicht, Schwester; straf mich Gott, ich ahnete es nicht. Erst durch den Lobbek aus Nammen. Auf der Flucht, während der Fahrt — wenn der Verdacht auf ihn fiel? dachte ich wohl. Aber Unfinn, Unfinn! Ein Wort, und er ist rein. Wessen war das Messer, wessen der Stock?“ — „Ein Messer und ein Stock wie tausend andere. Sie mochten des Müllers sein, ich selber habe sie für des Müllers genommen.“ — „Und wenn auch Messer und Stock, aber die Tasche —.“ — „Die Tasche, welche Tasche?“ schrie Judith auf, von einem neuen, grellen Lichte geblendet. — „Mein, nein, nichts von einer Tasche! Ich meine — der Trunk, der Streit, der —.“

Er sprang auf einen andern Gegenstand über, auf seinen Sohn. Er pries sein Ansehn, das ihn an seine selige Schöne gemahnte. Tränen stiegen ihm in die Augen; er dankte der Schwester mit bewegten Worten für alles, was sie für die Waise getan; er baute Lustschlösser für ihre Zukunft. Seine bösen Erinnerungen waren eingeschlummert, und Judith mußte sich überwinden, sie mit Hartnäckigkeit wieder aufzurütteln, den erschütternden Auf-

tritt von Simons Verhaftung und Selbstbeschuldigung ihm vor Augen zu führen. Sein erregbarer Sinn blieb nicht unempfindlich selber für der Darstellerin knappe, gepresste Art, die der seinigen so ungleich war. Unter den lebhaftesten Ausbrüchen der Verzweiflung raste er im Zimmer umher, erging sich in begeisterten Ergüssen über das, was er nicht anders als ein Freundschaftsopfer erfaßte. „Herz ohnegleichen!“ rief er aus, „Simon, herrliche Edeltanne! Du sollst nicht gefällt werden, nicht im Schatten des Dickichts verkümmern! Frei und hoch wird deine Krone ragen über alle, alle! Ein armer Sünder, für den du eingetreten,“ er schlug mit der geballten Faust gegen seine Brust, „aber,“ den Kopf stolz in den Nacken werfend, „aber ein Mann, ein Mann wie du! Kaum hört er von deinem Opfer, zehn Jahre zu spät, weh' ihm. Hinüber! ruft er, hinüber! Heute noch, diese Stunde! O, ihr blöden Richter, schwacherzige Pedanten, so handelt ein Freund, so handeln Freunde! Kein Neugeborenes war schuldloser als dieser Mann, – ich, ich bin der Mörder!“

„Das wolltest du, Bruder? Dich freiwillig stellen, August?“ rief Judith zweifelnd und doch mit glänzenden Augen. – „Ich wollte es, bei Gott! Noch am selbigen Abend wollte ich hinüber!“ – „Und – du willst es noch?“ – Die Antwort verzögerte sich etliche Sekunden; die gedämpfte Stimmung, in der sie gegeben ward, steigerte sich indessen im Verlauf wenn nicht zu dem früheren Schwunge, so doch zu einer gleichen Lebhaftigkeit. – „Es war keine Schiffsgelegenheit an dem Tage, Dithel, auch am nächsten und übernächsten nicht. Ich hatte Zeit zur Überlegung. Eine Idee schoß mir durch den Kopf, neu, einzig, noch

nicht dagewesen. Ich malte das Schaubild, entwarf die Geschichte, brachte sie in Verse, setzte sie in Musik, berechnet, zugestuft für das Volk, versteht sich, aber gelungen, Dithel, ich sage dir, gelungen. Das Gewitter kam dazwischen. Bild und Texte sind zerstört. Wir müssen auf ein neues spekulieren. Es sollte nicht sein. Ich bin Fatalist, Judith, das heißt, ich bestehe nicht auf meinem Kopf, wenn das Schicksal mir in die Quere tritt. Hätte ich die Erzählung vollenden, nur beginnen können, – es blieb beim Titel leider, aber schon der Titel wie das Bild lockten gewaltig, – der Bezug wäre mit Händen gegriffen worden. ‚Der Simon!‘ hätte man geschrien, ‚Simon der Quellenfinder unschuldig, freiwillig büßend für eines andern Missetat!‘ Ort und Stunde dazu: Jubilatemarkt, der zehnte Jahrestag, – alles wohlberechnet, fein ausgestüft, Dithel! – Der Kumor wäre unwiderstehlich geworden. Der Täter galt für tot, – eine Seeschlange hatte ihn verschlungen laut Bild und Text. Der Erzähler war längst wieder fort zu Schiff. Die Behörden hätten eine neue Untersuchung angestellt, Simon die Wahrheit zugestanden –.“

„Hätte Simon die Wahrheit gestehen wollen, er brauchte nicht auf deine Narreteibinge zu warten“, unterbrach ihn die entrüstete Schwester. – Die Wirkung dieses Einwandes war die unerwartetste, sie hatte den erfinderschen Ketter urplötzlich abgefühlt. „Warum tat er es nicht?“ versetzte er, den Kopf übermütig in den Nacken werfend. „Warum gestand er die Wahrheit nicht? Der Täter war verschollen, verkommen, Gott weiß! Jedenfalls in Sicherheit. Ihm schadete er nicht, wenn er sagte: ‚Jener tat’s!‘ Ihm nützte es nicht, daß er sprach: ‚Ich

tat's im Rausch!' oder so ungefähr. Unsinn, Narrheit, Schwärmerei, deutsch, damned dutch, ein Schwabenstreich, Romanenhelbentum! Warum tat er es?" – Judith schwieg, empört bis ins Mark. Und dennoch auch sie, und sie am allerwenigsten konnte diese Frage von sich weisen. Warum tat er es? Verdiente dieser Mensch dieses Opfer? Und was nützte es ihm, daß er es brachte, oder was schadete es ihm, hätte er es nicht gebracht? Er war kein Schwärmer, kein Romanenheld, er war eine innige, sanfte, besonnene Natur. Schwach vielleicht, aber dann ja um so weniger –! – Warum tat er es? – Sie setzte sich an das Fenster, vergrub den Kopf in die Hände und merkte nur noch mit halbem Ohr auf des Bruders irrlichternde Sprünge.

„Warum tat er es?“ wiederholte derselbe, „und warum glaubte man ihm? Es lag kein Grund zutage für seine That, nicht Rache, Neid, – oder – oder sonst eine wilde Begier. Er mied den Streit und scheute vor Blut. Er war keines Menschen Feind. Den – den Müller kannte er kaum, hatte zum ersten Male in jener Nacht seine Schwelle betreten, und dieser Besuch selber, nicht eine Seele wußte darum. Hinten in der Kammer am Wasser hatten sie gefessen alle drei, kein menschliches Auge sie gesehen. Sie hatten getrunken, es ist wahr, und er war berauscht. Warum nicht? Es war nicht der erste Rausch, in dem man ihn gesehen, und er hatte keinen zornigen Rausch, wie der Müller, der, notabene, keinen hatte an diesem Tag. Er wurde weiß, still, traurig, wenn er trank. Jeder wußte es. Er ist neben der Leiche gefunden worden, bleich, struppig, starr und steif, mit allen Anzeichen der Seelenangst; aber er brauchte nur zu sagen: ‚Der Müller

hat mich den Damm hinabgestoßen, als ich die Ringenden auseinander reißen wollte. Ich lag betäubt, erwachte erst diesen Augenblick; was Wunder, sieht man mich verstört vor dem Entsetzlichen, das ich nicht geahnt? Das Messer, das ich aus seiner Brust gezogen, ist es mein Messer etwa? Nein, des andern, ich kenne es; brauchte ich einen Reifestock mit bleiernem Knopf, brauchte ihn der Müller? – Nein, der andere; seht, meine Taschen sind leer, das Geld –!“ – Der Mensch hatte sich wie ein Advokat in einen fremden Kriminalfall hineingeredet, der zu ihm selber nicht in der entferntesten Beziehung stand. Vor dem letzten Argumente stockte er; eine Blutwoge streifte über sein Gesicht, er atmete jach auf, riß mit der Faust an den Brustklappen seines Rockes und stand ein paar Minuten wie gebannt. Dann hob er seine Wanderung durch das Zimmer wieder an und begann endlich von neuem in verändertem Tone, mit glühendem, persönlichem Eifer, so als ob er eine Heldentat im Schilde führe: „Ich komme, Freund, ich bin da! Ehe diese Woche zu Ende läuft, bist du frei. Wärest du der erste Gefangene, der hinter Mauern und Riegeln entkommen? Kinderspiel das! Ich kenne Schliche und Kniffe, tausend derlei Geschichten habe ich gelesen, gehört. Noch gestern auf dem Markt das Bild neben meinem Stand, haarsträubend, aber wahr, wahr! Bierzehn Eideshelfer gegen den Nonnenschänder, die höchste Wette harrt, die Wyd, die Freischöffen speien aus vor ihm – und doch entkommt er noch. Freilich, er wird wieder eingefangen, aber gab es Dampfschiffe und Eisenbahnen zu Femezeiten? Ich befreie dich, Simon, wir fliehen. Fort für immer aus diesem dummen, faulen Land. Du kommst uns nach, Dithel, und mein

Sylv, mein Sylv! Die Mutter ist tot, du verkaufst die Klus; auch der Simon ist arm: sein Quellenblick ein unschätzbares Kapital. Eine Waldnatur, – als Anabe schon, hinüber, Simon, hinüber! Kennt ihr das Wälder hierzuland? Liliputen, verkümmerte Zwerge, erbärmliche Halme eure Eichen; jenseits, schau, schau, das ist Wald! Und die Schachte drüben! Kohlen für Millionen Jahre, Eisen und Gold, ja Gold! In das Goldland, Dithel! Ein Krösus wird er, ein Nabob! Und du, Dithel, er hat dich liebgehabt vom Buben ab: ‚Ich werde sie ewig lieben!‘ sagte er noch in der letzten Nacht und weinte dazu, und, und –.“ – „Genug des Irrsinns!“ unterbrach ihn Judith mit so scharfem Gebot, daß in der That der unerschöpfliche Fluß ins Stocken geriet.

Er langte ein Buch von dem Regal, setzte sich auf den Rand seines Bettes und blätterte. Keines sprach ein Wort eine lange Pause hindurch. Plötzlich schreckte er in die Höhe, das Buch entfiel ihm, denn eine eiskalte Hand hatte in die feinige gegriffen, und die Schwester stand vor ihm leichenblaß, mit unerschütterlichem Blicke sich in den seinen bohrend. „Wirst du deine Missetat bekennen, August?“ fragte sie, „einfach, öffentlich, vor Gericht und Zeugen?“ – Er las einen drohenden Entschluß in ihren Zügen und sank zitternd auf das Bett zurück. Dennoch faßte er sich noch einmal und sagte entschieden, indem er nach seiner Weise den Kopf übermütig in den Nacken warf: „Die That bekennen, mich selber ans Messer liefern? Nimmermehr!“ – „So tue ich es“, versetzte sie mit eisiger Ruhe. „Du bist ein Gefangener in diesem Zimmer, bis die Gerichte dich abholen werden.“

Er kannte seine Schwester, er wußte, daß sie nie ein

Wort gesprochen als in wohlbedachtem Ernst. Todes-
schauer überrieselten ihn, er stürzte zu ihren Füßen und
umklammerte ihre Kniee. „Deinen Bruder angeben!“
schrte er, „aufs Schafott bringen deiner Mutter Sohn!“
– Auch Judith schauderte. Doch sagte sie gefaßt und mit
milderem Klang, als er an ihr gewohnt: „Strafe sühnt,
August; was du hienieden büßest, wird dir jenseits ange-
rechnet werden. Und nicht mit dem Leben wirst du die
Untat zu büßen haben. Jahre sind über sie hingegangen,
sie wurde im Eifer verübt, ohne Vorbedacht. Du bist
freiwillig zur Rechtfertigung eines Freundes zurückgekehrt.
Der Schuldige wird die Zelle betreten, die der Schuldlose
verläßt.“ – Der unglückliche Mensch wand sich am Boden
wie ein Wurm; einzeln, wimmernd rangen sich die Worte
aus seiner Brust, zum erstenmal zeigte seine Stimmung
den Ausdruck wahrhaftiger Seelenqual. „Und die Schmach,
die Schande,“ ächzte er; „der Raufsch entschuldigt – ein
Mord schändet nicht – aber ein Raub – ein Dieb –.“ –
„Ein Dieb?“ fuhr Judith auf. „Wer sagt ein Dieb?
Wer ist ein Dieb?“

„Ich, Dithel, ich“, stöhnte er in aufrichtiger Armen-
sünderangst und doch mit einem fast kindischen Ausdruck
der Hoffnung, als ob das Schandgeständnis ihn retten
müsse. „Ich, ich raubte ihm das Geld, mein Geld, dein
Geld, Schwester, das er mir im Spiele wieder abgewon-
nen. Nun weißt du es, Dithel, nun höre, wie es kam.
Der Simon wartete auf mich in der Mühle zum Abschied.
Wir saßen in der Kammer hinten am Wasser alle drei.
Der Müller braute einen Grog. Er vertrug ihn stark wie
feiner; heißer, purer Kognak, Dithel. Von dir sprach er,
als hätte er dich im Saß. Von Hochzeit und Wirtschaft

sprach er. Der Simon saß stumm wie ein Geist, wollte erst nicht trinken, dann trank er doch. Auf dein Wohl ein Glas, Dithel, auf meines und dann weiter in der Verzweiflung mehr als wir beide zusammen. Ich wußte, wie ihm zumute war, er dauerte mich. Aber du hättest ihn doch nicht genommen, Dithel, einen Fremden, der Gnadenbrot auf der Klus genossen, und gegen deine andern Freier einen armen Teufel mit seiner Waldhütte und den paar Stücken elende Rodung. Ich hielt's mit dem andern, Dithel, mit dem Reichen, du weißt es ja; du wärst mit ihm fertig geworden, und ich hatte einen Anhalt, wenn ich wiederkam. Denn ans Wiederkommen dachte ich lange, ehe ich ging. Ich stimmte ihm zu, ich munterte ihn auf; wir stießen auf Schwägerschaft an, und der Simon goß ein Glas nach dem andern in den Leib, als ob er seine Ohren totzusaufen gedächte. Der Müller brachte die Würfel, ohne die es in der Mühle nicht abging. Der Simon wollte mich abhalten, seine Hand zitterte, seine Stimme lallte nur noch. „Um den Ring!“ sagte der Müller. Er meinte den Trauring der sächsischen Mühme, den du mir zum Andenken in der Fremde angesteckt, Dithel. Seinen Verlobungsring nannte er ihn. Er hielt ein Goldstück dagegen. Der Simon stöberte nach einem Saß; seine Tasche war leer.

„Hin war der Ring. Ich hatte Blut geleckt; weiter, weiter, Stück für Stück von dem, was ich eben in Empfang genommen! Zuletzt noch die Tasche. Alles hin! Zum ersten Male blickte ich auf. Ich war allein mit dem Müller, der Simon fort, ohne daß ich's gemerkt. Jetzt meine Angst. Ich flehte den Müller um Hilfe, er lachte mich aus. Ich wollte eine Verschreibung ausstellen, er

höhnte noch lauter. Die Uhr schlägt drei. „Es ist Zeit,“ sagt er, „komm!“ streicht das Geld in meine Tasche, steckt noch von dem seinigen dazu und schnallt sie um. Was er im Schilde führte, Gott weiß. Die Reise mit dir machen, Dithel, im letzten Augenblicke dein Jawort erkaufen. Einen Plan hatte er gewiß. Er ging voran, ich folgte ihm wie ein totgeschossener Mann. Ich wollte fort, ich mußte fort; ich fürchtete mich vor dem Turm und vor dir, Dithel, vor dir, nach dem, was ich zu guter Letzt noch eingebrockt; ich wußte meinem Leibe keinen Rat. Ich flehte, ich versprach; ich bedrohte ihn um betrügerisches Spiel und böswilligen Vorbedacht. Sein eiskalter Spott machte mich toll. Wir standen auf dem Querwege über dem Damm; von dem Bahnhofe herüber regte sich's. Ich stürzte ihm zu Füßen, ich betete ihn schier an; ich war außer mir. Kein Erbarmen. Der Teufel kam über mich. Es gibt einen Teufel, einen Teufel leibhaftig, glaub's, Dithel, glaub's. Er stand hinter mir, er blies mir ein, zerrte mich in die Höh, stieß mich vorwärts, gab mir Kraft, mir, dem Rohr gegen den hagebüchlenen Klog. Wie ein Strauchräuber stürzte ich über ihn und forderte das Geld mit Gewalt. Schon halte ich die Tasche aufgehängt in meiner Hand, nur der Riemen hat sich in einem Rockknopf festgenestelt, ich greife nach meinem Messer, den Riemen loszuschneiden. In dem Augenblicke springt der Simon aus den Weiden zu uns herauf. Wie er dahin gekommen, weiß Gott. Er wirft sich zwischen uns. Aber der Kausch, der Kausch, der noch nicht verflogen! Er taumelt, ein Stoß, und er prallt den Abhang hinunter, reißt den Müller, den er gepackt, im Sturze zu Boden. Ich habe Lust, ein Schnitt, die Tasche ist in meiner Hand. Er in die Höh, und über mich her

wie ein Rasender. Ein Faustschlag mir ins Auge, hin ist's, hin! – Der Schmerz, die Wut – das Messer steckt in seiner Brust. Noch einmal wirft er sich über mich, ein Hieb über meinen Kopf – und fort, fort!

„Darf ich das bekennen, Schwester?“ fragte der Unglückliche nach einem schweren Atemzug. „Deines Vaters Sohn ein Straßenräuber, deines Pfleglings Vater ein Mörder und Dieb? Bekennen vor Amt und Zeugen? Das Märchen vom Schattenriß, den der scheidende Bruder dem reichen Bewerber verweigert und dem armen mit seinem Segen zum Andenken verehrt, der Sang von Liebe und Eifersucht, den ich zurechtgestutzt, herzbeweglich für gemeines Volk, aber vor Gericht und Zeugen – Unsinn! Die Kreuz- und Querfragen, Dittel; das Gurtende am Knopfloch, über das man sich so schwer zur Ruhe gegeben! Den Simon traf kein Verdacht der Verraubung; er hatte den Nagel nicht verlassen und keinen Pfennig in der Tasche. Aber ich, verschrieken als Spieler, die Nacht außer dem Hause, im Augenblicke der Flucht – der geständige Mörder ist entlarvt, ein Dieb.“

Das Geständnis war zu Ende; wahr, klar, anschaulich, unter dem Zeugnis der Seelenangst des Bekennens, der sich nicht von seinen Knien erhob und schwerlich im Leben in so einfältiglicher Weise geredet hatte. Aber Judith, die Ehrenstolze, Ehrenreine, saß noch lange wie von einem Keulenschlage betäubt. Den Argwohn des Mordes hatte sie im Laufe der Jahre ertragen lernen, er war von dem geliebten Manne auf den nächsten im Blut zurückgewichen, ja zurück. Aber ein Dieb! Wahrheit die heimliche Ahnung, die sie nimmer auszudenken gewagt! Zu dem Wenbrechen die Schande über ihrer Väter Haus!

Zu viel, zu viel! – Und dennoch! – „Es muß sein“, sagte sie, sich erhebend, mit Todeskälte.

Die letzte Hoffnung war dem Elenden geschwunden. „Du willst, du willst?“ schrie er auf und klammerte sich an ihre Kleider, als ob er sie gleich jetzt von dem verräterischen Schritte zurückhalten müsse. „Ich bin dein Bruder, Judith, dein einziger Bruder. Du kannst einen Liebsten haben, kannst Mann und Kinder haben, aber einen Bruder nimmer! Willst du deinen Bruder anklagen, Rabenherz?“ – „Es muß sein“, sagte Judith wie vorhin. – Er ließ das Gesicht auf den Boden sinken und lag eine Weile ohne Zeichen des Lebens. Sählings aber zuckt es wie elektrische Schläge durch den Leib des Zitteraals. Die Schwester fürchtet einen Rückfall seiner Krämpfe. Mein, er springt in die Höhe, tagengeschwind ist er an der Türe, er will entfliehn. Judith reißt ihn zurück, schleudert ihn zu Boden, schließt und zieht den Schlüssel ab, steht vor der Tür, ein unerbittlicher Posten. – Wieder eine Pause ohne Maß, für sie wie für ihn. Er liegt, sie steht, regungslos. Und siehe da, noch einmal richtet er sich in die Höhe, streckt sich so lang er vermag, wirft den Kopf in den Nacken, ein umgewandelter Mann; kein Zug der vorigen Zerknirschung, er lacht, ja er lacht!

„Wohl bekomm's Ihnen, Madame“, sagt er höhrend. „Ich gönne Ihnen dieses Heldentum. Ich heiße James Brown. Was schieert mich der Frobelgust vom Klushof? Er ist umgekommen im Schiffbruch, ich war dabei, ich beschwör's, ich, James Brown aus Massachusetts, United States. Was schieert mich der Klushof und seine Ehre. Sperren Sie mich ein, Madame. Lassen Sie mich arretieren, rekonoszieren, wie es Ihnen beliebt. Findet jemand

eine Ähnlichkeit zwischen Mister Brown aus Massachusetts und dem August Frobel, der vor zehn Jahren von dem Klushofe verschwand? Hatte der Frobel ein Hinkelbein, hatte er einen Kahlkopf, nur ein Auge etwa? Der, den ich, James Brown, als August Frobel auf dem Schiffe gekannt, ich, James Brown, der war ein schmucker Lockenkopf, heil vom Wirbel bis zur Zehe und zwei Augen, klar wie die einer Forelle. Zeugnis gegen Zeugnis, meine Herren Richter. Ein Frauenzimmer, das seinen alten Liebsten in Freiheit haben will, gegen den Bürger eines freien Staats und seinen rechtsgültigen Paß, visitiert von Gesandten und Konsuln Ihres eignen Königreichs. Urteilen Sie den August Frobel in contumaciam zu Kerker und Schwert, als Mörder, als Dieb, nach Ihrem Ermessen, meine Herren. Mister James Brown empfiehlt sich, er reist auf dem Kontinent, auf den Inseln in seinem Vaterlande drüben, wo es ihm beliebt. Salve!“ – Er hob nach dieser Rede das Buch vom Boden auf, setzte sich ruhig auf den Tisch und begann zu lesen. Judith stand wie eine Säule mit vor Wut zusammengeschnürter Brust, die Lippen blutend unter dem scharfen Kniff ihrer Zähne, minuten-, stundenlang, sie wußte es nicht.

„Interessante Lektüre, wie es scheint“, erweckte sie endlich des Fremden Stimme. „Ritter Kunz von Dortmund oder der Femwrogige, ein Roman; kennen Sie ihn, Madame?“ – Das Maß war voll. „Femwrogiger Schandbube!“ schrie sie mit einem Haß, wie sie ihn im Leben noch nicht empfunden, indem sie das Buch aus seinen Händen schlug. „Nicht daß du's tatest, gichtmundiger Gesell, aber bekennen und leugnen in einem Atemzug, Poffen reißen, Lotter-schriften lesen, während ein anderer –.“ – Sie konnte

nicht weiter, die Brust drohte ihr zu springen; sie stürzte zum Fenster und riß es auf, ringend um Atem und Luft. In diesem Augenblicke wurde das Hoftor geöffnet, ihre Leute ohne Zweifel, die zurückkehrten. Sie verließ das Zimmer, dessen Thür sie hinter sich verschloß.

Nacht

Das am Morgen so stattlich ausgestaffierte Liebespaar war es in der That, das jetzt, bis auf Kapsel- und Pudelmüge durchweicht und zerzaust, von seinem Meßgange heimkehrte. „Das Wetter, Wirtin!“ sagten beide aus einem Munde, ihre Verspätung entschuldigend, und als ihnen Judith das Abscheiden der Mutter verkündete, äußerten sie ebenso einmütiglich: „Bliß noch einmal, die alte Wirtin!“ stellten sich jedes in eine Ecke, mit dem Gesicht gegen die Wand gekehrt, fatteten die Hände und beteten ein Vaterunser, um eine Minute darauf die verspätete Nacht Mahlzeit nach den unerlebten Strapazen einer Wasserhose mit doppelter Gemächlichkeit einzunehmen. Die Wirtin gab währenddessen die unerläßlichen Aufklärungen und Anordnungen. Sie beschied die Magd, für den Rest der Nacht ihren Neffen in der Leichenwacht abzulösen, da sie selber durch die Pflege eines kranken Marktfremden, auf dessen Karren sie den Heimweg aus der Stadt zurückgelegt, an dieser Pflicht gehindert sei. Einige Stunden verlängerten Morgenschlaf wurden als Schadloshaltung in Aussicht gestellt.

Der Bissen im Munde stockte der Christne, und eine Gänsehaut lief über die kirschroten Backen; der zartfühlende Bräutigam, der sich seit diesem Morgen als einen Helben und Meister der Redekunst bewährt, übernahm es, ihre

heimlichen Schauer auszusprechen. Wenn es der Wirtin nichts verschlüge, meinte er, wolle er statt der Christine Wache bei der alten Wirtin halten, und wenn die Wirtin eine Stärkung extra bewillige, es solle nichts Hitziges sein, wie sich's eigentlich bei Leichenwachen gezieme, nur ein Maß Bier und ein Schmalzweck etwa, so brauche er keinen Schlaf in den Tag hinein, die Arbeit flutsche so und so. „Ich denke mir nichts dabei, Wirtin“, erklärte er mit männlichem Selbstgefühl, das er aber gleich darauf durch eine galante Wendung überzuckerte. „Ich denke mir nichts dabei. Aber Weibsen ist Weibsen, Wirtin, und wenn es Knochen hätte wie ein Stier.“

Judith, mit der Änderung einverstanden, zündete eine Laterne an und ging nach dem Karren vor dem Thor, den sie sorgfältig durchsuchte. Das Laudanumfläschchen, wie die Briefftasche, die in der Tat einen rechtsgültigen Paß auf James Brown und einige kleine Geldscheine enthielt, steckte sie zu sich; ein Bündel Legtheft verbarg sie unter ihrer Schürze, um sie später ungelesen am Herdfeuer zu verbrennen. Sie ging darauf in die Küche zurück, befahl dem Knecht, den Karren des Fremden im Schuppen unterzustellen, und öffnete das Wohnzimmer, in welchem der geängstete Sylvian schon so lange ihrer wartete. „Wo ist er? Wo ist er?“ rief er ihr fiebernd entgegen.

„Der Fremde?“ versetzte die Pflegerin mit erzwungener Ruhe und weichem, erbarmendem Ton, denn des Knaben Schicksal ging ihr durchs Herz – mehr als das eigene; „der Fremde? Ich habe ihn in der Gartenstube untergebracht. Er ist krank, lieber Sylvian. Ein hartes Unwetter in der Stadt hat ihn mitgenommen. Wir machten den Rückweg zusammen. Beruhige dich, mein gutes Kind.“

– „Nenne mich nicht Kind, Muhme!“ rief Sylvian aufgereggt. „Schone mich nicht wie ein Kind. Ich bin kein Knabe mehr seit diesem Morgen. Jahrelang habe ich gegrübelt über manches, was ich hörte und nicht verstand. Nun ist mir's klar. Ich weiß alles, kann alles ertragen. Ich kannte ihn, Muhme. Schon der Noth, in dem er mich herzte beim Abschied drüben im Siebel. Sein Gesicht sah anders aus, nicht krank und verfallen; ich habe es alle Tage im Geiste gesehen, so rot und schön. Aber wie er mich umhastete, wie ich seinen Atem spürte, seine Tränen auf meinem Gesicht, wie er rief: ‚Mein Sylv, mein Kind!‘ – o, laß mich zu ihm, laß mich zu ihm, Muhme!“ – „Nicht diese Nacht, Sylvian“, entgegnete Judith, der das Herz versagte, die Täuschung fortzuführen. „Er muß Ruhe haben und du auch. Geh in deine Kammer, schlafe ein paar Stunden, armes Kind.“ – „Schlafen, schlafen?“ rief der Knabe vorwurfsvoll. – „Ruhe mindestens. Und höre, Sylvian, sobald es Tag geworden, geh ins Dorf und bitte den Herrn Pfarrer um seinen Zuspruch, für dich, für mich und vielleicht auch für – ihn.“ – „Darf ich ihm alles sagen, Muhme?“ fragte Sylvian schüchtern. – „Alles, was dein Herz bedrückt!“ – „Alles, Muhme, alles? Auch was nicht mich angeht?“ – „Ihm, deinem Lehrer und Beichtvater alles, mein Kind.“

Sichtlich erleichtert schlich Sylvian ohne andere Leuchte als die des Mondes in seine Kammer. Der Knecht kehrte zurück. Judith schürte die Lampe am Totenbett: „Fromm und säuberlich, Klaas“, mahnte sie, auf die Leiche deutend, und verließ das Zimmer. Ehren-Klaas stand wohl eine Viertelstunde lang zwischen Stube und Kammer, unbeweglich an den Türpfosten gelehnt; dann zog er aus seiner

Tasche die kurze Tabakspfeife, drehte sie eine Weile schmunzelnd zwischen seinen Fingern, mußte aber wahrscheinlich zu der Erkenntnis gelangen, daß eine „Piep“ bei der Leichenwacht sich nicht säuberlich schicken möge, denn er steckte sie wieder ein und langte statt ihrer den Rosenkranz hervor, um fromm nach Gebot die Nacht hindurch auf seinem Posten auszuharren und am Morgen durch eine stattliche Trauermesse für seine Treue belohnt zu werden.

Seiner Herrin wartete ein schwerer Hüterdienst. Ihre vorige Aufregung wurmte sie. Das letzte Wort war mit dem härtesten gesagt, ein Einlenken ihrerseits unmöglich geworden. Aber der Kranke, der Gefangene bedurfte der Aufsicht, sie mußte voran. „Sichtmund, Sichtmund!“ hörte sie von außen seine schreiende Stimme. „Wer hat mich femwrogig genannt? Beweis, Beweis!“ Sein Blick war scheu und ängstlich, während die Türe geöffnet ward; als er aber die Schwester erkannte, rückte er fed in die Postur des Amerikaners und sprach zu ihr in der herrischen Weise des Einkehrers, der sich die Zubringlichkeiten seines Wirts verbittet. ●

Er hatte die vorhin gebrachte Mahlzeit bis auf den letzten Bissen aufgezehrt und fiel jetzt mit der Gier eines Heißhungrigen über das warme Gericht, das sie vor ihn auf den Tisch niederlegte; dann griff er wieder zu dem Buch, dessen Inhalt ihn lebhaft zu beschäftigen schien; als sie aber, nachdem Bett und Zimmer geordnet, sich anschickte, den Platz am Fenster einzunehmen, nahte er sich ihr mit der höhnenenden Frage: „Ist die nächtliche Gesellschaft der Hausfrau eine Zugabe zur Beche in diesem gastlichen Lande, Madame?“ – Ein Wort entrüsteter Abwehr erstickte in ihrem Munde vor einem unheimlichen Etwas,

daß hinter der künstlichen Dreistigkeit seines Blicks lauerte. Eine Verständigung in dieser Stimmung war undenkbar, er mußte Ruhe haben. So verließ sie schweigend das Zimmer.

Neben demselben lag eine Kammer, deren verkleidete Verbindungstür von der Stubenseite durch Gerät versezt war. Hier wählte sie ihren Posten für den Rest der Nacht. Keine Bewegung konnte ihr durch den dünnen Brettverschlag entgehen; eine Spalte gestattete einen Lugeblick in den erhellten Nebenraum. Ihr Gefangener entkleidete sich nicht, legte sich nicht, er schloß kein Auge die Nacht hindurch. Er verriegelte die Thür von innen, spähte unruhig aus dem Fenster, setzte sich dann und griff wieder nach dem Buch, dessen Schauerinhalt er mit wachsender Bewegung verschlang. Von Zeit zu Zeit sprang er auf, rannte durch das Zimmer und führte, wie es schon als Kind seine Art gewesen, laute Gespräche mit sich selbst oder mit anderen, welche die Einbildung ihm vorkührte. „Gichtiger Mund, gichtiger Mund! Wer sagt, daß ich mich fremdrogig bekannnt? Ein Weib ist kein Zeuge. Wo sind die Eideshelfer? Ich schwöre mich los! Ich appelliere an Kaiser und Reich! Ich habe nichts bekannnt, ich habe nichts zu bekennen. Ich bin nicht ich. Ich bin James Brown, ich, ich!“

Gegen Morgen beruhigte er sich etwas, er fand seine Fassung wieder und warf sich angekleidet auf das Bett; die heimliche Wächterin jedoch ahnte mit Zittern, daß das unstete Hirn diesem Aufruhr und Zwiespalt nicht auf die Dauer zu widerstehen vermöge, daß das Unvermeidliche zur Entlastung eines Unschuldigen in kürzester Weile geschehen müsse. Aber wie den Rastlosen fassen, wie ihn

halten? Sollte sie die Drohung ausführen, ihn der Schande, dem Tode vielleicht überantworten in der Stunde, da der Schoß, der sie wie ihn getragen, noch der letzten Erdenhülle wartete? Sie schauderte vor sich selbst, vor ihm, vor einem unerbittlichen Verhängniß, sie fühlte sich ratlos, wie im Leben noch nie.

So trat sie an das Fenster und blickte über den Garten, dessen Kräuter, gesättigt und frisch belebt im Strahle der Morgensonne, wie unter einem Kristallschleier zitterten. Und siehe, da unten stand auch schon der gute Sylvian, das Auge in banger Spannung nach dem Giebelzimmer gerichtet. „Sylv, mein Sylv!“ hörte sie ihren Nachbar mit freudiger Stimme hinunterrufen, doch schien er sich eilig von dem geöffneten Fenster abzuwenden, als die Tritte der Magd sich vom Hofe her näherten. Der Knabe lauschte noch etliche Minuten und entfernte sich endlich auf einen Wink der Pflegerin, um seinen Pfarrgang anzutreten.

Die wirtschaftlichen Obliegenheiten ließen Judith nicht länger müßig sinnen; sie wurden auch für heute nur auf das Unerläßliche beschränkt, die Lohnarbeiter entlassen und der Knecht zur Dienstleistung in die der helfenden Hände so dringend benötigte Stadt gesendet, da bis zu einem letztgültigen Entschlusse ein Beobachten und zufälliges Erkennen ihres heimlichen Gastes vermieden werden sollte. Die Magd, deren geistige Verfassung noch weniger als die des Kameraden zu argwöhnischen Folgerungen geneigt war, betraute sie mit dem Dienst in der Giebelstube, wie auch mit dem Lugeposten an der Türspalte, sooft sie persönlich von demselben ferngehalten war.

Zwischen Frühmesse und Hauptgottesdienst kehrte Sylvian, begleitet von seinem geistlichen Freunde, zurück. Eine tiefe Erschütterung stand in den klaren, kindlichen Zügen des frommen Mannes geschrieben; sein langer, stummer Blick, sein Händedruck sagten Judith, daß sie sich eine qualvolle Aufklärung ersparen dürfe. Er berührte den Zusammenhang nicht, den er sich aus seinen eignen ahnungsvollen Vorgebanten und des Knaben Bekenntnissen zusammengestellt; er ist auch späterhin niemals zwischen ihnen mit deutlichen Worten bezeichnet worden: unverabredet behandelten sich alle drei als Eingeweihte und handelten in Übereinstimmung, aber in schonendem Schweigen. „Er muß beichten, Muhme!“ rief Sylvian fieberisch aufgeregter; „er ist krank, kann sterben. Alles wird gut werden, wenn er sich mit seinem Heiland ausgesöhnt.“

„Beichten, beichten?“ fragte sich Judith im stillen; „glaubt dieser flatternde Geist an die Macht eines Priesters, zu lösen und zu binden? Hat er jemals daran geglaubt?“ Ein zweites drängendes Bedenken aber äußerte sie in der Frage: ob die Beichte unter allen Umständen dem Beichtiger ein unverbrüchliches Schweigen auferlege? Und als der Pfarrer diese Frage bejahte, schien das angeregte Seelenheilmittel seinen Wert in ihren Augen verloren zu haben. Sylvian dahingegen drängte mit so ängstlicher Hast nach einer geistlichen Hilfe, daß der Pfarrer sich gern bereit erklärte, noch vor dem Frühamt seine Zusprache an dem Kranken zu versuchen, wenngleich, wie er mit Absicht gegen seinen Schüler betonte, das gnadenreiche Sakrament nicht gespendet werden dürfe, solange eine Handlung der Gerechtigkeit von dem Beichtenden zu fordern sei. — „Eine Handlung der Gerechtigkeit?“ flüsterte

Sylvian in sich gekehrt, sich dem Garten zuwendend, der einen Blick nach dem Siebelfenster gestattete.

Auch Judith blieb in lebhafter, aber nicht hoffnungsvoller Spannung vor der Schwelle zurück, zu welcher sie den ehrwürdigen Tröster geleitet. Sie hatte nicht umsonst gefürchtet; „James Brown“ lehnte mit der Erklärung, daß er Protestant sei, jede priesterliche Einmischung ab, erging sich, als der fromme Mann dennoch eine milde Mahnrede wagte, in Schmähungen über die Bekehrungssucht dieser pfäffischen Gegend und wies dem Besucher endlich mit drohender Gebärde die Thür. „Er hat auch gegen mich das Spiel des Ausländers angenommen“, sagte Judith empört, nachdem sie auf der Flur wieder mit dem Pfarrherrn zusammengetroffen war und die Thür hinter dem Gefangenen abgeschlossen hatte.

„Und wißt Ihr gewiß, daß es ein Spiel ist?“ wendete jener zweifelnd ein. „Dieser starrköpfige Fremde gleicht so wenig dem Wilde, das man mir von jenem Wankelherzigen entworfen, – könnt Ihr, liebe Tochter, so wie mein durch das Sterbegeßicht der Ahne aufgeregter Sylv nicht in einer Voraussetzung befangen sein?“ – Als Judith aber mit unwiderleglichen Beweisen seine Zweifel beseitigte, bestätigte er ihre eignen Sorgen mit der Äußerung: „So ist er gefährdeter, als ich gefürchtet. Die Steigerung zu einer seinem Wesen so fremdartigen Beharrlichkeit kann schwerlich lange Zeit ohne Wirrnis durchgeführt werden.“ – Er erklärte darauf seine Absicht, nach beendetem Meßdienst bei dem Direktor der Strafanstalt um eine Unterredung mit Simon Lauter nachzusuchen, in der Hoffnung, von dieser Seite Raum zu weiterfördernden Schritten zu gewinnen oder mindestens durch die leise

angedeutete Wendung der Sachlage die Seele des Gefangenen zu beleben. – „Selbstverständlich,“ fügte er mit Bedeutung hinzu, „selbstverständlich ohne mich auf Zeugen zu berufen, welchen die Natur für ewige Zeiten die Lippen versiegelt hat.“ – „Und diesem Banne der Natur soll ein Unschuldiger zum Opfer fallen?“ wendete das Mädchen heftig ein.

Ehe der Pfarrer einen Ausweg in dieser verzweifeltsten Lage gefunden, trat ihnen Sylvian entgegen. – „Nun haltet mich nicht länger“, rief er leidenschaftlich, sobald er an dem stummen Achselzucken der Pflegerin und dem bekümmerten Blicke des Seelsorgers das Scheitern seiner Hoffnungen wahrgenommen. „Nun laßt mich zu ihm! Was aus ihm werde, ich weiche nicht von ihm, und meine Liebe, ich weiß es, wird seinen Widerstand bezwingen!“ – Der Pfarrer entfernte sich mit dem Bedeuten, daß dem Vertrauenden gewillfahrt werden möge, und Judith, so schwer es sie ankam, führte ihren Pflegesohn nach dem Zimmer, das er seit dem Abschied von seinem Vater nicht wieder betreten hatte. „Dein Sohn verlangt nach dir, August; darf ich ihn vor dich lassen?“ fragte sie, um eine allzu jähe Überraschung zu vermeiden.

Ein kurzes heftiges Klingen zwischen Natur und Maske offenbarte sich im Wienenspiele des Mannes; als aber Sylvian, ohne eine Antwort abzuwarten, in das Zimmer und in seine Arme stürzte, da war es die Natur, die zum zweiten Male mit heißen Tränen und einer leidenschaftlichen Umstrickung den angenommenen Schein durchbrach. Judith überließ Vater und Sohn einem unbelauschten Weiseneinander, auf dieses einzige unbeirrte Gefühl ihre letzte Hoffnung bauend. – Welche Eindrücke und Enthüllungen

die Stunden dieser Wiedervereinigung füllten, darüber hat Sylvian, es sei denn in der Beichte, niemals das Leiseste angedeutet; aber ein wunderbares Leben, eine stille Missions- und Märtyrerglut war seit jenen Stunden in des Knaben Wesen angefacht, ja er schien dem verwunderten Pfarrer gewachsen, als er ihn, am Nachmittage auf dem Hofe vorschwendend, wieder sah.

Der geistliche Herr brachte tieferschütternde Eindrücke verschiedenster Art von seinem Stadtbesuche zurück. Weit über seine Mutmaßungen hatte jener kaum Minuten währende Wirbel der Elemente Zerstörungen angerichtet, welche Jahre der Menschenmühe nicht bewältigen würden. Die Au stand unter Wasser, versandet, verschlemmt, die Ernte verwüstet; der diesseitige Bahnverkehr lag unterbrochen, da der Anprall der in dem Weidenausstich sich stauenden Flut den Damm nahe jener mehrfach erwähnten Durchfahrt zerrissen hatte. Die Beschädigung an baulichem und beweglichem Eigentum in Stadt wie Land war unberechenbar, Menschenopfer selber mußten beklagt werden. Dahingegen hatten Not und Gefahr auch einen Eifer edelmütigen Selbstvergessens in Helfen und Spenden hervorgerufen, und wer mochte sagen, ob nicht der aus ihm fließende Segen des Gemüths den zeitlichen Unsegen dauernd überwand? Auch in dem Zuchthause war die Alltagsstille einer rüstigen Bewegung gewichen, der wackere Direktor an der Spitze aller Sträflinge, deren Zuverlässigkeit er zu vertrauen wagte, die ganze Nacht in Tätigkeit gewesen. Die erhöhten tüchtigen Vaulichkeiten der Anstalt zwar standen unberührt, um so ausgesetzter aber fand sich der feicht und leicht angelegte Stadtteil, der Stadtteil der Armut, der sie umgab, und hier war es, wo Simon Lauter sich in helden-

mütiger Aufopferung nicht nur vor sämtlichen Mitgefängenen, sondern selber vor den gefährdeten Bewohnern hervorgetan. Bis an den Hals im Wasser, wattend, schwimmend, das Boot lenkend, das Rettungsseil werfend, auf schwanker Leiter die vom Einsturz bedrohten Giebel erklimmend, vor allem aber durch seinen brüderlichen Einfluß die roheren Mitsträflinge in Zucht haltend, war er recht eigentlich der rettende Engel dieser Gegend geworden, und in einer Stunde und Lage, wo jede einzelne Stimme in einem allgemeinen Nothschrei erstickte, wurde der halbverklungene Name des Quellsimon wieder als der eines Wundertäters in einem vertrauten Elemente laut gepriesen.

Hinsichtlich seines eigentlichen Zwecks indessen war der menschenfreundliche Priester ohne Ausbeute heimgekehrt, obschon er den Simon Lauter gesehen und gesprochen, als er eben im Gefangenenhofe sich wie seine Haftgenossen der Musterung und den ferneren Befehlen des Direktors gestellt, um nach kurzer Rast sein Rettungswerk von neuem anzutreten. Er hatte kraft- und lebensvoller dreingeschaut denn bei jenem früheren Besuche, und als der geistliche Herr die Hoffnung eines baldigen Gnadenerlasses, gestützt auf sein heutiges Wirken, hatte fallen lassen, da war sein Auge in freudigem Glanze aufgelodert und eine Purpurnelle bis unter das gebleichte Haar über sein Angesicht geflogen. Welch jäher Umschlag dahingegen bei der leisesten Andeutung, daß auch von seiten der Gerechtigkeit eine Wendung in seinem Schicksale nicht ohne Aussicht sei, daß eine erneuerte Untersuchung zu einem freisprechenden Urtheil führen dürfe, falls die auftauchenden Spuren einer Person, die bei jener in vieler Hinsicht räthelhaften Angelegenheit einen unseligen Anteil gehabt zu haben scheine,

deutlicher hervortreten sollten. Bei dieser Anspielung, wie gesagt, hatte der Gefangene mit weit aufgerissenen Augen gestutzt, er war plötzlich totenfahl geworden, ringend um Atem, eine lange Weile heftig auf und nieder geschritten, endlich aber dem Besucher ruhig und hochaufgerichtet gegenübergetreten.

„Herr Pfarrer,“ hatte er mit fester Stimme und der Ausdrucksweise eines Mannes gesagt, der, wie der Pfarrer es bezeichnete, durch die glücklichsten Gaben von der Natur gesegnet, in langer Einsamkeit sich selbst gebildet, „Herr Pfarrer, ich habe diese Nacht unter Gottes Himmel, wenn auch in Zerstörung und Aufruhr, das Gut der Freiheit, dessen ich mich nahezu entwöhnt, von neuem so sehnsüchtig schägen lernen, daß ich den edlen Menschen, die mir die Gnade meines Königs erwirken wollen, auf meinen Knien danken möchte. Sollte es sich aber darum handeln, den Rechtsweg noch einmal zu betreten, so lassen Sie mich Ihnen im voraus erklären, daß ich keine meiner Aussagen widerrufen, diesen Aussagen keinen Buchstaben hinzusetzen kann und werde. Ich bin mir einer schweren Verschuldung bewußt, ich war meiner Sinne unmächtig: nicht mehr, nicht weniger habe ich bekannt, noch dürfte ich bekennen; jedes abweichende Zeugnis, und wenn es meine Rechtfertigung enthielte, müßte ich verleugnen. Hindern Sie also eine neue Untersuchung, von welcher Seite sie angeregt werden möge, forschen Sie,“ – hier stockte seine Stimme, – „forschen Sie nicht nach einer Spur, welche die Lücken meines Bekenntnisses ausfüllt; hätte der Zufall eine derartige Spur an das Licht geweht, so eilen Sie, dieselbe zu tilgen, ehe sie Qual und Verwirrung über unschuldige Herzen verhängt. Ich wiederhole, ich büße, was

ich verbrochen. Achten die, welchen Gnade auf Erden zusteht, meine Buße erfüllt, so soll es mein lebenslängliches Bestreben sein, diesem Vertrauen gerecht zu werden; erheischt meine Befreiung einen Widerruf, so möge die Strafzeit zu Ende laufen.“

„Ich hätte“, bemerkte der Pfarrer nach dieser Ausführung, „einer so entschiedenen Willensäußerung keinen deutlicheren Wink entgegenzusetzen vermocht, selbst wenn ich zu einem solchen eine Berechtigung empfunden; auch verabschiedete sich der Gefangene nach dieser Aussprache schleunigst, um von neuem an sein hülfreiches Tagewerk zu gehn. Eines aber ist mir aus dem Gebaren dieses Sträflings ohnegleichen klar geworden.“ – Der Pfarrer wurde unterbrochen. Er hatte der gespannt lauschenden Judith diese Mitteilungen in der Gartenlaube gemacht und so wenig wie sie bemerkt, daß Sylvian, der ihn vom Fenster aus hatte kommen sehen, dem späteren Teile derselben am Eingang der Laube gelauscht. Jetzt stürzte er hervor, faßte mit den Worten: „Kommt, kommt, er ist bereit!“ beider Hand und zog die Verwunderten die Treppe zu der Giebelstube hinan.

August Frobel, wie wir den Fremden ohne Einwurf nennen dürfen, empfing sie mit scheuen, grollenden Mienen; als aber Sylvian seine Hände flehend zu ihm erhob, raffte er sich zusammen und erklärte in einer zwischen dem Natürlichen und Angenommenen schwankenden Manier, ohne über die eigne Person einen Aufschluß zu geben, daß er, da seine Rückkehr nach Amerika bevorstehe, noch am heutigen Tage ein Dokument von Wichtigkeit abzufassen und in die Hände des Pfarrers niederzulegen gedente, zu beliebiger Veröffentlichung, sobald die Nachricht seiner

Einschiffung eingetroffen. — Alle standen betreten; am tiefsten der Sohn, der ein weitergreifendes Bekenntnis erwartet zu haben schien. Sein Auge hing an dem des seelsorgenden Freundes mit dem stummen Zweifel, ob dieser Weg der leiblichen Rettung sich mit dem des ewigen Heils vereinigen lassen werde.

Judith war die erste, welche zwischen hoffnungsvollen und mißtrauischen Erwägungen zu einem Abschlusse kam, indem sie mit der ihr eignen Fähigkeit eine rechtfertigende Erklärung mündlich vor den Gerichten forderte, auf die Gefahr hin, in eine Selbstanklage verwickelt zu werden. Er bäumte sich in künstlicher Mut und aufrichtiger Furcht, es gab einen heftigen Auftritt, den der Pfarrer durch einen vermittelnden Vorschlag zu beendigen suchte. „Legen Sie“, sagte er, „ein schriftliches Bekenntnis in die Hände dreier zuverlässiger Zeugen, Anwälten der Gerechtigkeit, Weltlichen mindestens; nicht eines Dieners der Gnade, der,“ er vermied eine näherliegende Andeutung, wie den Namen „Sohn“, — „der der Beichtiger dieses Knaben ist.“

„Der auch deine Beichte empfangen und als Geheimnis bewahren soll,“ ergänzte Sylvian, durch den Wortwechsel der Geschwister aufs tiefste erschüttert; „o folge ihm, Vater, tu, was er sagt, er kann nur das Rechte raten; schreibe, übergib —!“ — „Und wer bürgt für die Wahrheit des Geschriebenen?“ fragte Judith herbe. — „Ich, Ruhme, ich!“ rief der Knabe, je mehr und mehr erregt. „Ich, sein Sohn. Ja, sage es laut, daß ich dein Sohn bin, Vater, daß ich bei dir sein darf in der Stunde der Wahrheit, daß ich deine Worte lesen, deine Feder regieren darf, wenn deine Hand erlahmt. Heute noch, Vater, in dieser Stunde, und morgen —.“ — „Morgen bin ich im

Hafen, einen Tag später auf offner See“, fiel Frobel ein, nur von dem einzigen Gedanken der Flucht beherrscht. – „Und ich mit dir, mein Vater, ich verlasse dich nicht!“ rief Sylvian begeistert; „zu dir gehöre ich, bei dir bleibe ich!“ – Überwältigt riß ihn der Vater an sich. „Mein Sohn, mein Sylv, o du heiliges Kind!“ schrie er auf; „o, ich elender, erbärmlicher Sünder! Ja, ja, bleibe bei mir, mein Erretter, mein Engel! Sage mir, was ich bekennen soll, sage mir, was ich schreiben soll! Was du willst, ich tu's. Morgen, heute, gleich jetzt, und dann fort, fort aus diesem Haus, fort aus diesem Land, du und ich, wir beide allein –!“

„Halte ein, August!“ unterbrach ihn Judith, indem sie die Hand auf ihres Pfleglings Kopf legte und die Aufgeregten zu trennen suchte. Der Knabe aber riß sich von ihr los, schlang sich von neuem um den Vater und sprach mit einer Hast, in welcher das Fieber zitterte: „Rede mir nicht daren, Ruhme; wolle mich nicht zwingen, Ruhme! Hältst du mich mit Gewalt, so entweiche ich heimlich. Ich bin kein Kind mehr, ich bin sein Kind. Ich weiß, was ich will, ich weiß, was ich soll! Du bist meine Wohltäterin gewesen, er ist mein Vater! Du brauchst mich nicht; du bist stark und frei und rein, er ist krank und bedroht, er hat seinen Frieden verloren! Mein Vater, ja mein Vater! Die Handlung der Gerechtigkeit, das Sakrament der Gnade, und dann fort, fort über Land und Meer, wohin Gott uns führt!“

In den Augen der Pflegerin stand der Entschluß zu lesen, daß sie dieses Opfer zu hindern wissen werde; eine andere Macht aber ersparte ihr die Einrede: die Macht der sich rächenden überreizten Natur. Eine plötzliche,

frankhafte Wandlung breitete sich über Sylvians Züge. „Mein Kopf, mein Kopf!“ lallte er, indem er, sich verfärbend, in ihre Arme sank. Sie entriß ihn dem Vater, der sich mit einem Schrei der Verzweiflung über den Ohnmächtigen stürzte, und trug ihn auf ihren Armen über den Hof in seine eigne Kammer. Das Leben kehrte bald zurück, aber die Pulse flogen, und der Kopf stand in Flammen. Die Magd wurde schleunigst nach dem städtischen Arzte ausgesendet.

Judith und der Pfarrer, allein auf dem verlassenen Hofe, theilten sich in die Aufsicht von Vater und Sohn. Sylvian lag fiebernd und stumm, doch schienen kühlende Negungen und Getränke ihm wohlzutun, und der Pfarrer eilte mit beruhigenden Nachrichten in das Seitenhaus, dessen Bewohner er je mehr und mehr in einer verwirrten und verwirrenden Stimmung fand. Er forderte Schreibzeug, warf einige Worte auf einen Bogen, sprang auf, rannte im Zimmer umher, sprach mit sich selber ohne verständlichen Zusammenhang, griff nach dem wüsten Roman, nach einem neuen Bogen, zerriß das Geschriebene, verbarg die Schnitzel in Taschen und Winkel, alles mit deutlichen Zeichen der Angst und Scheu. Der Pfarrer beobachtete dieses Treiben stundenlang, in der Nebenkammer verborgen, da er inne ward, wie der Zwang seiner Nähe die Unruhe des Gefolterten steigerte. Der gütige Mann dachte nicht daran, die schwergeprüfte Familie zu verlassen, auch als Knecht und Magd sich auf dem Hofe wieder einstellten.

Erst nach Mitternacht kam der Arzt. „Strohfeuer, zum guten Theil niedergebrannt!“ erklärte er, nachdem er den Knaben beobachtet. „Die Augen fallen ihm zu, die Natur

hilft sich selbst. Laßt ihn schlafen, und wenn er erwacht, gebt ihm tüchtig zu essen; der Junge wird heil sein wie ein Fisch.“ – Erst jetzt dachte die Wirtin daran, daß ihr armer Pflegling in den sich überstürzenden Erregungen seit dem Tode der Großmutter, wie die Nacht ohne Schlaf, so den Tag, vielleicht den zweiten schon, ohne Nahrung hingebacht; sie beruhigte sich vollständig, als des Arztes Voraussicht in Erfüllung ging und Sylvian in einen ruhigen Schlummer versank, aus dem er erst spät am andern Tag erwachte.

Bedenklicher schienen die Eindrücke, welche der Arzt in der Siebelstube empfing. Man hatte ihn, ohne das Familiengeheimniß mit seinen Erschütterungen zu berühren, von des Fremden Zustand und Schicksal nach dem städtischen Unwetter unterrichtet, ihn bei demselben als einen zu Sylvians Hülfe herbeigerufenen Arzt eingeführt und beide miteinander allein gelassen. Er wurde mit wilden, argwöhnischen Blicken aufgenommen. „Ich bin nicht krank“, herrschte Frobel ihn an. „Wer hat gesagt, daß ich mich fremdvorgig bekannt? Das Weib lügt! Ich will keinen Zeugen. Laudanum, Laudanum! Ich bin gesund!“ – Gleich verworren waren alle Antworten auf des Arztes Fragen, der ihn endlich kopfschüttelnd verließ. „Wenn er Fieber hätte, aber sein Puls geht im Schritt!“ murmelte er, empfahl Ruhe und unausgesetzte Beobachtung bis zu deutlicheren Symptomen. Bücher wie Schreibzeug sollten ihm entzogen werden; da der Kranke aber sich ihrer Entfernung mit Heftigkeit widersetzte und mit gleicher Unruhe auf der Einhändigung seiner Briefftasche bestand, stimmte er selber dafür, ihm zu willfahren; nur das geforderte Opiumglas wurde vorenthalten.

War es Absichtlichkeit, war es, daß die Erinnerung ihm wirklich entschwunden, aber Frobel hatte des Todes seiner Mutter nicht mit der leisesten Andeutung wieder erwähnt und keiner der Seinigen, nach gemeinschaftlicher Übereinkunft, jenes Gedächtnis in ihm aufgeweckt. Auch die Begräbnißfeier sollte unbemerkt an ihm vorübergehen, der Zug sich in der Morgenfrühe durch die vordere Haustür auf der Straße bewegen, nach welcher das Seitenfenster keine Aussicht bot. Die Sorge um einen Wächter in der Stunde, wo Judith nebst dem Pfarrer und Sylvian, falls dieser genesen, dem Sarge folgen mußten, wurde erledigt, indem der Medikus sich erbot, in der Nähe des Kranken zu bleiben, bis die Leidtragenden zurückgekehrt.

Ein Unvorhergesehenes, das wir Zufall nennen und das in schweren Lagen wie die der Klusbewohner in jener Nacht als eine Kleinigkeit kaum beachtet wird, störte diese wohlgetroffenen Einrichtungen und gab mittelbar den Anlaß zu einer unheilvollen Entscheidung. Da der Sarg, in welchem die alte Frau zur Ruhe getragen werden sollte, von Stunde zu Stunde vergeblich erwartet wurde, mußte man sich entschließen, mitten in der Nacht den Knecht nach der Stadt zu schicken, denselben herbeizuschaffen, oder für den vorauszusetzenden Fall, daß seine Fertigung sich in der allgemeinen Wirrnis verzögert, den Prediger zu einer späteren Feier einzuladen. Erst in der zum Begräbniß anberaumten Stunde stellte der Klaas sich wieder ein ohne das dunkle Gehäuse, das erst am Nachmittag erwartet werden durfte. Das bereits harrende Trauergesolge mußte heimgeschickt und für die Dämmerstunde wiederbestellt werden. Auch der Arzt durfte nicht länger weilen, versprach aber, wenn irgend tunlich, gegen Abend wiederzukehren.

•

Judith war geneigt, Sylvians andauernden Schlafzustand auch um des Vaters willen für eine wohlthätige Fügung zu halten, wengleich eine unruhigere Spannung nicht an ihm zu verkennen war, seitdem er den sänftigenden Einfluß des Knaben entbehrte. Im Grunde aber schien er zu ausschließlich mit sich selber beschäftigt, um ihn zu vermessen oder sich von seinem Unwohlsein besänftigen zu lassen. Nur einmal fragte er die Magd, die einzige Person, der er nicht mißtraute, bei deren Eintreten er aber immer ängstlich nach der Thür lauschte, ob nicht eine andere ihren Schritten folge, — er fragte sie geheimnißvoll: „ob der junge Herr drüben schon seinen Koffer gepackt?“ und als die Christine wahrheits- und vorschriftsgemäß antwortete: „Der Sylv schläft, er schläft sich gesund“, — sagte er: „Laudanum, Laudanum!“ beschrieb sein eignes Arzneifläschchen und meinte, man habe dem Sylv wohl Tropfen daraus eingegeben. — „Kann sein“, versetzte die Christine, die weder widerspruchsfüchtig war, noch sein sollte. Damit wollte sie gehen; der Mann aber hielt sie zurück, drückte ein kleines Geldstück in ihre Hand und bedrängte sie mit neugieriger Angst nach fremden Herren aus der Stadt etwa oder Nachbarn aus dem Dorfe, Männern mit schwarzen Kleidern und ernsthaften Gesichtern, die sich mit der Wirtin unterredeten. Die Dirne, in dem Glauben, daß er das morgendliche Leichengefolge meine, das ihrer Weisung zufolge nicht erwähnt werden durfte, sagte, daß sie keine gesehen, und ging.

Am Nachmittag wurde der Sarg gebracht, und fast gleichzeitig erwachte Sylvian heil und gestärkt, wie der Arzt vorausgesagt. Nachdem ihn der Pfarrer über seinen Vater beruhigt, aß er mit dem Appetit eines dreitägig

Ausgehungerten und hatte kaum noch Zeit, sich zu der Feier zu rüsten, da der städtische Prediger wie das Gefolge bereits warteten. Der Medikus hingegen, auf den man gerechnet, war ausgeblieben, und es entstand nun die Frage, wen man zur Beaufsichtigung des Gefangenen zurücklassen solle.

Man muß die Wichtigkeit in Betracht ziehen, mit welcher Landleute auch von einer mehr als gewöhnlichen Bildung den letzten Akt eines Menschenlebens, die Reimsenkung für eine jenseitige Ernte, behandeln, um weder die besonnene Kluswirtin, noch den zartfühlenden Sylvian, noch selber den gemüthlichen Pfarrherrn darob anzuklagen, daß keinem von ihnen auch nur der Gedanke gekommen ist, die Ehrenpflicht gegen die tote Ahne mit dem Dienste bei dem Kranken zu vertauschen, und daß man sich zu der Zukunft entschloß, die handfeste, gehorsame Magd an der Lugespalte in der Kammer zurückzulassen. Schweren Herzens, im neuen Trauerrock an der Seite ihres Bräutigams bei einer so wichtigen Feierlichkeit zu fehlen, aber ohne Widerspruch hatte sich die Christine auf ihrem Wächterposten eingerichtet. Die Zimmertür war von außen verschlossen; in einer Stunde kaum glaubte man auf den Hof zurückgekehrt zu sein; der Arzt durfte jeden Augenblick erwartet werden; das Wesen des Gefangenen zeigte keine besorgniserregende Veränderung: man schied ohne Arg, um am Abend das Nächstgebotene miteinander zu beraten.

Die Dämmerung war im Hereinbrechen, als in der Ferne die Trauerglocke anhob und der Zug sich in Bewegung setzte. Den beiden von ihren Seelsorgern begleiteten Leidtragenden folgte die Mehrzahl der männlichen

Gemeindegenossen, ein Merkmal des milden priesterlichen Einflusses sowohl, als des durch die junge Wirtin wiederhergestellten Ehrenansehns der alten Klus. Die Sonne des gestrigen Tages hatte die feuchten Luftdünste von neuem zusammengezogen, ein grauer, sickernder Nebel lag über der Gegend, kein heiteres Abendgold leuchtete in des Sachsenröschens offenes Grab.

Die Trauerrede war kurz und bündig; erbaulich hätte sie ohnehin nur für eine sein können, deren Herz in dieser Stunde in zu schweren Lebenskämpfen rang, um sich aus den Schauern des Todes in eine unsterbliche Glaubenswelt tragen zu lassen. Als das letzte Amen verhallt, trennte man sich kühl und nüchtern, ohne Einladung zum üblichen Leichenschmaus, vor der noch ungefüllten Gruft. Es war völlig Abend geworden; der Mond lag hinter fahlen Dunstwolken verschleiert, der Prediger trat unverzüglich den beschwerlichen Heimweg durch die überschwemmte Aue an, und die beiden Verwandten wendeten sich in Begleitung ihres geistlichen Freundes nach dem Klushofe zurück. Aber schon innerhalb des Friedhofegeheges beschleunigte Sylvian seine Schritte, von Sehnsucht und Sorge um den verlassenen Vater getrieben; die beiden andern gingen allein des Weges, auf welchem sich vor zwei Tagen ihre Bekanntschaft geknüpft.

Judith zögerte nicht, ihren Widerwillen gegen Sylviands gestern in der Leidenschaft gefaßten, aber vor einer Stunde am offenen Sarge der Ahne in besonnener Ruhe wiederholten Plan mit großer Entschiedenheit Ausdruck zu geben. Nun und nimmer, erklärte sie, werde sie das Kind, das sie bis heute allen Sorgen und Nöten der Wirklichkeit überhoben, der Führung eines unzurechnungsfähigen Vaters

überlassen, selbst wenn dessen gegenwärtige Wirrnis sich nur als vorübergehende Folge der Aufregung oder gar als eine Maske herausstellen sollte; nun und nimmer ihn seinem Schülerberufe entreißen, alle Pläne für seine Zukunft über den Haufen stoßen. Sie sah den Schutzlosen in einer fremden Welt versinken, einem Wahne, wenn auch dem edelsten, ein neues Opfer verfallen. Ihr sonst so weichmütiger Begleiter hatte ein kräftigeres Zutrauen.

„Er ist im sechzehnten Jahre,“ sagte er, „ein Alter, in welchem die Mehrzahl der Knaben sich selbständig Bahn brechen muß. Ihr werdet auch in der Ferne die Hand nicht von ihm abziehen, brieflich seine Ratgeberin bleiben, und wenn, wie vorauszusehn, in nicht allzu ferner Frist der Herr über Leben und Tod das nächste Band gelöst, ihm eine Heimat offen halten. Schüler hin, Schüler her, liebe Tochter, das Leben ist das lehrreichste Buch; die Pflicht fragt nicht nach der Flüsterstimme des Berufs, und der Segen des Gemüths entschädigt für die Opfer, die der Geist gebracht. Aber welche Pflicht, welcher Segen könnte mächtiger wirken, als die, einen Versinkenden zum Licht emporzuheben? Und wenn der Versinkende gar ein Vater ist? Wohl mag es leichter sein, einen Verstockten zur Buße als einen Flatterling zu stetigem Willen zu zwingen; die Gerechtigkeit bricht sich an solchem Rohr oder das Rohr sich an ihr; aber die biegsamere Liebe wird ihm Stütze und Stab. Denn die Gerechtigkeit ist wohl die Wurzel am Baume der Tugend, aber die Liebe ist seine Krone, die dem ermatteten Wanderer ihren Schatten spendet und in welcher des Himmels Vögel ihre Nester bauen.“ Der Pfarrer hatte diese letzten Worte, mit denen er vielleicht an seines lutherischen Amtsbruders Stelle die Grabrede

der alten Sachsenwirtin geschlossen haben würde, kaum vollendet, als ihnen Sylvian bleich, verstört, atemlos aus dem Hofstore entgegenstürzte. „Er ist fort, verschwunden!“ Mehr vermochte er nicht zu stammeln, und mehr hätten die Entsetzten nicht zu hören vermocht, so hastig stürmten beide nach dem Giebelhause voran.

Der Eingang des Zimmers war von außen verschlossen und von innen verriegelt, das Fenster geöffnet, Hof wie Garten ohne Spur. Die Magd stand erstarrt unter der Kammertür, durch welche Sylvian, als auf sein wiederholtes Klopfen und Rufen keine Antwort erfolgte, vor einer Weile mit Gewalt seinen Eingang genommen. Er war fort, verschwunden! – Das Schicksal des Unglücklichen in dieser letzten Stunde, da man seine Mutter zu Grabe trug, kann nur mit Vermutungen erklärt werden, die wir nach den spärlichen Aussagen der Magd wie nach dem Inhalte eines für seinen Sohn hinterlassenen Briefes und einzelner zerstreuten Papierschnitzel, auf welchen die geforderte Erklärung in abweichender Fassung, aber niemals der Wahrheit getreu versucht und immer wieder vernichtet worden zu sein scheint, hier in der Kürze zusammenfassen.

Nach dem Zugeständnisse einer schriftlichen Erklärung und des Sohnes Entfernung ist dem unruhigen, durch einen selbstauferlegten scharfen Zügel zerriebenen Hirn der letzte kümmerliche Halt entwichen. Die Vorstellungen eines heimlichen und eines öffentlichen Gerichtes, dem eine grausame Drängerin ihn überantwortet, wechseln und mischen sich ineinander. Der Arzt ist kein Arzt, aber ein lauernder Zeuge oder Eideshelfer, von der Anklägerin bestellt. Er selber trägt eine Maske; so sieht auch er nur

Masken, sieht sich von Spionen umstellt, festgehalten, von allen Seiten bedroht.

In dieser Stimmung hört er von seines Sohnes andauerndem Schlaf – wenn es nicht Lüge ist, ist es künstliche Betäubung, um den einzigen Retter und Helfer von ihm fernzuhalten. Am Fenster spähend, sieht er zweimal, morgens und nachmittags, im dämmernden Nebel die dunklen Gestalten der Sargträger und des Leichengefolges, einzeln, langsam vom Kamp her dem Trauerhause zuschreiten. Wieder sind es bald Zeugen und Häscher, die auf ihn fahnden, bald Freischöffen und Eideshelfer, die sich versammeln im „offnen Ding“, die „Wette“ an dem geständigen Mörder zu vollziehn. Er zählt: drei, sechs, vierzehn! Und ihn zu entlasten nicht einer. Er ist verlorren; er fühlt schon die „Wyd“ über seinem Haupt, wie er sie die Nacht hindurch über dem des „femwrogigen Junkers von Dortmund“ gefühlt. Er will appellieren an Kaiser und Reich, aber wo sind Kaiser und Reich? Keine Wahl, er muß fliehn. Mögen sie ihn verurteilen zu Kerker und Beil, ihn – bis zum letzten verwirren sich die Vorstellungen von Sonst und Jetzt, – ihn verfemen: echtlos, rechtlos, sicherlos, friedlos, – was schiert es den Geflüchteten, er ist fort, auf weitem Meer, in einem freien Land!

Aber sein Sylv! Er stockt. Das Kind kann ja nicht ewig schlafen. Er faßt sich, schreibt im Fluge das Blatt. Sylvian soll ihm folgen, heimlich, mit Gewalt, sobald er erwacht; im Hafen will er auf ihn warten, ihre Einschiffung vorbereiten. Er verabredet Ausflüchte, Verkleidungen; Sylvian soll sich Geld und Geldeswert verschaffen, seine Uhr nicht vergessen. Er denkt an alles. –

Er schließt den Brief durch gefautes Brot und gibt ihn mit unbefangener Miene der den Vesperimbiss bringenden Magd zur Besorgung an den jungen Herrn augenblicklich, sobald er erwacht, nur – er drückt noch einmal eine Münze in ihre Hand –, nur daß die Wirtin es nicht gewahr werde. Darauf genießt er von der gereichten Speise, erklärt müde zu sein, ein paar Stunden ruhen zu wollen, verbittet sich Störung wie Licht und wirft sich in Gegenwart der Magd auf das Bett.

Indem die Christine das Zimmer verläßt, hört sie das anhebende Trauergeläut und kann der Verlockung nicht widerstehen, aus einer dem Garten entgegengesetzten Dachlücke einen Blick auf den Leichenzug zu werfen. Kaum fünf Minuten von ihrem angewiesenen Plage fern, hat sie bis zu Sylvians Ankunft denselben nicht wieder verlassen, und da sie nicht die leiseste Regung in der Stube vernahm, den Fremden auf seinem Bett im dunklen Hintergrunde schlafend vermutet. In jenen wenigen unbeobachteten Minuten muß er daher, nachdem er die Tür verriegelt und seine gestrigen Kleider übergeworfen, durch das Fenster, sich an einem Spalier hinabwindend, entkommen sein, scheint aber den Bogen des Waldweges vermieden und sich unmittelbar auf die Landstraße gewendet zu haben. Kein Mensch erinnert sich seiner Begegnung.

Er sieht die Niederung unter Wasser und erklimmt den Damm, ohne zu ahnen, daß er nahe dem Bahnhofe durchrissen ist. Der Zug nach der nördlichen, nicht unterbrochenen Richtung, die Richtung, nach der er selber strebt, wird gerüstet, er hört das Läuten, das Zischen der Lokomotive und stürmt voran. Der Nebel hat das Abends

dunkel verfrüht, er sieht nicht unter sich, nur auf die aus der Ferne glühenden Maschinenaugen. Jählings entweicht ihm der Boden, er gleitet aus, rollt hinab auf den vom Wasser überspülten Weg, sucht sich zu halten, klammert sich an das Gestrüpp, versinkt immer tiefer zwischen Wurzeln und Schlamm; die Gerten umstricken ihn, er kann nicht vorwärts, kann nicht zurück, die „Wyd“, vor der er im Wahn geflüchtet, wird ihm in Wirklichkeit zur Schlinge, das Schicksal erfüllt sich an der Stelle einer jahrelang verborgenen blutigen Tat. – An dieser Stelle fanden ihn die Seinigen; voran, von unheimlicher Ahnung getrieben, die Schwester. Er war tot.

„Der Amerikaner, James Brown, verunglückt durch Sturz und rasch eingetretene Apoplexie“, lautete der Spruch der gerichtlichen Totenschau. – So ging er unter, seiner Heimat ein Fremder, die Handlung der Gerechtigkeit unvollbracht, durch das Sakrament der Gnade nicht entsühnt.

Zwei Tage später, bei grauendem Morgen, legte man ihn zur Ruhe zwischen den Fremblingsgräbern der alten Sachsenmutter und ihrer Schwiegertochter Sylvia. Die Kluswirtin und ihr Pflegesohn, geleitet von dem Gemeindepfarrer, waren die einzigen, die seiner Leiche folgten. Sylvian, der bis zuletzt auf seinen Knien betend neben dem Toten gelegen, erklärte auf dem Heimwege mit großer Fassung, daß er Priester werden wolle.

Klärung

In der Mittagsstunde, welche jenem stillen Begräbnismorgen folgte, betrat ein trauerndes Weib die Zelle des Gefangenen Simon Lauter. Er saß, mit dem Rücken der

Türe zugewendet, in seine kunstvolle Arbeit vertieft und blickte nicht früher auf, bis er seine Kniee krampfhaft umklammert und glühende Tränen auf seine Hände niederrieseln fühlte. Es war Judith, die stolze Kluswirtin, die sich zu Füßen des Züchtlings wand und zitternd seine Vergebung ersuchte. Aber auch, als sie nach langer Stille beruhigter, ihre Hand in der seinen, ihm gegenüberstand, war ihr erstes einziges Wort: „Vergib!“ Spät und mühsam rang das zweite sich hervor: „Ich habe heute morgen meinen Bruder begraben.“

Der Hauch des Glücks, der kaum die bleichen Wangen des Gefangenen überflogen, wich einem eiskalten Schatten. – „Heimgekehrt, tot?“ rief er entsetzt. – „Heimgekehrt, tot!“ sagte Judith; „das Erbteil seiner Schwester: einen Schuldlösen zu entlasten.“ – Simon schlug die Hände vor das Gesicht und stand in heftiger Erschütterung. – „Ihr Erbteil – sein Sohn!“ murmelte er ihr nach. Die letzte Versuchung mußte überwunden werden.

Des Mädchens Seele ergoß sich vor ihm, knapp, gepreßt, Silbe um Silbe; dann immer voller und voller. Nicht den Toten verklagte sie, nur sich selbst. Sie war die Schuldige, deren Kleinglaube sein Opfer bezweifelt, deren Kleinmut seine Rechtfertigung versäumt. „Simon,“ sagte sie zum Schluß, „jedes graue Haar auf deinem Haupt klagt mich an um eine Stunde der Qual, aber – dieser Friedensblick deines Auges, – vergib mir, Simon, denn ich habe mehr gelitten als du!“ – Ja, er blickte in Frieden; die Versuchung war überwunden, die Stunde gekommen, in der er wieder an sich selber glauben, in der er vor sie treten und sagen durfte: „Es ist der Simon, den du liebgehabt!“ die Stunde auch, in welcher das

Gelübde des Schweigens vor ihrem Ohr, und vor ihrem allein, sich lösen durfte. „Um dieser Stunde willen“, sagte er, „habe ich gebüßt zehn Jahre lang; nicht das Verbrechen, dessen man mich angeklagt, aber – vom Laster zum Verbrechen ist kaum ein Schritt –, aber das Laster, Judith, das uns entzweit.“ Er zog sie neben sich auf die Bank, und ihre Hände in den seinen, wie einst, hob er den letzten Schleier von einer dunklen Tat.

„Als ich mit dir und jenem Unglücklichen zusammenstieß,“ so lautete sein Bekenntnis, „als ich ihm nach seinem Hause folgte, um deinem Bruder Lebewohl zu sagen, da zweifelte ich nicht, daß du seiner Werbung nachgegeben; ich war zum Tode betrübt; aber ich grollte weder dir noch ihm, denn Geist und Leib waren rein. Und in derselben Nacht haßte ich diesen Mann, von dem ich nichts Böses wußte, den Mann, der dich liebte, als einen tödlichen Feind; ich hätte ihn würgen mögen, und wenn meine Hand frei vom Blut geblieben, nicht der Wille hat sie gebannt, nur die körperliche Scheu, welche die Natur mir eingebunden. Ich war ein Mörder vom Herzensgrunde, denn ich war im Kaufsch. Ich sah jenen anderen, der mir von Jugend ab ein Bruder gewesen, von einer bösen Leidenschaft gepackt, suchte ihn zu warnen, zurückzuhalten, – und mein Fallen verhallte. Ich sah ihn in eine unselige Verwirrung rennen, verließ ihn, um für ihn einzutreten, und statt das Geld in meinem Hause zu holen, taumelte ich in der Richtung, von welcher du kommen solltest, Judith. Da unten an der Torfahrt lauerte ich, um dich dem Feinde zu entreißen; des Freundes hatte ich vergessen – denn ich war im Kaufsch. –

„Ich hörte und sah die Ringenden, strebte, sie vonein-

ander zu reißen, und brach zusammen gleich einem Rohr, ich, den die Natur mit Kräften ausgerüstet, stärker als jene beiden vereint. Ich, der Ruhige, trug die Schuld eines Sinnlosen, die Schuld, die ich zu hindern vermochte und nicht verhindert habe – denn ich war im Rausch. – Und dies alles stand plötzlich klar vor meiner Seele, da ich dich neben dem blutigen Opfer erkannte, dich, Judith, der ich mein Wort verpfändet und gebrochen, die ich mehr zu lieben glaubte als mein Leben, und doch weniger liebte als den Dämon, dem ich Gewalt über Leib und Seele eingeräumt, da ich dein wahrheitszeugendes Ja wie die Posaune des richtenden Engels in meinem Herzen widerhallen hörte.

„Und nun jene stillen Tage der Haft, jene Tage der Einker und Prüfung! Vor kurzem, als ich im Schachte arbeitete, hatte ich einen Beamten die Geschichte eines Freundes erzählen hören, eines gebildeten Mannes, der sich freiwillig das Leben genommen, weil er durch das Laster des Trunks den Widerwillen des geliebten Weibes erregt und doch von dem Laster nicht zu lassen vermochte. Das war im Freien, zwischen Himmel und Wald, und ich hoffte noch, glaubte noch an mich selber zu jener Zeit. Aber, daß ich es mit Worten aussagen könnte, wie mich die Erinnerung an dieses Schicksal in der einsamen Zelle durchschüttelte. Auch ich hatte die reine und starke Liebe eines Weibes verwirkt durch jenes Laster, auch ich konnte von dem Laster nicht mehr lassen ohne Gewalttat an mir selbst. Der Selbstmord soll eine Todsünde sein, eine Feigheit, eine Roheit der Seele. Vielleicht. Ich für mein Teil hatte einfach nicht das Blut für eine rasche Tat. Ich war ein Feigling, wenn ich jener langsamen Vergif-

tung des Lasters, die wohl mit größerem Rechte eine Todsünde und eine Noheit genannt werden darf, – denn sie entquillt einem Unmaße der Lust und jene einem Übermaße des Leidens, – wenn ich dieser langsamen Vergiftung nicht einen Damm entgegensezte. Einen Damm, wie du es einst genannt, Judith; aber einen Damm von außen, denn mein Wille, ich wußte es, war keiner.

„In diesem Wirbel der Gedanken, wenige Stunden vor der Katastrophe, welche über Tag und Nacht für mich entscheiden sollte, kam es über mich gleich einer Erleuchtung von oben. Eine Mauer um mich ziehen gegen das Laster, das ich freiwillig nicht mehr zu bannen vermochte, eine Gewissenssünde sühnen, deren Unterlassung nicht mein Verdienst, von meinem Freunde und Bruder, – merke es wohl, Judith, dies letzte war nur die Folge, nicht der Ausgang meiner Erkenntnis, – von dem Sohne meiner Wohltäter eine Anklage lenken, die sich unzweifelhaft gegen ihn erheben mußte, wenn ich die stückweisen Erinnerungen jener Nacht enthüllte – Reinigung, Buße und Wohlthat mit einem Worte, das ich sprach, und mit einem, das ich auch ferner zurückhielt, wie ich es bisher im traumhaften Schwanken zurückgehalten. Ich sage die Wahrheit, Judith, ich hatte die That nicht verüben sehen, denn ich war im Rausch.

„Mein Leben, ich wußte es, schützten Zweifel und Bedenken, die sich nicht überspringen ließen. Seiner harrte das Schafott. Mochte er sich durch die Flucht diesem Äußersten entzogen haben, seine Mutter lebte, sein Kind, du lebstest, Judith, um Stunde für Stunde das schwebende Beil über seinem Haupte zu empfinden. Ich stand allein, die einzige Liebe hatte ich verwirkt. Rausch entschuldigt,

ein Mord schändet nicht, wohl aber ein Raub, und Schande wird höher als Sünde angeschlagen in den Augen der Welt. Man mochte mich für einen Mörder halten, nimmer für einen Dieb. Seine Ehre war gebrandmarkt, der Name, den ein schuldloses Kind zu tragen hatte, den eine Schwester im Schweiße ihres Angesichts rein gewaschen. So sah ich's, Judith, und so sehe ich's noch heute. Es war Nothwehr gegen mich selbst, es war Buße, und das, was du ein Opfer nennst, nur ein erquickender Segen, der aus jenen beiden erwuchs.

„Und nun, Judith, bringe mich nicht um diesen heimlichen Lohn. Wühle nicht in ein Grab, wühle nicht in dein eignes Fleisch und Blut. Er ist dir nicht vergebens zum Bruder gesetzt gewesen; ehre den ewigen Willen, der seine Schuld mit Nacht gedeckt. Ja, tätest du's dennoch, Judith, weil starken Seelen wie der deinen das Schwerste immer das Nächste und das Übernatürliche häufig natürlich scheint, ließeſt du die Stimme vernehmen, die dir als Gerechtigkeit gilt, ich würde diese Stimme verleugnen, Judith, und der Schatten eines zwecklos Gezeichneten, eines, den bereits sein höchster Richter gefordert, hätte sich für ewige Zeiten zwischen dich und mich gedrängt.“

Judith's Augen hatten unbeweglich an dem Redenden gehangen wie an einer himmlischen Lichtgestalt. „Und du, Simon!“ rief sie jetzt, da er geendet, erschauernd über den ganzen Leib und noch einmal zu seinen Füßen niedersinkend, „Simon, und du?“ – Er richtete sie auf, zog sie an sein Herz und blickte sie an mit heiterer Ruhe, ja ein Lächeln auf den bleichen Lippen. „Ach, Judith,“ sagte er, „ich werde der Gnade harren oder der Endzeit meiner Strafe. Ich fühle mich nicht unglücklich hier, ja, ich bin

das Hättschelkind dieses Hauses, das dir als ein Grab erscheinen mag. Unter meinen elenden Mitbrüdern sind manche, die mich lieben; der Direktor verkehrt mit mir nahezu als einem Freund. Schau dich um, Judith, ich habe lohnende Beschäftigung, habe Schreibzeug und Bücher, glaube mir, ich wäre in der Freiheit nicht so weit gekommen. Ich war ein Schwächling, ich bedurfte der Zucht. Darum, wenn Liebe sich erklären läßt, darum liebte ich dich ja, Judith, dich vor allen andern, weil du Kraft hattest für mich mit. Die stärkende Liebe ist die stärkste, nun wohl bin ich ein Mann geworden; die Erinnerung, der Glaube an deine Liebe hat mich zum Mann gemacht. – Soll ich aber Gnade finden, dann um so größer freilich mein Glück. Die Gerechtigkeit kann ich missen. Wer sich unschuldig fühlt oder durch Buße entschühnt, sieht sich nimmer im Schatten. Sei's, daß ich mir unter Fremden eine Heimat suche," er sah Judith erbleichen und setzte rasch hinzu, einen hellen Freudenglanz über den Augen, „oder auch hier in der alten Heimat. Mir bleiben Beschäftigung und Bücher, wie ich sie im Kerker lieben lernen, ich finde meinen Wald wieder, Gottes Himmel, – und unsre alte Freundschaft, Judith, über allem." – So schieden sie voneinander.

Aber erst nach einer langen Unterredung mit dem Direktor und ihrem geistlichen Freunde kehrte die Wirtin in ihre Klus zurück. Mit einer Hast, die keiner an ihr gekannt, mit fliegenden Schritten und leuchtenden Blicken rüstete sie ihren Hof für einen mehrtägigen herrenlosen Selbstbetrieb und verließ ihn, in ihre Trauerkleider gehüllt, mitten in der Nacht, um eine heimliche Reise anzutreten.

Am übernächsten Abend brachte eine Nachricht des

Telegraphen direkt aus dem Königlichen Kabinette der Residenz eine unerhörte Bewegung in das Getriebe der Strafanstalt, und einen Morgen später, während Simon Lauter, der Begnadigte, heiße Tränen im Auge und von manchem aufrichtigen Händedruck begleitet, aus den Mauern schied, die er sich in Wahrheit zu einem Zuchthause werden lassen, während er zum erstenmal seit zehn Jahren den Atem seines geliebten Waldes in tiefen Zügen in sich sog, verbreitete sich diese Bewegung über Stadt und Land, eine freudige Begeisterung entzündend, wie sie leider nur allzu selten den trägen Tageslauf der Herzen durchrüttelt.

„Der Simon Lauter, im Volke ‚der Quellsimon‘ genannt, vor zehn Jahren des Mordes angeklagt und seit der Zeit die über ihn verhängte Strafe mit musterhaftem Betragen verbüßend, hat ohne ein Wort der Einrede jene Strafe für einen andern erduldet, den der Tod bereits vor einen höheren Richter geführt und dessen Namen, nach des Simon Lauter Wunsch und Willen, ein ewiges Vergessen decken soll. Seine Majestät der König, durch unwiderlegliche Beweise von der Wahrheit dieser seltenen Handlungsweise überzeugt, haben dem Erlasse Allerhöchst Ihrer Gnade diese rechtfertigende Erklärung hinzuzufügen befohlen. Sie beauftragen die betreffenden Kreisbehörden, dem Simon Lauter mit Rat und That zu seinem Fortkommen behülflich zu sein und über seine etwaigen Bedürfnisse oder Wünsche Allerhöchsten Orts zu berichten, wie Sie denn auch dem Simon Lauter für seine unerschrockene Hülfsleistung und aufopfernde Rettung mehr als eines Menschenlebens bei der kürzlichen, von Sr. Majestät tiefbeklagten Heimsuchung Ihrer getreuen Stadt *** das Kreuz ic. ic. zu verleihen geruhen.“ –

Also war es mit gesperrter Schrift an der Spitze des amtlichen Teiles der städtischen Zeitung verkündet und Simon Lauter über Nacht der Held seiner heimatischen Gegend geworden. Ja, das war erst der rechte Born, der Born der Liebe, der sich dem Quellenfinder aufgeschlossen! Man wallfahrtete nach dem verrufenen Waldhause, schüttelte ihm die Hand, bot ihm Hülfe von fern. Keiner hatte von Anbeginn an seine Schuld geglaubt, jedweder im stillen auf Gottes rechtfertigenden Finger gerechnet. Man pries ihn in tausend Zungen – seine stille Geduld, sein Kunstgeschick, seinen Heldenmut, die Himmels-, nicht Teufelsgabe seines Quellenblicks und – selber das gelassene Schweigen bei allen groben wie feinen Spürversuchen nach seiner Heimlichkeit.

Simon Lauter ließ lächelnd wie ein Weiser diese volkstümlichen Huldigungen über sich ergehen; er dankte mit Hand und Mund für alle Anerbietungen von höchster Stelle bis zur niedrigsten, ohne von einer einzigen Gebrauch zu machen, lebte still in seinem Waldhause, den künstlichen Arbeiten hingegeben, die er in bösen Tagen als seinen eigentlichen Beruf erkennen und lieben lernen, oder draußen im Wald, dessen Hütung er einzig von allen angetragenen Ämtern wieder versah, gab auch wohl hin und wieder einen Rat bei den Bewässerungsanlagen der Gegend, für einen ernstlichen Wiederangriff des Bergwesens aber erkannte er den Ablauf der Jugendkraft. Alles in allem, er blieb auf seinem mäßigen Grunde, ohne sich von der Woge plötzlicher Gunst in luftige Regionen wirbeln zu lassen.

In der Nacht, die seiner Freiegebung folgte, hatte er die von ihrer rätselhaften Reise heimkehrende Kluswirtin auf dem städtischen Bahnhofe empfangen, und sie, heute

•

ohne zimperliches Zagen, ihren Arm in den seinen gelegt, um sich von ihm nach ihrem Hofe zurückgeleiten zu lassen. Schweigend gingen sie bis jenseits der Stätte ihrer dunklen Erinnerungen, dann aber sagte er mit einem herzlichen Händedruck: „Judith, Judith, und das hast du für mich getan?“ – Sie aber versetzte lächelnd, so warm und glücklich wie im Leben noch nie: „Hätte ich weniger tun dürfen für einen, der die Gerechtigkeit missen kann?“

Von der Residenz ausgehend, hat sich manches fabelhafte Gerücht über die Aufnahme verbreitet, welcher sich die schöne, beherzte, westfälische Bäuerin bei dem hohen Königspaare erfreut, und der Name Judiths, der Kluswirtin, ist rühmend über ihren engen Bezirk hinausgetragen worden. Sie selber jedoch hat jener Reise und ihres Zweckes nie gegen einen andern berührt als den Pfarrherrn und den Vorsteher der Anstalt, welche das von ihr überreichte Gnadengesuch beglaubigt hatten und welche beide ihre treuen Freunde geblieben sind. Im Herzen aber und gegen den, dessen Rechtfertigung ihr kluges, vertrauendes Wort erwirkt, gedenkt sie einer erhabenen Stunde mit alter westfälischer Bauern-treue. Wenn aber auch dem, welchem das zeitliche Amt der Gnade zusteht, der Blick der Gerechtigkeit als einem Weichtiger geöffnet werden durfte, so ist doch vor allen andern Augen das dunkle Geheimnis des Klushofes Geheimnis geblieben. Manches mag gemunkelt worden, manche Mutmaßung der Wahrheit nahe gekommen sein; laut und öffentlich wird der Name August Frobels nicht als ein Räuber- und Mördername genannt, und keine Seele ahnet, daß der verunglückte Amerikaner der einstige Sachsenwirt gewesen, der zwischen den Gräbern der eignen Mutter

und der seines Sohnes den ersten sichern Erbgrund gefunden hat.

Noch vor Ablauf der anberaumten Prüfungsfrist hat Sylvians drängender Sehnsucht nachgegeben werden müssen. Vor wenigen Tagen ist er in das Seminar getreten, um durch ein priesterliches Leben das Werk der Heiligung, das seiner Liebe hienieden entrückt worden war, jenseitig im Glauben zu fördern. In einer andern Weise ist die redliche Strenge der Kluswirtin bemüht gewesen, jene unselige Verirrung ihres Blutsverwandten durch ein Werk der Barmherzigkeit auszugleichen. Da die Hinterlassenschaft des Papiermüllers Berg noch heute ohne nachweisliche Erben in gerichtlichem Verwahrsam ruht, hat Judith jene entwendete Summe, Zins auf Zins und aus ihren Ersparnissen erheblich vermehrt, zu einer Stiftung angelegt, mit welcher gleichzeitig die letzte unheilvolle Erinnerung von dem Klushofe getilgt werden soll. Das Seitenhaus mit dem Gartengiebel ist zu einer Herberge umgebaut, in welcher sechs verwaiste, der Zucht bedürftige Knaben Pflege, Unterricht und die Heranbildung zu einem ländlichen Berufe genießen. Judith schafft mit Muttertreue für diese Kinder, und der Freund ihrer Jugend, der wieder wie einst der Weiheengel des Kluslebens geworden ist, steht ihr mit seinen Erfahrungen dem Bereiche verwaister Herzen als Helfer und Rater zur Seite.

Rater und Helfer gegenseitig, Nachbarn und Freunde, Bruder und Schwester am Schlusse der Geschichte, – und nicht mehr? Die er von der Wiege ab geliebt, dem sie die Treue verlobt und wäre es über zehnmal drei Jahre, – und einander nicht mehr? Nein, nicht mehr. Zwölf Trauermonde sind noch nicht abgelaufen; und wie vieles mußte

vergessen, wie vieles überwunden werden, was das Schicksal den Seelen eingewirkt, wie vieles auch gelernt nach zehn Jahren einsamer Gewöhnung! Auf den lange bleichen Wangen erblüht ein jugendlicher Hauch, ihre Worte sind rascher, ihre Blicke feuriger geworden; sie arbeiten lächelnd, aber – noch ist es nicht wieder Mai. Als Freunde verlassen wir sie, und so dem Erzähler seine Aufgabe gelungen, als Freunde scheiden wir von Judith, der Kluswirtin, und Simon, dem Quellenfinder.

Der Posten der Frau

Es war am Spätnachmittag des dreißigsten Oktober Anno 1757, als ein schon bejahrtes, dünnleibiges, geistliches Herrlein in Schuhen und Strümpfen, das schmale Chormäntelchen von schwarzer Serge über dem spitzen Leibrock vom Rücken niederhängend, in weißgepuderter Lockenperücke und trotz des anhaltenden Regens den kleinen, flachen Hut unter dem Arm, vor der Thür des „Polnischen Hauses“ stillehielt, das Wetterdach seines grauleinenen Regenschirmes zuklappte, die beiden französischen Ehrenposten höflich grüßte und durch das offene Portal seinen Eingang nahm.

Das „Polnische Haus“ war ein von Gärten umgebenes stattliches Gebäude der kleinen Stadt Weißenfels im Leipziger Kreise, welche Stadt, seit vor mehr als einem Jahrzehnt ihr eigener Herzogszweig erloschen und sie dem kurfürstlichen Mutterstamme heimgefallen war, ein gar verödetes Ansehen trug. Das große Schloß, das auf der Höhe das Städtchen überschwebt wie eine Henne einen Haufen winziger Küchlein, stand unbewohnt, die einzeln hervorragenden herrschaftlichen Häuser, die sich zu seinen Füßen aufgerichtet, um die Hofumgebung zu beherbergen, hatten ihre adligen Insassen meistens an die neue, anmutigere Residenzstadt abgetreten, und nur in den Zeiten der Leipziger Messpassage verbreitete sich noch ein lebhafter Verkehr, der Gastwirten, Fuhrleuten, Vorspannern und dahin einschlagenden Gewerben zeitweisen Ertrag gewährte.

Seit länger als einem Jahre freilich hat ein ununterbrochenes Treiben die friedlichen Bürger wenig zu Atem kommen lassen; – wahrlich kein segensbringendes für Stadt

wie Land, dessen Oberhaupt vor den Siegen des großen Tageshelden geflüchtet ist. Das Städtchen teilt das Schicksal einer eroberten und doch herrenlosen Provinz, in welcher keiner mehr weiß, wer Koch oder Kellner sei. Der hochweise Rat macht seine Bücklinge bald nach rechts, bald nach links; die geängsteten Bürger leeren ihre Speicher und Keller heute für den Zieten und Katte, morgen für den Turpien und Lothringer. Glaubt man sich einen Augenblick in Ruhe: wie ein Wetter stehen die Preußen wieder vor den Thoren, der Dessauer Moriz, der große König selber ziehen zwischen Erfurt und Torgau hin und wider, bis denn endlich vor ein paar Tagen ein französisches Korps seinen Einzug hält und der Chef der exequierenden Reichsarmee, Herzog von Hildburghausen, auf dem Schlosse seiner weiland Herren Bettern die zeitweise Residenz aufschlägt.

Das Städtchen, vor hundert Jahren noch dicht mit Laubbäumen umwaldet, ist freundlich, von Ost nach West lang gestreckt, am rechten Ufer der Saale gelegen, mit deren erhöhten Rändern und anmutigem Taleinschnitte der Thüringer Kreis, die Kornkammer des Landes, seinen Anfang nahm. Aber diese Kammer, wie kläglich ausgeleert! Die armen Bewohner wissen kaum mehr die Requisitionen von Feind und Freund zu befriedigen, und doch steht man erst am Anfang der aussichtslosen, kriegerischen Verwirrung. Die Pferde genommen, Rinder und Schweine geschlachtet, die Preise zu beispielloser Höhe emporgetrieben, die Kassen entführt, die Felder unbestellt! Das spät und schwer überwundene Drangsal des Dreißigjährigen Krieges, Blut- und Hungerzeiten gleich jenen, da die Leiche des großen Schwedenkönigs im Amthause des Städtchens geruht hatte, da ein andrer Schwedenkönig in der Nachbarschaft einen dem

vaterländischen Namen wenig ruhmreichen Frieden diktierte, sie leben wieder auf; man weiß seinem Leibe keinen Rat und blickt mit Zittern in die Zukunft.

Solchergestalt waren nun auch die Gedanken des geistlichen Herrn während des Wegstündchens von seinem jenseitigen Pfarrdorfe gewesen, und mancher schwere Seufzer hatte sich seiner Brust entrunnen, als er mit aufgespanntem Parapluie, die Zipfel seines Ehormäntelchens mehrfach um den den Hut krampfhaft einflammenden Arm geschlungen, in leichtem Schuhwerk hüpfend von Stein zu Stein, sich mühselig einen Pfad durch den fußhohen Morast der ungepflasterten Straße suchte. Jetzt aber, seit fast einer Viertelstunde sehen wir alle seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet, auf Scharren, Decken und Bürsten seine Fußbekleidung zu säubern und in seiner Erscheinung der Ordnung und Nettigkeit des Polnischen Hauses zu entsprechen, das seinen in diesem Punkte etwas zweideutigen Namen aus früheren Zeiten beibehalten hatte, ehe es aus den Händen eines herzoglichen Kammerherrn und polnischen Grafen in die seines gegenwärtigen Besitzers, eines königlich polnischen Kammerherrn und sächsischen Grafen, überging, der, ein junger, flottlebiger Cavalier, für den reichsten Edelherrn des Kreises galt und auf seinem nahegelegenen Stammschlosse der geistliche Patron seines gegenwärtigen Besuchers war.

Eben hatte dieser sein Reinigungsgeschäft einigermassen zur Zufriedenheit zu Ende gebracht, als er schon wieder in die Lage kam, das ehrwürdige, dünne Haupt freundlich zu neigen, und zwar gegen ein Individuum, das mit kauenden Backenknochen aus der räumlichen Küche im unteren Geschosse ihm entgegentrat. Eine martialische Figur, sechs Fuß drei Zoll, breitschulterig, straff in die Höhe gerichtet,

mit kurzgerundetem, schnurrbärtigem Angesicht. Der steif im Nacken hängende faustdicke Zopf schien so wenig als die Schmarre über der Stirn und der ausgestopfte linke Arm zu dem silberbetreßten Livreeanzuge zu passen, in welchen der stramme Körper eingepreßt war. Der Mann war ja aber auch vom invaliden preussischen Wachtmeister zum schmucken sächsischen Kammerdiener avanciert.

„Wünsche wohl gespeist zu haben, Lehmannchen!“ sagte der geistliche Herr mit nochmaligem höflichen Gruß.

„Profit, Herr Magister!“ lautete der Gegengruß.

„Kann Er mir wohl sagen, Lehmannchen, ob ich alleweile unsrer Gnädigen mit meiner Aufwartung zupasse komme?“

„Die gnädige Gräfin sind just beim Puz. Verziehen der Herr Magister ein paar Minuten, so werde ich rapportieren.“

„Keine Störung, lieber Lehmann; ich kann mich geduldigen. Komme auch lediglich von wegen des Berichtes über unser Junterchen. Gänzlich zur Zufriedenheit, alter Freund. Sozusagen, quasi munter wie ein Fisch. Also beim Puz; will heißen bei der Toilette. hm! hm! so spät noch am Tage! Schien mir ja sonst keineswegs der Kasus bei unsrer Gnädigen. Beim Puz, beim Puz, will mir gar nicht in den Sinn!“

„Sonst, ja sonst, Herr Magister,“ versetzte unwirsch der Veteran; „aber diese heillosen französischen Windbeutel stellen ja die Welt auf den Kopf! Heute abend ist Ball im ‚Scheffel‘. Wie die Preußen da waren, hat sich keine Fiedel gerührt; aber diese vermaledeiten Zierbengel – hole sie alle der Teufel –“

„Sachtchen, sachtchen, Lehmannchen,“ unterbrach den

Zornigen warnend der fromme Besucher, „gedenke Er an das zweite Gebot. Will mir freilich auch nicht recht in den Kopf, respektive in das alte Herz, diese Festivität; sintemal rings um uns herum ein verwüstetes Land, alles kahl wie eine flache Hand, fort furagiert, fort requiriert, fort ravagiert in Scheune und Stall. Zu Tillys Zeiten kann es nicht grausamer ausgesehen haben. Der heillose Preuße, daß Gott erbarm!“

„Soldaten wollen leben, Herr Magister. Und wer ist dran schuld, als die Franzosenbrut und das päpstliche Reich, die unsern Herrn und König nicht in Frieden lassen?“ entgegnete der kriegerische Preuße, indem er mit dieser Anklage den sächsischen Friedensmann nicht zum erstenmal zu einer gereizten Kontroverse herausforderte.

„Unsern Herrn, unsern König, Lehmann?“ rief er aus. „Man besinne sich. Wer ist Seiner Kurfürstlichen Gnaden unversehens ins Gebiet gefallen? Wer hat Seine geheiligte Person in die Flucht geschleucht, den Landfrieden gebrochen und die Brandfackel zuerst angezündet?“

„Wer hat dem König seine Provinzen rauben, sein Reich klein machen wollen, Herr Magister? Preußen klein machen, Preußen teilen, Herr Magister! Kreuzmohrenschockelement, da müßte ja gleich —“

„Nicht zetern und fluchen, Lehmann! Wie oft muß ich wiederholen: Beherzige Er das zweite Gebot, eventualiter auch das fünfte. Alles unschuldig vergossene Blut kommt über den König!“

„Über den König! Heiligestkreuzdonnerwetter — ich fluche ja nicht, Herr Magister — Schockschwerenot! über den König, unsern Herrn!“

„Unser Herr, Lehmann, unser Landesherr seufzen und

beten im fernen Polenreiche, auf daß Recht und Gerechtigkeit wiederkehren.“

„Ihr König vielleicht, der seufzt, Herr Magister, Ihr Herr, der betet, meiner nicht. Ich bin meiner gnädigen Komtesse gefolgt in ihren Ehestand, wie ihr Herr Vater, mein braver Oberst, Gott erhalt' ihn! mir anbefohlen. Im übrigen aber und im Herzen bin und bleibe ich des großen Fridericus allzeit getreuer Soldat und Untertan, und geht die Heidenwirtschaft hier im Lande so fort – hole mich dieser und jener – alle Tage andre Gäste und für jedweden untertäniger Wirt und Knecht. Ziehen die Preußen aus dem Tore, haben wir die Welschen auf dem Halse; hui! wie ein Wetter sind meine Preußen wieder da und wieder fort, und nun kommen Panduren, Schwaben, Kroaten, und fehlen zu guter Letzt nur noch die Kosaken, so ist die Bulle zum Plagen voll. Was haben wir nicht alles hinunterfressen müssen, nur allein in den paar Wochen, die wir vom Lande wieder in die Stadt gezogen sind. Kommt der Turpien mit seinem Korps. Zieht mein hochweiser Rat in corpore ihm vor's Quartier und schwänzelt und bittelt um Verhaltungsbefehle vor dem bocksbeuteligen Französischen! Herr Magister, und unser Graf – –“

Der geistliche Herr ließ den Zornigen nicht zu Ende reden.

„Nun' höre Er auf, Lehmann,“ unterbrach er ihn mit Würde; „ich habe Seine Kästereien gelassen mit angehört, sintemal Er sozusagen nach Gelegenheit ein alter Preuße ist und ein jeglicher getreulich zu der Fahne halten soll, der er geschworen hat. Aber seinen Brotherrn verunglimpfen, dieweil er gleichermaßen seine Treue bewahrt –“

„'s kommt nur drauf an, wie er sie bewahrt, Herr

Magister," fiel ihm der unerschütterliche Wachtmeister ins Wort. „Aufrecht und ehrlich Freund wie Feind ins Angesicht, und wenn sie dem Leibhaftigen in Person geschworen wäre, unser Herrgott wird's zu ästimieren wissen. Aber Courage gehört zu der Treue, Herr Magister, Courage!"

„Wolle Er in Erwägung ziehen, Lehmann," entgegnete ein wenig verlegen der geistliche Anwalt, „daß unser junger Herr Graf nicht vom Kriegshandwerke sind. Au contraire, im Gegenteil: Kammerherr Seiner Kurfürstlichen Gnaden von Sachsen.“

Der alte Preuße lachte, zwischen Gift und Lust geteilt.

„Das soll wohl so viel heißen, Herr Magister," fiel er ein, „daß einem Kammerherrn Seiner Kurfürstlichen Gnaden von Sachsen das Herz auf einem andern Flecke gewachsen ist, als andern Christenmenschen, und daß er anstatt der Courage einen Käsenbuckel zeigen darf? Na, wenn's auf die Weise verstanden ist, Herr Magister, meinethalben. – Aber einen hübschen Zug hat's doch noch gegeben mit diesen Französischen, Herr Magister. Schickt mein Turpian, da wir ihn endlich vom Halse haben, ein Kommando von Merseburg und ordonniert, daß sämtliche Armatur und Effekten, so von der Kattischen Winterexpedition noch hiesigen Orts restieren, stante pede an selbiges ausgeliefert werden. Insonderheit drei schwere Coffres mit Geschmeide und kostbarem Silbergerät, so der Leutnant von Igenpliz von den Leibkürassieren im gräflich von Finkischen sobenamsten Polnischen Hause zurückgelassen habe. Bei Konfiskation von des Hehlers Vermögen. Ein preußischer Leutnant und drei Coffres voll Preziosa! Ein Maul hätt ich dem Spaßvogel geben mögen, der

den Schabernack ausgeheckt hat. Allein meinem Hochweisen ist kein Spaß allzu dumm. Eine Deputation, den Herrn Bürgermeister in persona an der Spitze, gefolgt von dem ganzen Kommando, macht sich ernsthaftiglich auf die Socken hinter den Rohrdamm ins Polnische Haus. Die Frau Gräfin schreien Zeter. 's war ein anvertrautes Pfand, und sie ist eine Preussin, Herr Magister.

„Mein Herr Graf, liebes Kind wie allzeit, schleppt mit eignen Händen den Koffer – denn 's war nur einer, Herr Magister, und ein ganz kleiner obendrein – hier in den Saal. Ich rühre mich nicht und lache mir in die Faust. Ein ellenlanges Protokoll wird aufgesetzt, das große Amtssiegel druntergedruckt, das Köfferchen feierlichst aufgeschlossen, und was für Preziosa ziehen die Hochweisen an das Licht? Einen abgeschabten, alten Pelz, eine weiße Lederhose, ein Paar zerrissene Reiterstiefeln, und sorgfältig eingewickelt, hahaha! ja nun kommt's, Herr Magister, sorgfältig eingewickelt – das Konterfei einer alten Frau. Hahaha, einer alten Frau!“

Der grimmige Franzosenfeind rieb sich vor Vergnügen in der Erinnerung den Bauch mit seiner einen Hand. Der geistliche Herr aber wiederholte gerührten Blickes: „Das Konterfei einer alten Frau! Vielleicht der Frau Großmutter des jungen Herrn Offiziers! Ich hoffe, daß es gebührentlich in Ehren gehalten worden ist, Lehmannchen, maßen es mir eine absonderliche Hochachtung zu dokumentieren scheint, wenn ein kriegerisches Blut eine alte Dame in effigie mit sich in die Kampagne führt.“

„Ja, eine junge in natura ist ihm gemeiniglich lieber,“ versetzte der Invalide. „Insonderheit diesen Französischen. Da ließe sich was von Gottes Wort berichten, Herr

Magister. Das greift um sich wie die Pest, Freund oder Feind. Haben wir da im Hause einen französischen Herzog. Ein Mann wie ein Bild, das muß man ihm lassen. Und auch anderweitig ein Kavaliere, er könnte ein Preuße sein, Herr Magister. Warum er aber nicht lieber oben auf dem Schlosse bei dem Hildburghausen logiert —

„Halte Er ein, Lehmann,“ unterbrach ihn, sich in die Höhe richtend, der geistliche Herr mit großem Ernst. „Halte Er ein und hüte Er Seine sträflichen Gedanken. Derlei Erörterungen gehen Ihn wie mich nichts an. — Wolle Er alleweile so gut sein, mich bei der Gnädigen anzumelden.“

Aber der alte Preuße machte keine Miene, die gute Gelegenheit, seine Galle einmal auszuschütten, leichten Kaufes fahren zu lassen.

„Gleich, gleich, Herr Magister!“ versetzte er. „Aber einen hundsöttischen Zug muß ich Ihnen doch noch zu wissen tun. Von wegen der Federbetten und den Hildburghausenschen; ich meine von denen draußen aus dem Reich, da wir sie ins Quartier kriegen taten. Mit denselbigen sind freilich weniger Sperenzien gemacht worden, als mit den feinen französischen Mosjös. Federbetten! Federbetten! Für die Mosjös, à la bonheur! Keine Daune wäre unserm Grafen für die weich genug gewesen! Aber das Gezeter hätten Sie hören sollen, Herr Magister, vom Herrn Hausinspektor an bis zum Stubenmädchen hinab, das Gezeter, da nun auch die Deutschen aus dem Reich partoutmente Federbetten verabfolgt haben wollten. Federbetten! Federbetten! Das fremde Gesindel! — Na, natürlich blieben sie auf der Streu; denn mit gewissen

kleinen Ungelegenheiten, die sie mit sich führen – Sie verstehen mich schon, Herr Magister –, da hat es seine Richtigkeit. – Die Galle ist mir aber doch bei der Geschichte geschwollen, Herr Magister. Denn warum? Die armen Teufel auf der Streu, die reden doch deutsch wie unsereiner, aber aus dem Mundwerk von denen, die sich in unsern Federbetten wälzen, da ist noch keine Christenseele klug geworden. Na, sehen Sie, Herr Magister, so gibt es alle Tage was Neues und niemalsen was Gutes. Aber wartet nur, wartet! Das Blatt wird sich wenden und eure Herrlichkeit ehestens im Plagen sein. Er kommt! Er kommt.

Und wenn mein König Friedrich kommt
 Und klopft nur auf die Hosen,
 Da läuft die ganze Reichsarmee,
 Panduren und Franzosen!“

Der geistliche Herr drohte lächelnd mit seinem dünnen Zeigefinger. „Lehmännchen, Lehmännchen,“ sagte er, „Er ist ein arger Versifex, aber Er könnte gar leicht ein schlechter Prophet sein. Sein König soll nur ein armselig abgehettes Häuflein bei Leipzig zusammengetrieben haben nach seiner grausamen Niederlage bei Kollin. Die alliierten Armeen stehen ihm vierfältig gerüstet gegenüber; fast ganz Europa ist wider ihn, was dann, Lehmann, was dann?“

„Was dann, Herr Magister?“ antwortete der Preuße auf einmal ganz ernsthaft, „was dann? Der im Himmel weiß es. Aber Preußen und sein König bleiben doch oben, das weiß ich. – Horch! da kommen der Herr Herzog in den Hof gesprenkt. Ich will anjeko gehen und Sie der Frau Gräfin melden, Herr Magister.“ –

Wir haben zu berichten versäumt, daß dieses politische Wortgefecht keineswegs im unteren Flur des Polnischen Hauses zu Ende geführt worden war, sondern sich Schritt für Schritt die Treppe hinauf bis in den großen Empfangssaal gezogen hatte. Der martialische Kammerdiener klopfte jetzt an die Tür eines Kabinetts, in welchem seine Gebieterin just mit dem Puderbeutel ihre Toilette vollenden ließ. Sie sprang hastig in die Höhe, und den Peignoir beiseite, einen Blick in den Spiegel werfend, fragte sie das die Tür öffnende Kammerkätzchen: „Der Herr Herzog, Kifette?“

Der Herr Magister stuzte bei dem gespannten Tone dieser Frage, die Zofe aber antwortete mit einem spöttischen Lächeln: „Nein, der Herr Magister, gnädige Gräfin.“

Gräfin Eleonore war eine anmutige, stattliche Dame von höchstens vierundzwanzig Jahren, deren schlanken Wuchs und vornehme Haltung der modisch reiche Anzug von weißem Silberbrokat, wie die Rosengarnierung im hochgetürmten Toupé gar vorteilhaft hoben. Sie hatte mit Recht für die schönste Frau an dem in Deutschland noch immer schönheitskundigsten Hofe von Sachsen gegolten, daher man ihrem Liebreiz sogar die offen an den Tag gelegte, aus der Heimat herübergebrachte Anhänglichkeit, sowie die gegen die sächsische Biagsamkeit verstoßende, kurz angebundene preußische Art und altväterische Sittenstrenge zugute hielt.

Sie betrat den Saal. Der geistliche Herr machte seine untertänige Reverenz, während seinem kleinen, grauen Auge kein Zeichen einer ungewohnten Zerstreuung und lauschenden Unruhe der schönen Hauswirtin entging.

„Sie bemühen sich selbst, Herr Prediger;“ mit diesen

Worten begrüßte sie ihn, „wie gütig von Ihnen bei dem üblen Weg und Wetter.“

„Ganz laulich die Luft,“ deprezierte der Angeredete, mit vorgehaltenen Händen und wiederholten Verbeugungen, „und es trippelt ja nur ein kleines winzchen, Gnädigste.“

Die Dame lächelte. „Sie freundlicher Sachse,“ sagte sie, „selbst das Wetter möchten Sie entschuldigen!“ Sie warf einen Blick nach dem Fenster, einen zweiten nach der Thür zurück und fügte darauf hinzu: „Aber Sie bringen mir Nachricht von meinem Knaben. Er war fröhlich, als Sie ihn verließen, Herr Prediger?“

„Munter und lustig, wie ein Schmerlchen im Bäckelchen; Gott behüt ihn, gnädige Gräfin!“ berichtete der geistliche Herr.

„Gut, daß das Kind auf dem Lande geborgen ist,“ versetzte die schöne Frau, „solange ich durch die Anwesenheit unsrer fremden Gäste —“

Sie stockte, denn der Herr Magister räusperte sich und senkte sein Auge zu Boden; nach einer kurzen Pause fuhr sie fort: „Und durch den Wunsch des Grafen an unser unruhiges Treiben gebunden bin.“

Gräfin Eleonore, deren jugendfrische Wangen das modische Schönheitsmittel der Schminke nicht bedurften und die eine leise Verlegenheit, oder Scham, oder was sonst das Blut in ein Angesicht treiben mag, niemals verleugnen konnte, errötete bei diesen Worten unter einem Blicke, den ihr geistlicher Sorger einen Moment rasch zu ihr in die Höhe schlug und, selber errötend, ebenso rasch wieder fallen ließ. Ihre großen, blauen Augen ruhten eine Weile prüfend auf dem kleinen, faltigen Gesicht ihr gegenüber;

beide schwiegen; dann strich sie mit der Hand über die Stirn, setzte sich und gab ihrem Besucher ein Zeichen, das gleiche zu tun, indem sie, mit ihren Gedanken offenbar weit anderwärts, eine Frage nach seinem Wohlbefinden an ihn richtete.

Magister Gutfreund ließ sich an, die Mutmaßung eines möglichen Wohlbefindens seiner oder irgendwelcherseits unter dem Kreuze, das Gottes grausame Geißel über diese Gegend verhängt habe, des weitläufigsten von sich abzuwehren, sah sich aber gezwungen, den Ausfluß seiner Entrüstung wie seines Erbarmens vor der Zeit zu hemmen, denn die Dame, nach einigen ungedulbigen Blicken auf die Pendüle, erhob sich und fiel ihm mit einer lebhaften Erklärung in die Rede, die seinen politischen Antagonismus, wie vorhin in dem Gespräche mit dem Wachtmeister-Kammerdiener, in die zeitläufige Bahn führte.

„Sie sind im Begriffe,“ sagte sie, „unsern alten Disput zu erneuern, Herr Prediger, wenn sich mit einem so frommen Herrn wie Sie überhaupt disputieren läßt. Sie sind ein alter Sachse. Ich bin eine Preußin. Auf Ihren Boden verpflanzt, kann ich von meiner heimischen Liebe, von dem Glauben an meinen Helden und König so wenig lassen, als Sie von Ihrer angestammten Treue. Sie trauern um einen schutzlosen Herrn, ich halte mich an den Anker eines emporstrebenden Vaterlandes. Sie in Ihrem beschränkten Kreise seufzen über die eingäscherten Hütten, ich, die ich an dem Hofe Ihres Brühl, und leider nicht an diesem allein, eine ungeahnte Fäulnis wahrgenommen habe, ich preise den Sturmwind, welcher das reinigende Element über verrottete Stätten trägt, und

•

ich danke dem Himmel, der dieses Feuer von einem Helden ausströmen läßt —“

„Von einem Tyrannen, Frau Gräfin!“ unterbrach sie der Magister, an der Stelle berührt, an welcher auch er widerborstig wurde.

„Wer damit anhebt, sich selber zu beherrschen, Herr Prediger,“ versetzte die Dame mit Würde, „der ist kein Tyrann und hat das Recht, strenge Maßregeln zum Heile einer großen Idee zu verhängen.“

„Ein Usurpator, ein Rebell auf dem Thron!“ rief eifernd der Sachse, — „ein Zerstörer geheiligter —“

„Geheiligtter Mißordnung, — sei es darum!“ entgegnete Gräfin Eleonore. „Auch die Sonne rebelliert gegen nächtlichen Dunst. Aber wie gesagt: meiden wir einen Gegenstand, über welchen wir uns niemals einigen werden. Wir wollen schweigend respektieren, was uns aneinander unbegreiflich scheint. Ist das Edelste im Menschen doch die Treue gegen das, was er liebt und was er seiner Verehrung würdig hält.“

Sie war während der letzten Worte mit einer erwartungsvollen Miene an das Fenster getreten; die Blicke des geistlichen Freundes folgten ihren unruhigen Bewegungen; er schüttelte den Kopf, ein sorgenvolles „hm, hm!“ entglitt seinen Lippen, seine Gedanken hatten offenbar eine andre Richtung genommen.

„Sie sagten etwas, mein Herr?“ fragte die Gräfin, auf ihren früheren Platz zurückkehrend.

„Um Vergebung, ich wollte etwas sagen, Frau Gräfin,“ versetzte der Prediger, das Auge fest auf sie geheftet, „ich wollte sagen, die Treue nicht gegen das, was er verehrt und was er seiner Liebe für würdig hält —“

„Nun doch wohl nicht gegen das, was er ihrer unwürdig hält?“ wandte lächelnd die Dame ein.

„Das wollte ich just nicht sagen, gnädige Frau.“

„Und was sonst, Herr Prediger?“

„Ich wollte sagen,“ erklärte der Magister mit Entschiedenheit, „die Treue schlechterdings, die Treue in unsrem von Gott verliehenen Amt.“

„Und wäre es nicht unsres Amtes, unsres innerlichsten, gottvertrauten Amtes, beharrlich bei dem Guten und Kräftigen zu stehen und das Schwache und Böse entschlossen von uns abzuwehren?“

„Unter Umständen nein, gnädige Frau. Denn wäre sonst die Treue eine Tugend und die Liebe ein Opfer? Unser Herr und Heiland hat sein teures Blut nicht vergossen für die Engel und reinen Geister des Himmels, sondern für uns arme Schwache und Sünder, denen sein göttlicher Vater ihn als Anwalt auf die Erde entsendet hatte.“

Gräfin Eleonore maß ihren Besucher mit einem langen verwunderten Blick. Was heißt das? – mochte sie denken. Er hat auf einmal den Tyrannen Friedrich samt allem sächsischen Kram seiner Umstandswörter vergessen und steuert direkt auf einen Zweck – aber auf welchen?

Der würdige Mann ließ sich indessen durch der Dame erstaunte Miene nicht irremachen, sondern fuhr eifrig und unerschrocken in seiner Rede fort: „Und desselbigengleichen sollen wir armen Schwachen und Sünder treulich erfunden werden nicht nur gegen die Guten und Starken, nicht nur nach Freiheit und Neigung, sondern auf jeglichem Posten, auf welchen der Herr uns gestellt, in erster Ordnung aber da, wo wir einen Schwächeren zu vertreten haben. Insonderheit, – nach Gelegenheit –“

Er stockte vor der Rußanwendung, die nun folgen mußte.

„Weiter, weiter, mein Herr!“ rief die Gräfin.

„Insonderheit,“ nahm er zögernd wieder das Wort, „insonderheit die Frau Gräfin, – nämlich – eine Mutter, will sagen – das weibliche Geschlecht – –“

Die schöne Frau erhob sich rasch und zog die Klingel. „Ich bedaure, Sie unterbrechen zu müssen, mein Herr,“ sagte sie mit einem Ton, den ihre sächsischen Freunde „preussisch“ nannten. – „Es gilt ein Ballfest, das der Graf arrangiert hat. Schnell anspannen und den Herrn Prediger nach Hause fahren lassen!“ setzte sie, gegen den eintretenden Lehmann gewendet, hinzu.

Der gute Magister hatte, mit einer Reihe untertänigster Bücklinge den Rückzug nehmend, seine aufbringliche Kühnheit zu entschuldigen gesucht. Jetzt, schon unter der Türe, galt es, noch eifrig gegen die beabsichtigte Heimführung zu protestieren.

„Beileibe nicht diese Umstände, Gnädigste,“ sagte er, „das winzige Endchen legt sich ja weit kommoder zu Fuße zurück.“ Und als seine Gönnerin bei ihrem Anerbieten beharrte, die einbrechende Nacht und den strömenden Regen in Erwägung ziehend, setzte er mit fast ängstlicher Entschuldigung hinzu: „Meine Gewohnheit, in der Dämmerung lustzuwandeln, Gnädigste, und draußen lehnt mein Parapluie. – Lasse Er das Fuhrwerk in Frieden, Lehmannchen. In Wahrheit, ich müßte mich ja schämen, so vielerlei Gliedmaßen an Menschheit und Vieh zu molestieren, lediglich um meinem alten Leichnam eine Güte zu tun. Insonderheit alleweile, wo der Beladenste sich nicht schonen darf und der gottlose Preuße selber die Ge-

spanne geraubt hat, um notdürftig den Acker für die Wintersaat zu bestellen.“

Mit diesem letzten Worte gegen den grausamen Reichsfeind und mit nochmaliger Reverenz war er, gefolgt von dem Kammerdiener, aus dem Saale verschwunden. Die Gräfin blickte ihm mit einem Ausdrucke fast von Rührung nach. „Er ist mitunter ein wenig langweilig, der gute Magister,“ sagte sie zu sich selbst, „unbescheiden aus überflüssiger Bescheidenheit, aber doch – wie wenige gibt es seinesgleichen!“

Sie ging einige Male mit hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder, zog dann noch einmal die Klingel und fragte, ob der Graf zurück sei.

„Noch nicht retour, Frau Gräfin,“ antwortete der Kammerdiener.

„Und der – Herr Herzog?“

„Sind retour, Frau Gräfin.“

Der Diener entfernte sich, sie blieb allein. Die Beredsamkeit ihres alten geistlichen Freundes kam ihr wieder in den Sinn. Daß ein Mensch so richtig handeln und so viel unnütze Worte machen kann! so hatte sie sonst gesagt, wenn ihr, der Kanzel oder seinem Privatgespräche gegenüber, wiederholentlich die Geduld gerissen war. Er ist zum Redner verdorben, der gute Magister, er sollte auf einem andern Plage stehen. Heute zum erstenmal wurde sie mit Herzklopfen inne, daß der Mann doch wohl auf geeignetem Plage stehen und daß er, ein scharf und fein blickender Seelsorger, im rechten Momente auch die rechten Worte finden möge. „O, er spürte die Lüge,“ flüsterte sie; „er sah mein Erröten. Mein Mann, sagte ich, wünschte meine Nähe, mein Mann hielt mich fern von

meinem Kinde und von meiner Pflicht? Und wenn er es täte, wenn er einen Willen zeigte, einmal einen Willen, und wäre es einen sträflichen Willen —“

Sie vollendete die Frage nicht und blieb sich die Antwort darauf schuldig, indem sie mit Gewalt eine peinliche Erörterung zu bannen suchte. Sie ging noch einige Zeit unruhig im Saal auf und nieder, setzte sich dann und versank, den Kopf in die Hand und den Fuß auf das glänzende Gitter vor dem Kaminfeuer gestützt, in rückschauendes Sinnen.

Die Bilder ihrer frühen Jugend zogen an ihrem Auge vorüber. Sie sah sich wieder fern am Ostseestrande, ein einziges, einsames, mutterloses Kind, unter den Augen des ernstesten, strengfordernden Vaters, des Kameraden Leopolds von Dessau; unter dem ersten Schimmer der über ihrem Lande aufsteigenden Helldensonne. Alle Erinnerungen ihres Stammes, alle Sagen ihres heimischen geistlich-ritterlichen Bodens, alle monumentalen Reste der Größe, alle Träume und Wünsche des jungen Herzens knüpften sich an kühne Fahrten und Taten; die rege Phantasie verklärte den preussischen Zopf zu einer ritterlichen Lockenmähne, das Blut prickelte ungeduldig in den Pulsen über Zinzendorfs Schriften und der lateinischen Grammatik des steifen Informators; mit Bier wurden die spärlichen Märchen und Minnelieder verschlungen, welche die ungünstige Zeit zutage förderte, die Welt der Träume wimmelte von kühnen Recken und Reissigen, und den kühnsten von allen, den tapfersten Ritter erkor sich die verlangende Phantasie zum Herrn. Nur einem Helden wollte die Heldentochter angehören. Und doch wurde sie die Gattin dieses Mannes, wurde es aus freiwilliger Neigung, ja

fast der väterlichen Mahnung zum Trotz. Hatte sie ihn geliebt? Glich er ihrem ritterlichen Ideale? Er stand vor ihr jung, schön, galant, ein froher Geselle, wie er ihrer Jugend gefehlt hatte, ein schmucker Kavalier, der ihrem Auge wohl gefallen durfte; ein Edelmann aus altem Stamm, das hieß ein Mann von Ehre und Adel nach ihrer Väter Glauben. Sie war zum erstenmal in der Hauptstadt, als er ihr huldigend gegenübertrat, hatte den ersten Blick getan in die wirkliche Welt und zu ahnen begonnen, daß sie bis heute geträumt. Sie währnte sich im Erwachen. Und dieses Erwachen zog sich durch Jahre ungeahnten Genusses und neuer Herrlichkeiten, an dem glänzendsten Hofe von Deutschland, in einer reizvollen Gegend, unter Gebilden der Kunst, unter Festen und Huldigungen, tändelnden Männern und üppigen Frauen, unter dem verlockenden Heroldsrufen eines Voltaire und Rousseau; ein goldener Morgen! wie hätte er ihre Sinne nicht blenden, nicht ihre Heldenbilder verbunkeln sollen in seinem grellen Kontraste gegen den fahlen heimischen Strand? – Doch jählings, der Griff eines Helden in diese gleißende Welt, und welche Rehrseite des anmutigen Bildes! Das, was so schön schien, wie verblichen, und die verblichenen Träume, ach, wie so schön! Und der, welcher ihr Hort und Führer sein sollte in dieser streitenden Welt, der, dessen Lächeln sie geweckt hatte aus ihren Kindertäumen, der froh lächelnde Mann auch heute noch, ihr Mann, der ihre – –

Sie fuhr in die Höhe und machte in heftiger Bewegung einen Gang durch das Zimmer. „O, daß er ein Mann wäre!“ rief sie aus, „daß er aufbrauste in diesem Wettersturme, daß er ein Schwert ergriffe, und wäre es gegen

mein eigen Blut! Armseliger Mann, er spottet meines Preußen, denn er liebt, nein, er kennt kein Vaterland! Gottlob, daß du mir leuchtest, glorreicher Stern über meinem Volk! Ja, ja, es gibt noch Helden, und nur die Ritter meiner Träume, des Herzens Ritter, ihre Zeit lief ab! Alle, alle?" flüsterte sie, indem sie sich auf ihren früheren Platz zurücksetzte und eine neue Erscheinung sich dem inneren Blicke entgegendrängte. Der fremde Gast ihres Hauses, der Gegner ihres Königs, ihres Gatten Freund, – er, dessen Ahn der Schild der Ehre hieß –?

„Seine Durchlaucht, der Herr Herzog von Crillon!“ – rief, die Flügeltüren auseinanderschlagend, der Wachtmeister-Kammerdiener.

Der Gemeldete, der noch junge, schöne Maréchal de camp, Herzog von Crillon, der Meldung auf dem Fuße folgend, trat mit raschen Schritten auf die Dame zu, deren Hand er an seine Lippen zog und die er mit schmeichelnder Entschuldigung begrüßte:

„Ich bin ein Egoist, Madame,“ sagte er, „der mit den Augenblicken geizt, in welchen ihm die holdeste Nähe gegönnt ist. Aber ich störe. Sie waren in Gedanken, Frau Gräfin?“

„Ich träumte nur ein wenig, Herr Herzog,“ entgegnete Eleonore lächelnd, indem sie auf einen Sessel an ihrer Seite deutete, „weil ich allein, zwischen Puz und Tanz, just nichts Besseres zu tun wußte.“

„Und von was, von wem träumten Sie, schöne Frau?“ fragte Herr von Crillon, Platz nehmend.

„Ich träumte von einem Helden, Herr Herzog,“ antwortete die Dame mit einem Anflug schelmischer Koketterie, der zu dem Stil ihres Wesens im Grunde wenig paßte.

„Von Ihrem Helden, Madame? Ihrem Einzigen! Immer nur ihm!“ rief der galante Franzose. „Glück, seliger Preußenkönig, beneidenswert, dem Hasse einer Welt zum Troß.“

„Sie irren, mein Herr,“ versetzte Eleonore. „Ein Traum hat nicht eine so präzise Gestalt, und König Friedrich schießt sich gar wenig zu einer Erscheinung, welche einer Frau in der Dämmerstunde aufsteigt; er ist der Held des Tages, der Held des Lichtes und des Gedankens. Mein Träumen war mehr eine Grübelelei. Was macht den Helden, Herr Herzog?“

„Der Mut und die Treue, Madame,“ sagte Herr von Crillon.

„Die Treue?“ wendete die Gräfin ein wenig verwundert ein, „die Treue gegen wen?“

„Wenn er ein König ist, die Treue gegen sich selbst, wenn er ein Edelmann ist, die Treue gegen den König.“

„Und wenn er von beiden keines sein sollte, mein Herr?“

„Dann weiß ich von keinem Helden, Madame.“

„Begnügen wir uns dann mit denen, von welchen Sie wissen, Herr Herzog,“ versetzte Eleonore mit einem Anflug von Spott, „und setzen wir den Fall, daß der König eines Edelmanns ein Schwächling wäre, wie dann, mein Herr?“

„Dann bindet die Ehre die Treue auch an den Schwachen und macht ihn stark,“ versetzte Herr von Crillon mit Würde. Darauf aber zu seinem leichteren, verbindlichen Ton zurückkehrend, fügte er hinzu: „Madame, Ihr König, schwach zur Stunde, ein Schwächling ist er nicht, dafür sei Gott; Sie aber sind eine Heldin, schöne Frau, um der Treue willen, mit welcher Sie zu ihm stehen, im eignen Haus,

im eignen Land, wider eine feindliche Welt, und ich beklage es, ja, ich beklage es, in einem wenig ruhmvollen Kampfe auch Ihr Antagonist geworden zu sein.“

„Ei, ei, Herr Herzog, wie soll ich diese plötzliche Entmutigung deuten?“ fragte die Gräfin mit neckendem Augenstrahl.

„Entmutigung? Sie lächeln selber, Frau Gräfin,“ entgegnete der Herzog. „Mut ohne Widerstand hieße sein Gegenteil. Ihrem starken, siegreichen König Halt zu gebieten, wäre uns eine Ehre gewesen. Den Geschlagenen, Bedrängten, Verzweifelnden übermächtig noch einmal anzugreifen, dünkt mich nahezu eine Schmach für den französischen Namen.“

„Hoffen Sie denn mit mir, daß Sie die Angegriffenen sein werden, Herr Herzog,“ versetzte die Gräfin mit dem Tone eines ernstgemeinten Scherzes, daher ihr Gegenüber es denn auch an einer eifrigen Zurechtweisung nicht fehlen ließ.

„Es wäre Tollmut, – Desperation, schlimmer: es wäre Torheit, Madame. Diese ärmlichen, müdegehehten Trümmer von Kollin gegenüber einer französischen Armee! Wir zögern, wir schonen ihn, – seinen deutschen Feinden zum Troß, er sieht es; wir gönnen ihm Zeit zu unterhandeln, und ich ehre Ihren König, den Zögling französischer Weisheit, zu hoch, um zu wähen, daß seine Bravour der einfachsten Logik hohnsprechen und selbstmörderisch seinen tapfer begründeten Ruhm dem Gelächter Europas preisgeben sollte.“

„Oder auch ihn unsterblich machen!“ entgegnete die Preußin stolz, setzte aber nach einer kleinen Pause lächelnd hinzu: „Ein Disput des Blinden um die Farbe, nicht so,

Herr Herzog? Was versteht eine Frau von Helden und Heldentum?"

„Sie versteht sie zu ehren, sie versteht es zu lohnen, Madame,“ erwiderte der ritterliche Franzose. „Was helfen Ihrem König seine Siege, wenn, wie man sagt, nicht die Hand einer schönen Frau den Kranz auf seine Stirn drückt?“

Er zog während dieser Rede die Hand der Dame an seine Lippen, just als der rechtmäßige Besitzer dieser Hand in das Zimmer trat. Die Huldigung seines Gastes in Wort und Bewegung konnte ihm so wenig als das Erröten der anmutigen Wirtin entgangen sein, auch preßte er einen Moment die schmalen, purpurroten Lippen ärgerlich übereinander. Schnell jedoch hatte er sich besonnen, daß sächsische Lebensart französischer Feinheit und Freiheit nichts nachgeben dürfe, und mit einer arglosen Courtoisie, die man andrerzeit und andernorts vielleicht Frivolität genannt haben würde, verbeugte er sich nach beiden Seiten und rief: „Glücklich retourniert, mon duc? Und Sie, teure Eleonore, Ihre Migräne zu rechter Zeit überwunden? Scharmant, ganz scharmant!“

„Migräne, Moriz?“ fragte seine Gemahlin äußerst verwundert.

„O, diese böse, plötzliche Plage, Migräne!“ entgegnete der gewandte Herr, die Achseln zuckend. „Hatte ich doch kaum noch gehofft, Sie auf dem Valle zu begrüßen, Feuerste. – Sie werden sehr nachsichtig sein müssen, Herr Herzog. Ein Impromptu, ein ärmliches Landstädtchen! Wahrhaftig, wir müßten uns schämen, wenn wir nicht hoffen dürften, bald an würdigerer Stätte Ihnen die Honneurs unsers Landes zu machen und zu zeigen, daß wir aufmerksame Zöglinge des Ihrigen gewesen sind.“

„Die Schönheit adelt die bescheidenste Stätte,“ entgegnete Herr von Crillon mit ehrfurchtsvoller Reverenz gegen die Dame.

Sie machte lächelnd eine leichte, ihr Eheherr, gleichfalls lächelnd, eine tiefe Verbeugung gegen den Galanthomme, als der Kammerdiener eintrat und die bereithaltende Sänfte der Frau Gräfin ankündigte. Herr von Crillon verließ rasch das Zimmer, einen augenblicklichen Aufschub erbittend; der Graf aber, nach einem scheuen Rundblick, sagte, hastig auf seine Gemahlin zutretend, mit flüsternder Stimme: „Du wirst nicht auf den Ball gehen, Eleonore.“

„Nicht auf den Ball gehen, Moriz?“ versetzte sie verwundert, indem sie den goldenen Fächer von dem kleinen, kunstvoll aus Schildkrot geschnittenen „Tresorchen“ herunterlangte.

„Du wirst nicht gehen, sage ich.“

„Ich verstehe Sie nicht, Graf.“

„Nichts Verständlicheres, sollte ich meinen, Gräfin, als die Galanterien, den Affront dieses Franzosen sich nicht unter den Augen aller Welt gefallen lassen zu wollen.“

„Nichts Verständlicheres sollte ich meinen, Graf, als einen galanten Affront – gesetzt, daß es sich um einen solchen handelt, sich am wenigsten unter seinem eignen Dache gefallen zu lassen, und den, welcher ihn uns zufügt, mit allen Zeichen der Ergebenheit zu überhäufen.“

„Er ist ein Franzose, ein Freund, ein Gast.“

„Und Sie sind sächsisch-polnischer Kammerherr, allerdings. Indessen, Sie haben mich nun einmal in Gegenwart dieses Ihres Gastfreundes zu diesem Feste ihm zu Ehren eingeladen –“

„Façon de parler, Scherz – –“

„Schade, daß ich Ihren Ernst so wenig habe kennen lernen, um diesen Scherz nicht für Ernst zu nehmen, und daß ich nun keinen Grund sehe, der eine so späte Korrektur der Auffassung rechtfertigen würde.“

„Eine Frau braucht keine Gründe für einen veränderten Entschluß. Einfälle, Zufälle, Launen, Vapeurs, – eine Migräne sind ihre Râson.“

„Nicht die meine, Graf; und bei der meinen werde ich beharren, bis Sie mir in Ihres Freundes Gegenwart durch Ihren ausgesprochenen Willen eine triftigere aufnötigen.“

„Und mich ridicule mache, als deutscher Lustspielhobereau! Ich danke Ihnen, Frau Gräfin, ich danke vieltausendmal!“

„Nun, auch ich habe keine Lust, mich lächerlich zu machen, und darum auf Wiedersehen in der Menuett, Herr Graf.“

Mit dieser Schlußerklärung und einer spöttischen Verbeugung wendete die stolze Dame sich nach der Thür; der gereizte Eheherr aber schien nicht geneigt, als Überwundener auf dem Kampfplatze sich mit dem Nachsehen zu begnügen. „Lore, du bleibst!“ rief er aufgebracht, sie bei der Hand zurückhaltend. Da aber just der Urheber seines Unwillens in den Saal zurückkehrte, führte er diese Hand mit bewundernswerter Fassung in tändelnder, ehemännischer Laune an seine Lippen. Seine Gemahlin entzog sie ihm rasch mit verächtlicher Miene; unwillkürlich strich sie mit den Ranten ihres Taschentuches darüberhin, als ob sie die Spuren heuchlerischer Feigheit von ihrem Körper löschen wollte.

Herr von Crillon war unterdessen näher getreten, der

schönen Frau mit einer schmeichelhaften Apostrophe, würdig eines Voltaire, leider aber unsrer Kenntniß verbaliter nicht aufbewahrt, ein Bukett feinsten, den natürlichen gleich duftender Pariser Blumen darbietend. Stumm, geteilt zwischen Verlangen und Verlegenheit, zögerte sie, es entgegenzunehmen, bis der Gemahl lächelnd, mit der glücklichsten Unbefangenheit die Mittlerrolle ergriff und, nicht ohne obligate Verbeugung gegen den Geber, es aus seiner Hand in die ihre legte. „Mit dem Schwert in der Hand, oder mit dem Minnezeichen,“ rief er aus, „preux chevalier und seines Sieges gewiß.“

Noch war der allseitige Dank und Gegendank für dieses kavalierische Impromptu in tiefen Reverenzen nicht erledigt, als der Kammerdiener von neuem auftrat, die harrende Equipage des Herrn Grafen anzumelden. Der Herzog faßte die Fingerspitzen der Dame, sie ihrem Behikel zuzuführen, der Eheherr blieb einen Moment im Saale zurück, den sich Entfernenden einen Blick nachschleudernd, so grimmig, als es seinem im Grunde ziemlich harmlosen Augenpaare möglich schien.

„Sie trotzt mir,“ murmelte er. „Nun denn Troß gegen Troß, Madame. Noch ist es Zeit! Glücklicher Zufall, daß ich die Kundschaft oben bei dem Hildburghausen atrappiert habe. – Die Garnison rückt in der Frühe über den Fluß. Zurück, immer wieder zurück, dieser Soubise. Aber diesmal mir erwünscht. – Am Nachmittag brechen wir auf nach Dresden, nach Warschau, wenn es sein muß, sie darf, sie soll diesen Franzosen nicht wiedersehen.“

Befriedigt lächelnd folgte er den Borangegangenen und langte im Hausflur an, als eben die vergoldete Porteschaise seiner Gemahlin aus derselben getragen ward. Gast

und Wirt bestiegen alsobald die bereitstehende Karosse und fuhren einmütig selbender zu dem Feste, das zu Ehren der fremden Freunde und Erretter gefeiert werden sollte. In kaum einer Minute standen sie, des überholten Tragsessels harrend, in der Torfahrt zum „Goldenen Scheffel“.

Die Kultur in unserm Städtchen war vor mehr als hundert Jahren keineswegs so weit gediehen, um auch die Propyläen einer Ergöglichkeit einer Dekoration bedürftig zu erachten. Der unverdeckte Kinnstein floß inmitten eines halsbrechenden Pflasters, der Blick in einen morastigen, mit Schuppen und Karren gefüllten Hof lag frei geöffnet, die Düfte nachbarlicher Ställe mischten sich mit denen des Wildbratens und polnischen Karpfens, mit dem Bier und Tabakqualm, die aus Küche wie Schenkstube drangen. Der kurfürstliche Kammerherr bemerkte und erwiderte achselzuckend das epigrammatische Lächeln seines hohen Gastes von der Seine, dabei aber verneigte er sich höflich grüßend nach allen Seiten, reichte den eintretenden Huldinnen des Kreises seinen Arm zum Geleit bis an die Treppe, welche nach dem Tanzsaal im oberen Stockwerke führte, erinnerte die stattliche Gemahlin des Herrn Amtshauptmanns an ihre Zusage der ersten Menuett, küßte mehr als einer Schönen zum Willkomm die zarte Hand, er lächelte, er lispelte, er wigelte, er schwebte auf und nieder, mit einem Worte: er war ein würdiger Epigone der großen Epoche des galanten Sachsens, der kurfürstliche Kammerherr Moriz Graf von Fink; nicht das seelenkundigste Auge hätte auf dieser wolkenlosen Stirn gelesen, daß ein gewaltiger Entschluß in ihrem Innern reif geworden war.

Wir wollen mit dieser Andeutung keineswegs eine bäng-

liche Apprehension in dem Gemüte einer holden Leserin erwecken und beileibe nicht behaupten, daß das Blut eines Othello in den Adern unsres kursächsischen Kavalliers gekocht habe; ja, wir tragen billiges Bedenken, daß die Missetat des schwarzen Afrikaners, wäre sie jenerzeit schon über den Kanal in die Musentempel der Elbe und Pleiße vorgebrungen, den zürnenden Eheherrs zur Bewunderung oder gar zu verbrecherischer Nachahmung hingegriffen haben würde.

Immerhin jedoch entbehrte er der Dosis Eitelkeit nicht, welche zu dem Mixtum der Eifersucht auch in einem weisen Männerherzen erforderlich ist und welche unter Umständen, nicht minder als die Leidenschaft, eine unberechnete Katastrophe zum Ausbruch bringen kann.

Die Sänfte der Dame, geleitet von zwei Windfackeln tragenden Heibucken, ließ nicht lange Zeit auf sich warten, und der artige Franzose eilte herbei, statt des nebenher schreitenden Kammerdieners ihren Schlag zu öffnen und seiner schönen Wirtin den Arm zum Geleit in das Festlokal zu bieten.

„Einen Augenblick, mon duc,“ rief indessen der herbeispringende Eheherr lächelnd, „die Damen lieben es, einen prüfenden Blick in den Spiegel zu werfen, bevor sie den Ballsaal betreten. – Ein Zimmer für die Gräfin, Herr Wirt!“

Unter den devotesten Bücklingen und Entschuldigungen, daß nur ein einziges, wenig standesgemäßes Kammerlein noch disponibel sei, öffnete der eifertige Scheffelwirt, dem bei seinen heutigen, unerhörten Obliegenheiten der Kopf unter der weißen Zipselmütze im buchstäblichen Sinne wirbelte und wackelte, die Thür eines langen, schmalen

Korridor, auf eine zweite am entgegengesetzten Ende desselben deutend, und sprang darauf in die Torfahrt zurück, wo seine Gegenwart von den verschiedensten Stimmen aus Küche und Keller gefordert ward.

Gräfin Eleonore hatte ihren Gemahl bei seiner unvermuteten, ihr völlig überflüssig dünkenden, fürsorglichen Forderung erstaunt angeblickt; um sich jedoch in keine auffällige Erörterung einzulassen, nahm sie rasch dem Wirt den Leuchter aus der Hand, schritt unmutig, beide Wände des Ganges mit der steifen, glänzenden Robe streifend, ihrem Gemahl voran und öffnete, seine nochmalige dringende Frage: ob sie darauf bestehe, den Ball zu besuchen, keiner Antwort würdigend, die Thür des angewiesenen Zimmers.

Der Herr Herzog von Crillon hielt es für angemessen, nicht länger im Torweg des „Goldnen Scheffels“ des rückkehrenden Ehepaares zu warten und statt dessen oben am Eingange des Tanzsaales den Posten als harrender Ritter einzunehmen. Zehn lange Minuten mochten auf diese Weise vergangen sein, als sein gräflicher Wirt erschien – ohne seine Frau Gemahlin.

„Die Damen sind incalculable, incommensurable, mon duc,“ sagte er, gewohnter Weise lächelnd, „eine verschobene Schleife, eine in der Nachtluft aufgelöste Locke – machen ihnen Migräne. Die Gräfin – –“

Die Klänge der eröffnenden Polonäse unterbrachen die Erklärung; der Graf reichte der Gemahlin des Landesstallmeisters, Freiherrn von Zettenborn, die Fingerspitzen und verschwand mit ihr im Gedränge des Saales. Über des Herzogs Wienien aber lagerte sich eine verdrießliche Wolke. Was sollte er auf diesem deutschen Kirmesfest

•

ohne sie? Er nahm im Nebenzimmer Platz unter einer Gruppe französischer Herren, welche so wenig wie er Lust bezeigten, die des Pariser Parkettes gewohnten choreographischen Künste auf den rauhen Dielen, unter den Staubwolken des „Goldnen Scheffels“ zu riskieren. Der Champagner floß, es wurde hoch pointiert; voran der Herzog, der seine Kühnheit, wie seinen Reichtum in den gewagtesten Sätzen dokumentierte. Er siegte und ließ sich besiegen mit gleichmütiger Noblesse. Unser Graf dahingegen, als der vornehmste der maîtres de plaisir, wetteiferte in kunstfertigen Pas mit den jüngsten französischen Helden. Die unerwartete Nachricht, daß die Besatzung in der Frühe des nächsten Morgens die Stadt zu verlassen und sich über den Fluß zu ziehen habe, schien ihn wenig zu überraschen. Er hatte ja früher als selbst sein kriegerrischer Gast diese Nachricht attrappiert, als er dem Commandeur en chef, Herzog von Hildburghausen, seine Aufwartung machte, wenige Minuten bevor im Polnischen Hause seine ehemännliche Galle so bedenklich aufgeregt werden sollte.

Und wo war Gräfin Eleonore während der Zeit, daß Gemahl und Cavalier sich dergestalt mit ritterlichen Spielen unterhielten? Ach, es wird schwer fallen, dieses unglückliche Opfer der Eifersucht in einer Situation darzustellen, die ihre Heldenrolle gefährlich zu beeinträchtigen vermöchte.

Wir sahen die Dame zuletzt mit hastigem Unmut, den Leuchter in der Hand und ein gütliches Nachgeben stolz verschmähend, die Schwelle des improvisierten Toilettenzimmers überschreiten. Der Gemahl hielt sich bescheidenlich vor der offen gebliebenen Türe, während sie rings an

den Wänden umherleuchtete und endlich den Spiegel in Form und Größe einer Schiefertafel entdeckte. Ein rascher Blick widerlegte ihre unbestimmte Erwartung einer der Redressur bedürftenden Unordnung; sie sah, daß alles gut und daß sie schön genug sei, um auch die schönste Nebenbuhlerin nicht zu fürchten. So eilig, als sie gekommen, wendete sie sich daher dem Ausgange wieder zu und war eben im Begriff, durch die Thür zu treten, als dieselbe, — der unfeine Ausdruck läßt sich nicht vermeiden, — als dieselbe ihr recht eigentlich vor der Nase zugeschlagen, der Schlüssel von außen umgedreht und hörbar abgezogen wurde.

Die schöne Frau prallt einige Schritte zurück und steht einen Augenblick wie in den Boden gewurzelt. Im nächsten aber ist sie mit einem Sprunge schon wieder an der Thür. Sie rüttelt am Drücker — das Schloß gibt nicht nach; sie ruft laut und immer lauter den Namen ihres Gemahls, ihres Dieners, des Wirtes selber — keine Antwort; sie lugt durch das Schlüsselloch — alles finster; jetzt stürzt sie nach dem Fenster und reißt es auf — aber auch hier schweigende, unenthüllbare Nacht. Keine menschliche Spur zu erkennen, keine menschliche Hülfe zu errufen — die schöne Frau ist eine Gefangene!

Bei dieser Entdeckung fiel unsre Heldin in einen Zustand, ja, er läßt sich nicht glimpflicher bezeichnen, in einen Zustand von Wut. Zornesröthe wechselte mit einer tödlichen Blässe auf ihrem Gesicht, ihre Glieder zitterten, die Brust rang nach Atem und Luft. Von oben herab vernahm sie die einladende Weise der Polonäse. Sie schleuderte das Pariser Bukett an den Boden, riß die Rosen aus ihrem Haar und trat sie mit Füßen, sie rannte im Zimmer auf

und nieder, die Hände krampfhaft gegen ihre Stirn geballt.

„O diese Feigheit, diese Gemeinheit!“ stöhnte sie mit einem konvulsivischen Lachen, das zu ihrer Erleichterung nach und nach in einen Tränenstrom überging.

Sie warf sich auf den niedrigen Tritt am Fenster, vergrub ihr Gesicht in die Hände, und während die heißen Tropfen auf das silberglänzende Stoffkleid niederrieselten, wechselte in ihrem Herzen ein Kreislauf qualvoller Empfindungen vom bittersten Hohn und Haß bis zu dem ihrer stolzen, mutigen Seele so ungewohnten Mitleiden mit sich selbst. Die Tränen versiegtten allmählich, sie versank in dumpfes Brüten, saß mit geschlossenen Augen gleich einer Schlafenden, während holbe Erinnerungen, Träume der Vergangenheit, wechselnd mit bedrohlichen Zukunftsbildern vor ihrem Geiste kamen und schwanden. Vom Saale herunter drang die Musik der verschiedenen Tänze, von der Straße herauf wirbelte der Zapfenstreich, sie hörte es nicht, sie saß wie erstarrt.

Endlich aber sprang sie auf mit einem jähen Entschluß. „Niemals, niemals,“ rief sie laut und leidenschaftlich, „nein, niemals werde ich in dieses Haus zurückkehren, niemals diesem Elenden wieder angehören. Pflicht um Pflicht, Treue bis in den Tod! Aber ausharren, wo man verachten muß, macht uns verachtenswert!“ Unwillkürlich fielen ihr bei diesen Worten die Forderungen ihrer beiden abendlichen Besucher wieder ein: „Treue schlechterdings“, und „auch an die Schwachheit bindet die Treue“, hatten sie gesagt, ein jeder in seinem Sinn. Seltsam, daß sie es just heute sagen, daß ihre Gedanken heute just diese Richtung nehmen mußten. Aber nein, nein. Die also sprachen,

es waren ein Priester und ein Soldat. Was wußte der eine von den Kämpfen eines weiblichen Herzens in den überfeinerten Zuständen der großen Welt? Was wußte der andre von den Leiden des Menschenherzens überhaupt? Gelte, was sie behaupten, für die Masse des stumpf in Arbeit und Notdurft ringenden Volks; sei es ein Gesetz für Männer unter irgendwelchem Panier, – eine Frau verliert ihren Adel, wenn sie sich an einen Unwürdigen heftet, die Gemeinheit überwältigt sie, wenn sie sich seiner Gemeinschaft nicht entringt.

Der Herzog, der Herzog? was war ihr dieser Mann? konnte sie sich einer Schuld bewußt werden? fühlte sie den Vorwurf auch nur eines sträflichen Gedankens, auch nur eines sträflichen Empfindens? Hatte ihr Gemahl auch nur einen Schatten von Recht, Schmach und Erniedrigung über sie zu verhängen?

Sie preßte die Hand gegen das Herz, sie suchte gleichsam seine Schläge zu zählen. Aber „Nein, nein!“ – rief sie auch jetzt, „ich tastete nach einem Ideal, um meinen wankenden Glauben zu stützen, ich tändelte mit einem Traum, um meine leer gewordenen Stunden zu füllen, aber selber meine Träume waren nicht meiner Treue feind. O, wohl der Frau,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „wohl der Frau, welche einem ungeliebten Manne ihre Treue verpfändet hat, aber einem Manne, der sie ehrt und dem sie vertraut. Doch einem in Neigung sich zugesellen und von Stunde zu Stunde, Schritt für Schritt seine Hohlheit innezuwerden, zu sehen, wie er jede Größe lächelnd bezweifelt und das Gemeine sich lächelnd gefallen läßt, wie er feige vor dem Mächtigen kriecht und ehrlos den Schwachen, ein Weib gar, mit Füßen tritt, das heißt

elend, das heißt elend sein wie ich. Zur Stunde erst ist dieses Elend mir klar geworden in seiner vollen, vernichtenden Bedeutung, und zur Stunde noch werde ich ihm entfl-, nein, nicht heimlich entfliehen, offen ihm ins Angesicht zerbreche ich die schmählische Fessel.“

Wieder saß sie eine Weile unbeweglich. Aber sie blieb nicht lange allein; eine zarte, liebliche Gestalt schmiegte sich an ihre Brust, und eine Kinderstimme stammelte: „Mutter, Mutter, was wird aus mir, wenn du mich verlässest?“ – „Mein Leo!“ – rief sie – „mein Knabe, dich soll ich lassen, ihm lassen, dich, mein einziges Kind?“ – Ihre Tränen strömten von neuem, sie rang verzweifelt die Hände. Aber auch jetzt faßte sie sich bald. „Nimmermehr!“ – rief sie entschlossen, „mir gehörst du, mir zuerst, mir allein; auch dich muß ich ja retten, retten von dem Fluche, eines Tages deinen Vater verachten zu müssen. Dich mir zu sichern, fliehe ich, entführe dich zu meinem Vater, zu meinem alten, herrlichen Vater. Er wird dich schützen, vor ihm wollen wir uns beugen. Unter seinen Augen sollst du ein Mann werden, ein Edelmann wie er selber, würdig des Helden, der seinen Zeyter über dich halten wird. Ein Kind, ein Weib, jeder Mensch vermag zu bestehen ohne das Glück, ja ohne die Liebe selbst. Aber Ehre und Ehrfurcht sind wie der Atem in unsrer Brust, entflieht er uns, steht das Leben still.“

Schnell entschlossen überdenkt sie den Weg und die Mittel zur Flucht; in heftiger Bewegung schreitet sie das Zimmer auf und nieder. Ein Duft von Blumen strömt ihr entgegen, ihr Fuß hat den Strauß berührt, den sie vor Stunden im Zorn von sich geworfen. Sie hebt ihn auf und blickt eine Weile sinnend in die künstlichen Kelche.

„Er,“ flüstert sie, „auch er würde uns schützen, würde mich freimachen und rächen. Aber schützen gegen wen? rächen an wem? Gegen deinen Vater, an deinem Vater, mein Kind, nein, nein! Auch er darf meine Flucht nicht ahnen. – Kein buhlerischer Schein auf ein bis heute makellofes Leben – auf das Andenken deiner Mutter, mein Sohn, deiner Tochter, mein Vater, auf das Andenken einer Preussin in fremdem, verderbtem Land.“

Es mußte schon tief in der Nacht sein, als ihr Plan fix und fertig war. Von der Straße, vom Hofe herauf kein Laut. Nur über ihr fast ohne Unterbrechung die Musik der wechselnden Tänze.

Sie öffnete leise das Fenster und spähte hinaus in den düsteren Raum. Ein Lichtstrahl, von einem Seitengebäude streifend, ließ sie allmählich einen engen, kleinen Seitenhof, nach der Landessprache einen „Schlüster“, unterscheiden, auf welchen das Fenster mündete. Ein Haufen von Schutt und Scherben unter demselben mußte das Entkommen erleichtern.

Sie nestelte nun hastig die Bitternadeln aus ihrem Haar, die Diamantgehänge von Brust und Ohr, nahm Kollier und Armspangen ab und verbarg sie in ihrer Poche. Wenn der Brokat des Gewandes nur ebenso leicht zu verhüllen gewesen wäre! Aber Lehmann mußte ja die dunkle, warme Saloppe bei sich haben und ihrer längst in Begleitung der Sänfte im Hause harren. Auf diesen treuen Mann konnte sie bauen. Er war ihr aus der Heimat mitgegeben als zuverlässiger Diener, ja fast als Freund. Hatte sie ihn aufgefunden, war sie geborgen. Nun herzhast auf die Brüstung des Fensters und mit einem mutigen Sprunge in die Freiheit!

Der Kopf, die schlanken Schultern waren glücklich durch die schmalen Fensterflügel geschlüpft, aber, o weh! jetzt ist sie gebannt, der standfeste Reifrock hindert das Entkommen. Sie muß noch einmal zurück, sich der modischen Fessel zu entledigen. Da steht das eiserne Gerüste gleich einem Haus, das erste Hinderniß auf neuer Bahn, ein Symbol des Herkommens, mit dem sie bricht. Nun mit frischem Mute noch einmal auf die Brüstung – ein rascher Sprung, und die Gefangene ist frei!

Lastend gleitet sie längs der Mauer dahin und hat bald den Ausgang nach dem großen Hofe erreicht, den ein Schimmer der einzigen, dunkel glimmenden Lampe der Torfahrt notdürftig erhellt. Hinter einem Karren geborgen rekonnoßiert sie das Terrain. Der Flur steht gefüllt von Sänften, der rückkehrenden Tänzerinnen harrend, aber die Träger und Diener haben sie verlassen. Man hört ihre klappenden Krüge und lärmenden Stimmen aus der Wirtsstube bringen. Nur eine einsame Gestalt hat Platz auf einer Bank dicht an der Hofthür genommen. Der Flüchtigen Herz schlägt freudig auf; der glücklichste Zufall erleichtert ihren Entschluß: es ist Lehmann, der Getreue!

Sie schleicht auf ihn zu, faßt seinen Arm und flüstert: „Folge mir, Lehmann!“

„Alle Teufel, Frau Gräfin!“ ruft der Diener erschreckt, als sähe er eine Spukgestalt.

„Still, still, verrate mich nicht, folge mir.“

Er ging ihr nach. Sie traten in eine Scheune, die heute abend als Remise aushelfen mußte.

„Sind wir hier sicher, Lehmann; kann uns niemand hören?“

„Höchstens eine Maus, gnädige Gräfin. Sie sitzen alle

in der Kneipe und laudermwelschen sächsisch mit den Französischen. Mir wurde der Spuk zu toll, ich –“

„Still, still, Lehmann, wir haben Eile, höre mich. Du bist meiner Familie von jeher ein treuer Diener, ja ein Freund gewesen. Du folgst mir gern, nicht wahr?“

„Gnädige Gräfin, bis in den Tod.“

„Ich danke dir, Alter; und nun merke auf. Mein Gemahl hat mich gröblich beleidigt. Ich werde nicht mehr in sein Haus zurückkehren.“

„Die gnädige Gräfin haben sächsische Lunte gerochen, juchhe!“

„Still, Lehmann, still, ich fliehe!“

„Wir fliehen!“ rief der Alte, vor Freude in die Höhe springend. Plötzlich aber schien ihm ein Bedenken aufzustoßen. Er kratzte sich am Kopfe und murmelte einige unverständliche Laute.

„Was hast du, rede!“ rief die Dame beunruhigt.

„Ich meine nur, Frau Gräfin, – nicht wahr –“

„Was meinst du? rasch, rasch!“

„Na, ich meine – – Wir fliehen, wir zwei beide, gut! Aber – na – na, was Französisches ist doch nicht zu dritt?“

„Schäme dich, Lehmann!“ sagte Eleonore, dunkel errötend. Dieser Argwohn selber in dem ergebensten Herzen war der erste Stein des Anstoßes auf ihrer Bahn. „Schäme dich! wir gehen nach Preußen zu meinem Vater.“

„Nach Preußen, hurra! nach Preußen!“ jubelte der Veteran. „Soll ich die Sänfte bestellen, Komtesse?“

„Behüte, Lehmann. Ich sage dir ja, daß ich nicht in des Grafen Haus zurückkehren werde.“

„Oder unsern Wagen?“

„Der würde mich verraten. Ich muß unbemerkt auf

preussisches Gebiet zu gelangen suchen. Wir gehen zu Fuß aus der Stadt.“

„Zu Fuß in diesen Flitterschuhen? Aber nur zu! Ich weiß schon Rat. Unter der Treppe hat die Hanneliese ihre Holzpantoffeln stehen lassen.“

„Das wird sich finden, Lehmann. Aber gib mir meine Sachen, mich friert.“

Sie hüllte sich in Saloppe und Abendschleier, welche der Kammerdiener bisher sorgfältig auf seinem Arm gehalten, und fuhr dann fort: „Wir müssen nun so rasch als möglich hinüber, meinen Leo zu holen.“

„Versteht sich, unser Leochen! Das Leochen muß mit nach Preußen!“

„Aber der Weg über die Brücke wäre zu weit und unsicher; wir würden entdeckt und verfolgt werden.“

„Gnädige Komtesse, wir schlagen uns durch.“

„Wir sind nicht im Feldlager, Lehmann, wir sind auf einer Reise und auf einer heimlichen Reise. Wir müssen einen nähern Weg nehmen. Der Fährmann Adam ist dein Freund, du kannst dich auf ihn verlassen?“

„Wie auf mich selber, Komtesse, eine ehrliche Haut bis auf die Knochen und zum Ausplaudern viel zu faul.“

„Nun gut, Lehmann. Wir gehen nach dem Fährhause; der Weg ist nicht weit und wenig belebt. Wir setzen über; ich warte im Dorfe bei der blinden Mutter Beit, bis du vom Gute den ersten besten Wagen besorgt und Leo mit seiner Bonne zu mir gebracht haben wirst. Du sagst, daß wir in der Frühe nach Dresden aufzubrechen gedenken, erregst so wenig als möglich Aufsehen. Du fährst natürlich selbst. Vor Tagesanbruch müssen wir aber schon über die Grenze sein. Hast du mich verstanden, Lehmann?“

„Bin nicht von Stroh, Komtesse.“

„So sieh dich in der Torfahrt um, ob ich unbemerkt hindurch kann.“

Der Alte ging und kehrte nach wenigen Minuten zurück, ein Paar schwere Klappantoffeln triumphierend in die Höhe haltend.

„Glücklich erwischt!“ rief er, „und keine Raze zu spüren. Nur dreißt zu, Komtesse!“

„Warum Komtesse?“ fragte die Gräfin, wehmütig die Pantoffeln betrachtend, die sie, das Geräusch zu vermeiden, noch nicht überzuziehen wagte.

„Na, nach Preußen, Komtesse,“ antwortete der Alte vergnügt; „und unsern Grafen, den wären wir ja los.“

„Noch nicht so ganz, Freund,“ entgegnete die Dame. „Bei der Gräfin Fink mag es sein Bewenden haben. Für diese Schuhe soll dein Fährmann die Magd entschädigen.“

Der Veteran ging voran, die Dame schlich hinter ihm drein über den Hof. Am Eingang zur Torfahrt blieb sie stehen und fragte leise: „Ist der Graf noch oben, Lehmann?“

„Zu Befehl, gnädige Gräfin.“

„Und der – Herr Herzog?“

„Auch noch, gnädige Gräfin.“

„Desto besser,“ murmelte sie mit bitterem Lächeln. „Sie tanzen, und ich – ich werde sie niemals wiedersehen.“

Sie traten in das Tor und wanden sich durch das Gewirre der Sänften. Noch aber hatten sie den Ausgang nicht erreicht, als eine Stimme von der Treppe die Gräfin erbeben machte. Es war ihr Gemahl, der nach den Sänfenträgern der Frau Amtshauptmännin rief.

Die Gräfin stürzte nach der Tür. Der Kiegel war vor-

geschoben, und ehe sie zu öffnen vermochte, war der Graf, seine Dame am Arm, am Fuße der Treppe angelangt.

„Steh still, Lehmann,“ flüsterte die Gräfin zitternd und hinter eine Sänfte schlüpfend, „hier, dicht vor mich. Rühre dich nicht, weiche nicht von der Stelle.“

Die Träger der Frau Amtshauptmännin erschienen auf den nochmaligen Ruf des Grafen. Er hob die stattliche Schöne in ihr Behikel, ihren vollen Arm küssend und einige galante Redensarten flüsternd. Eleonorens Herz klopfte zum Zerspringen – vor Unwillen in diesem Augenblicke mehr als vor Furcht. Das Tor wurde geöffnet. Die Sänfte verschwand. Der Graf sah sich ziemlich scheu im Flure um. „Die arme Eleonore,“ murmelte er, „die Zeit wird ihr lang geworden sein.“

Er bemerkte den Diener und befahl ein wenig kleinlaut: „Gehe Er hinein, Lehmann, und hole Er die Träger der Frau Gräfin.“

„Rühre dich nicht, Lehmann,“ flüsterte die Gräfin.

Lehmann rührte sich nicht. Sein Gebieter wandte sich gegen den Korridor, der zu dem verhängnisvollen Toilettenzimmer führte. Ein rascher Schritt auf der Treppe ließ ihn aber stoßen. Hinter der Thür verborgen, sah er seinen herzoglichen Gast herunterkommen und den Torweg durchschreiten, hörte ihn, als er stehend den Kammerdiener der Gräfin gewahr wurde, nach seiner Dame Befinden sich erkundigen. Ehe Ehren-Lehmann die schwierige Antwort gefunden hatte, stürzte der verlegene Eheherr aus seinem Versteck. Gewiß, er sah bleicher aus, als das Opfer seiner Rache; zitternd, mit einer Armensündermiene, machte er einen schwachen Versuch zu lächeln, indem er den Herzog bat, seine Equipage zu benützen und allein vor-

auszufahren, da er selber noch für eine Viertelstunde gefesselt sei.

Der Herzog ging aus dem Tor, der Wagen rollte von dannen.

Der Graf wischte sich den Angstschweiß von der Stirn.

„Rasch, die Träger!“ stammelte er, an Lehmann vorüber und in den Korridor schlüpfend.

„Rasch, rasch, Lehmann, hinaus!“ rief die Gräfin, stürzte hinter der Sänfte hervor und aus dem Tore. Lehmann folgte ihr. Das Haus bildete eine Ecke. Als die Flüchtigen kaum in die schmale Seitengasse eingebogen waren, hörten sie den wiederholten, angstvollen Ruf nach dem Diener aus des Grafen Munde. So war denn ihre Flucht ruckbar schon in dem Momente der Ausführung; eine Entdeckung, Ergreifung nur allzu möglich, jede Minute kostbar!

Eleonore flog durch die nächtlich einsamen Straßen gleich einem gescheuchten Reh. Der alte Diener vermochte kaum ihr zu folgen. Sie nahm sich nicht die Zeit, die unbehilflichen Überschuhe anzuziehen, ohne Umsehen durch dick und dünn, nur voran, nur fort, hinaus, hinüber, nur frei!

Vor dem Tore hielt ein französischer Posten die Wache.

„Diener und Kammerjungfer der Gräfin Fink,“ respetierte vernehmlich der alte Preuße.

Der Posten ließ das verdächtige Paar passieren. Eleonore mußte einen Augenblick innehalten, dann ging sie in etwas gemäßigerem Schritt durch die Vorstadt, die sich lang und schmal zwischen dem Flusse und seinem erhöhten Uferlande hinzieht. Die große Straße nach Leipzig führt durch diese Vorstadt, von deren letzten Häusern etwa

tausend Schritte entfernt das Fährhaus am Eingange einer auf die Höhen führenden Schlucht gelegen ist. Etwas weiter talab sieht man auf dem entgegengesetzten Ufer das gräßlich Finksche Dorf und Stammschloß, anmutig zwischen Wiesen, Weinbergen und Gärten gruppiert, die Aue überragen.

Gräfin Eleonore war bis jetzt in so leidenschaftlicher Aufregung gewesen, daß sie das Abenteuerliche ihres Unternehmens nur wenig in Betracht gezogen hatte; es schien ihr leicht, weil das Verlangen danach sie beherrschte. Jetzt, da für den Moment die dringendste Gefahr der Entdeckung beseitigt schien, in der feuchten, finsternen Nacht, längs des stillrauschenden Flusses an der Seite ihres stummen Begleiters dahinschreitend, tauchten nach und nach die Bedenken und Fährnisse deutlich vor ihrem inneren Auge auf. Eine junge Frau, ein zartes Kind in herbstlicher Jahreszeit, in kriegerischer Aufregung, ohne Geld und Gepäck, ohne jegliche Vorkehrung auf der Flucht weit über hundert Meilen nach einem unwirtlichen Lande! Denn eine Reise aus dem Leipziger Kreise nach der Ostsee war vor hundert Jahren beileibe kein Ragensprung, wie heute, und würde auch in friedlichen Zeiten von einem besonnenen Manne nicht ohne rechtsgültiges Testament, auf dem heimischen Amte niedergelegt, unternommen worden sein.

Aber die Tochter des alten preussischen Soldaten war so leicht keineswegs von einem gefaßten Entschlusse abzuschrecken. Sie besaß einen stolzen, energischen Willen, dessen Feuer sieben Jahre verweichlichenden Genußes nicht abgedämpft hatten und, was selten der Fall bei raschen,

phantasiereichen Naturen, sie besaß dabei eine kluge, umsichtige Art, die, ging Not an den Mann, die Mittel zu ihren Zwecken zu finden wußte. Mit einem Worte: unsre Heldin hatte Charakter. Sie konnte Böses und Gutes tun, was just nicht vielen, auch Männern nicht, gegeben ist, und in diesen Stunden, so schien es, stand sie auf dem Scheidewege zwischen beiden.

„Komme es, wie es wolle,“ sagte sie endlich abschließend zu sich selbst, „zurück kann und will ich nicht mehr. Nur mein Kind – und über die Grenze! Das übrige wird sich finden. Und wenn ich mich an den König selber wenden sollte. – Hast du Geld bei dir, Lehmann?“ fragte sie nach einer Weile, zu dem Diener gewendet.

„Dreißig Spezies! einen Gulden und zwei Zwanziger, Frau Gräfin,“ antwortete Lehmann.

„Welcher Mammon, alter Freund!“

„Meine gesamte Varschaft, gnädige Gräfin. Seitdem die fremden Raben im Lande hausen, hat einer ja nur noch, was er auf seinem Leibe bei sich trägt.“

„So wirst du mir vorschießen müssen, bis wir etwa in Halle meine Juwelen verkaufen und in Berlin den Kredit meines Vaters geltend machen können.“

Sie versank wieder in nachdenkliches Schweigen, bis sie nach etlichen Minuten vor dem kleinen, einsamen Fährhause standen. Es dauerte eine Weile, ehe Lehmann durch Klopfen und Rufen ein menschliches Wesen ermunterte. Das Fensterchen wurde endlich geöffnet, und eine weibliche Stimme brummte verdrießlich: „Der Fährmann ist nicht heim, 's kann nicht übergesetzt werden.“

„So lasse Sie uns ein, wir wollen auf ihn warten,“ sagte der Alte.

„Zum Kuckuck, warten!“ versetzte die Frau Fährmännin und wollte das Schößchen zuschlagen.

Aber Freund Lehmann streckte seinen einen langen Arm nach dem Fenster und packte ihre Hand.

„Sie ist noch im Traume, Hanne,“ sagte er, „so sperr Sie doch Ihre alten dummen Gucklöcher auf. Wir sind ja die gnädige Herrschaft von drüben.“

„Schöne Herrschaft, in stockpechrabschwarzer Nacht auf den Beinen und so'n Gebrüll wie'n preußischer Kanonier!“

„Kennt Sie denn den Lehmann nicht, Hanne? Steck Sie die Lampe an und riegle Sie auf, sonst trete ich Ihr die Tür in Stücke.“

Schon machte er Anstalt, seine Drohung auszuführen, als Mutter Hanne in der Tür erschien und, das Lämpchen vorhaltend, mit weit aufgerissenen Augen die seltsamen Gäste anstarrte.

„Weiß der Herr, die Gnädige,“ sagte sie verblüfft.

„Ich muß auf der Stelle hinüber,“ nahm jetzt die Gräfin das Wort. „Ruft den Adam, Mutter, rasch, rasch!“

„Nun eben, Gnädige, den Adam,“ versetzte Mutter Hanne gelassen, „aber der Adam ist ja eben nicht da.“

„Wo ist er?“

„Zum Fischen ist er.“

„Und wann kommt er zurück?“

„Wenn er was gefangen hat, kommt er möglich zurück.“

„So mag mich Lehmann hinübrudern. Leuchtet zum Rahn, Mutter.“

„Nu eben, zum Rahn! Aber der Rahn ist ja eben nicht da.“

„Wo ist der Rahn?“

„Der Adam sitzt drinnen und fischt.“

Ein Donnerschlag für die vor Ungeduld zitternde Dame. Sollte sie die unschätzbare Zeit mit Warten verbringen? Ein anderer Fischer hätte sie hinüberraubern können. Die lange Vorstadt, welche sie eben durchwandert hatte, war Haus bei Haus von Holzhändlern und Fischern bewohnt, deren Innung sich seit Jahrhunderten den Fluß entlang ansehnlicher Privilegien von seiten weiland Landgraf Ludwigs von Thüringen erfreute, zum Dank dafür, daß ein Bootsmann des Städtchens ihn nach seinem kühnen Sprunge aus dem Turme von Siebichenstein in den rettenden Kahn aufgenommen hatte. Sollte sie sich die Straße zurück nach der Vorstadt wagen, den großen Umweg nach ihrem Gute machen? Das nächtliche Wackklopfen mußte Aufsehen erregen, ein Erkennen war unvermeidlich, ein Entdecken von seiten ihres Gemahls nur allzu wahrscheinlich. Der Fährmann konnte jeden Augenblick zurückkommen. So schwer es war, stillhaltend zu warten, es schien räthlicher, als jenes Wagnis.

Sie folgte daher Mutter Hannen in deren Unterstübchen und bat sie, sich in ihrer nächtlichen Ruhe nicht weiter stören zu lassen.

Die brave Alte deprezierte: „Zu Bette gehen, derweile die Herrschaft im Hause auf der Lauer ist! Na, wenn der Adam heimkäme, da kriegt ich was Hübsches auf die Mütze!“

Ehren-Lehmann, als Hausfreund, gab lachend eine erläuternde Pantomime zu diesem Satze, die Dame aber fragte unwillig: „Er mißhandelt Euch, arme Mutter?“ Mutter Hanne schüttelte ihr ehrwürdiges graues Haupt.

„Was zur Sache gehört, bewahre, Gnädige, sonst nicht,“ antwortete sie.

„Was zur Sache gehört? Wie versteht Ihr das, Frau?“

„Herr Jechens, Gnädige, wenn eine einem zugeschworen ist, vor Gottes Altar!“

„Barbarische Ehestandslogik! – und Volkes Stimme Gottes Stimme, heißt es,“ murmelte die Gräfin.

Sie beschwichtigte indessen die Bedenklichkeiten ihrer Wirtin, indem sie versprach, die Verantwortung vor dem rückkehrenden Hausherrn zu übernehmen, und so zog sich denn Mutter Hanne zurück mit den Worten: „Nu eben, Gnädige, man wird eben alt, und sein bißchen Nachtruhe ist einem zu gönnen. Um sein Stündchen Kirchenruhe ist man so schon gekommen, seitdem der Friße so grausam auf dem Tapete ist.“

Die Gräfin setzte sich an das Fenster, die geschlossene Zimmerluft, Ofenrauch und Lampenqualm beklemmten ihren Atem.

„Wie diese Armen leben,“ sagte sie zu sich selbst. „Schätzt man es auch, was man vor ihnen voraus hat? Ich hätte weit mehr Gutes tun können. Der Graf ließ mir freie Hand. Mein Leben würde reicher gewesen sein, hätte ich mehr auf andrer Mangel geachtet.“

Doch weilten ihre Gedanken nicht lange in dieser philanthropischen Richtung; sie öffnete das Fenster, zog die Zobelzaloppe dichter um ihre Schultern und starrte durch die nur von einzelnen den Nebel durchbrechenden Sternen erhellte Nacht hinüber nach ihrem nahen und doch so unerreichbaren Schlosse. Der alte Diener hatte als Schildwache auf der Bank vor der Hütte Posto gefaßt. Mutter Hannes schnarchende Atemzüge in der Kammer,

das Unisono der plätschernden Wellen waren die einzigen Töne, welche die Stille unterbrachen und allmählich auch die aufgeregte Frau am Fenster in einen halben Schlummer lullten.

Wirre Bilder von Helden und Ungetümen, von Tänzern und Kämpfern, von Flucht und Verfolgung scheuchten sich beängstigend vor ihrem Sinn. Von Zeit zu Zeit sprang sie in die Höhe, machte einen Gang durch das Zimmer, störte das schwachglühende Lampenlicht auf und sah an der alten Schwarzwälder Uhr das erschreckende Vorschreiten der Stunden. Dann setzte sie sich wieder, um sich von neuen Halluzinationen beklemmen zu lassen.

Schwankend treibt sie auf heimischem Meere, ihren Leo fest an die Brust gedrückt; der Nordwind braust, hochschlagende Wogen drohen das Boot zu verschlingen. Vor ihr die rettende Düne, dort drüben das Vaterhaus. O, nur noch einen einzigen kräftigen Ruderschlag, alter Adam, und sie ist heim, sie ist frei! Da, da plötzlich am Strande lauern ein Punkt, eine Gestalt, ein elender Zwerg, aber immer wachsend und wachsend, von schattenhaften Gebilden gehoben, von dämonischen Sklavenhänden getragen, jetzt ist es ein Riese mit weit ausgreifenden Armen, Heiland der Welt, es ist ihr Gemahl – eine Spanne – und er faßt ihr Kind! – hinter ihm das Haus, es ist nicht ihres Vaters Haus, es ist sein eignes, lichterstrahlendes Schloß, feines, des Verfolgers! Entsetzt fährt sie in die Höhe, kalte Tropfen stehen auf ihrer Stirne, die Uhr schlägt vier. Wie fern hatte sie gehofft um diese Stunde zu sein, und nun noch immer harrend am Ufer! Aber was ist das? Das Schloß da drüben, vorhin in tiefem Dunkel, jetzt ist es erhellt, so wie sie es im Traume gesehen; flackernde

Lichter blinken durch die Scheiben, als ob hastige Schritte von Zimmer zu Zimmer stürmten.

Töblich erschreckt eilt sie hinaus vor die Tür.

„Hinüber, Lehmann, hinüber!“ ruft sie, „siehst du die Unruhe da drüben, mein Leo ist krank.“

„Behüte, Frau Gräfin, behüte,“ beruhigte der Diener, „der Herr Graf werden gekommen sein, uns zu suchen. Ein Glück, daß sie alles in Ruhe finden; hier haben werden sie uns nicht vermuten.“

„Du kannst recht haben, Freund,“ versetzte die Gräfin einigermaßen beschwichtigt, „indessen wir müssen jetzt eilen, ihn zu kreuzen. Der Graf wird sich drüben nicht aufhalten und mich weiter verfolgen. Komme es, wie es wolle, geh, schaffe einen Kahn. Im äußersten Falle suchen und finden wir Schutz bei dem König.“

Im Begriff, diesem Befehle zu folgen, hielt der alte Diener aufhorchend still.

„Was ist das, Lehmann?“ fragte die Gräfin gleichfalls stehend.

Man hörte Pferdegetrappel und flüsternde Laute auf der Straße hinter dem Hause.

„Hurtig hinein!“ rief Lehmann, die Gräfin in das Haus drängend. Kaum hatte sie das Zimmer erreicht, als dicht vor dem Fenster Tritte und Stimmen vernehmbar wurden. Sie verbarg die Lampe im Ofenloch und sich selber hinter dem geöffneten Fensterflügel. Im flüchtigen Sternlicht erkannte sie einen Trupp berittener Gestalten.

„Holla!“ rief eine Stimme, „das ist das Haus, wo wir das Licht schimmern sahen, holla!“

„Das sind preussische Leute,“ sagte die Gräfin zu sich selbst.

„Preußen! Preußen!“ rief Lehmann zu dem Fenster hinein.

„Wer spricht hier?“ fragte der Führer der Truppe vom Pferde herab.

„Ein Preuße!“ antwortete der alte Soldat, militärisch salutierend.

„Ist dies das Fährhaus vor dem Leipziger Thor?“

„Das Fährhaus, zu Befehl.“

„Ist Er der Fährmann?“

„Halten zu Gnaden, der bin ich nicht.“

„Wer ist Er?“

„Wachtmeister Lehmann, vormalß von Velling-Husaren.“

„Der bei Wolwig den Arm verlor?“

„Der nämliche, zu Befehl.“

„Ein braver Soldat. Wie kommt Er hierher?“

„In Diensten meiner Herrschaft, der gnädigen Komtesse von Loß, verehelichten Gräfin von Fink.“

„Der Frau des Kammerherrn drüben?“

„Seine gewesene, zu Befehl.“

„Sind noch Franzosen in der Stadt?“

„Marschall Soubise mit seinem Korps rückten vorgestern ab, eine Besatzung ist zurückgeblieben.“

„Wie stark?“

„Zirka dreitausend Mann inklusive derer vom Reich.“

„Der Herzog von Hildburghausen?“

„Logieren oben auf dem Schlosse.“

„Die Garnison zieht sich diesen Morgen zurück?“

„Diesen Morgen über den Fluß, zu Befehl.“

„Weiß Er in hiesiger Gegend Bescheid?“

„Zwei Meilen in der Runde jedweden Weg und Steg.“

„So folge Er dem Pikett und weise Er uns den Weg auf die Höhen.“

„Zu Befehl, alsobald ich meine gnädige Komtesse sicher an Ort und Stelle expediert.“

„An Ort und Stelle, wohin?“

„Nach Ganditten zu ihres Herrn Vaters Excellenz.“

„Da würden unsre Kanonen ein Weilchen warten müssen, Freund. Ich denke, die Frau Gräfin wird ihre Reise verschieben können, bis Er uns den Weg gezeigt.“

„Halten zu Gnaden, sie kann sie nicht verschieben. Wir lauern nur auf den Kahn, um unsern Junker drüben zu holen, danach geht's fort.“

„Wo ist die Gräfin?“

„Drinnen in der Hütte.“

„So laß Er sie drinnen, bis Er wiederkommt. Vor Tag ist Er wieder da. Allons! Marsch!“

Der alte Preuße stand einen Augenblick verlegen, was zu lassen oder was zu tun. Seine Gebieterin kam ihm zu Hülfe. Sie hatte das Zwiegespräch am Fenster mit angehört. Die Ankunft der Preußen war ein Zwischenfall, von dem sie nicht wußte, ob sie ihn für unheilvoll oder ermutigend halten sollte. Doch war sie zu einer glücklichen Auffassung gestimmt und sah ein, daß Widerstand unmöglich sei. Schnell entschlossen nahm sie daher die Lampe aus dem Ofen und trat unter die Thür.

„Tue, was der Herr dir befiehlt, Lehmann. Wir können nicht widerstreben,“ sagte sie; und sich würdevoll gegen den Führer wendend, setzte sie hinzu: „Ich stelle mich unter den Schutz der Ehre eines preussischen Offiziers.“

„Serviteur, Madame,“ versetzte trockenen Tons der Preuße.

Die junge, schöne Frau im silberglänzenden Gewande,

bei nächtlicher Weile, in der einsamen Fischerhütte war wohl eine wundernehmende Erscheinung selber für die just nicht zur Romantik geneigten preussischen Helden. Auch lief ein überraschtes Geflüster durch die Truppe, deren Führer einen Augenblick schweigend verharrete, sich dann zu einigen Zurückstehenden wendete und leise Worte mit ihnen wechselte. Nach einer Weile kehrte er, ohne der Dame zu achten, zu dem vormaligen Wachtmeister zurück. „Liegt die Garnison auf dem Schlosse?“ fragte er.

„Auf dem Schlosse und bei den Bürgern in der Stadt.“

„Und hier in der Vorstadt?“

„Keine.“

„Wo steht die übrige Armee?“

„Kantoniert in den jenseitigen Dörfern stromauf und ab.“

„Wie weit ist es von der Rippach bis zu den Höhen über der Stadt?“

„Raum eine Stunde, zu Befehl.“

„Weiß Er einen sicheren Übergang für schweres Geschütz?“

„Zu Befehl.“

„So folge Er dem Pikett, wir werden bei seiner Dame Wache halten, bis Er wiederkommt.“

Ehren-Lehmann machte kehrt mit einem ermutigenden Blicke auf die Gräfin, die er ja sicher in preussischem Schutze zurückließ. In wenigen Minuten waren die Tritte des Detachements in der Schlucht verhallt. Der Rest der Preußen, ihre Zahl ließ sich nicht im entferntesten bestimmen, schien sich rings um das Haus zwischen Berg und Fluß zu postieren. Alles schwieg; man hörte nur das

Wiehern und Stampfen der Pferde, das zufällige Klaffeln einer Waffe.

Der Reiter, der bisher das Wort geführt hatte, war abgestiegen und allein auf das Haus zugeschritten, unter dessen Thür Gräfin Eleonore noch immer in zweifelhafter Erwartung stand. In dem Augenblicke, als sie, ihrem unbekanntem Schutzherrn voran, zurück in das Zimmer treten wollte, erschallte von dem jenseitigen Ufer der Ruf: „Hol über!“

Der Preuße stutzte. Die Gräfin rief erschreckt:

„Der Graf, der Graf!“

„Welcher Graf?“ fragte der Preuße.

„Mein Gemahl, mein Verfolger!“

„Er wird seine Ungebuld zähmen oder durch den Fluß schwimmen müssen. Kahn und Fährmann, wie ich höre, sind nicht da,“ sagte der Unbekannte, indem er gelassen die Thür schloß.

Eleonore atmete erleichtert auf und trat in das Zimmer. Mutter Hanne, durch den preussischen Überfall nicht im mindesten in ihrem Morgenschlummer gestört, schnarchte gleichtönig in der Kammer fort. Die Gräfin nahm ihren früheren Platz am Fenster wieder ein und lauschte auf den vom jenseitigen Ufer noch öfter wiederholten Ruf nach dem Fährmann, bis endlich der Rufer, keine Erwiderung findend, sich zu entfernen schien.

Der Preuße hatte sich währenddessen auf der Bank im Ofenwinkel niedergelassen, und die Dame schielte forschend nach ihm hinüber, in der Hoffnung, ein früher bekanntes Gesicht zu entdecken. Aber er saß dicht in seinen dunklen Mantel gehüllt, den Hut tief in die Stirn gedrückt, den Kopf vorwärts gebeugt und das Kinn auf den Säbelgriff

gestützt, den er mit beiden Händen umklammerte. Diese Stellung und das Dämmerlicht des schwachen Ölflämmchens gestatteten keine weitere Untersuchung.

Jung und gefährlich schien der preussische Held indessen nicht zu sein, denn er machte keine Miene, sein Tete-a-tete mit der schönen Frau auch nur zu einem Gespräch zu benutzen. Dahingegen ließ sich, nach der Haltung der Truppe ihm gegenüber, seine höhere Stellung in der Armee kaum bezweifeln, und so faßte sich denn die Gräfin das Herz, ihn noch einmal um seinen Schutz anzusprechen und sich einen wichtigen Rat von ihm zu erholen.

„Eine glückliche Fügung“, begann sie nach einigem Besinnen, „scheint mir die Hülfe entgegengeführt zu haben, welche ich aufzusuchen im Begriff stand. Sie würden mich verbinden, mein Herr, wollten Sie mir die erforderlichen Schritte bezeichnen, um von Sr. Majestät dem König einen Geleitsbrief durch preussisches Gebiet zu erlangen.“

„Die Straßen in Preußen sind sicher, Madame,“ entgegnete der Unbekannte, „ein gehöriger Paß ist hinreichend Schutz und Geleit.“

„Ich weiß es, mein Herr. Aber eben diesen mir mangelnden Paß zu ersetzen, rechne ich auf ein königliches Wort, um es diesseitigen Reklamationen gegenüberzustellen.“

„Wessen Reklamationen, Madame?“

„Mit einem Worte, mein Herr, den Ansprüchen des Grafen Fink an mich oder meinen Sohn —“

„Seinen Sohn, Madame?“

„Allerdings.“

Der Preuße schwieg.

„Nun, mein Herr?“ fragte die Dame nach einer Pause.

„Sparen Sie sich die Mühe, Frau Gräfin,“ antwortete das unerschütterliche Gegenüber, „die preussischen Gesetze schützen keine Frau, die ihrem Manne davonläuft.“

„Mein Herr!“ fuhr die Gräfin beleidigt auf.

„Ist es nicht so, Madame?“ versetzte der Preuße gleichmütig, „desto besser, wenn ich falsch verstanden habe.“

„Ich bin eine Preussin, mein Herr —“

„Gewesen, Gräfin Fink, gegenwärtig sind Sie eine Sachsin. Sie müßten uns denn die Ehre erweisen, das Kurfürstentum als eine eroberte Provinz zu betrachten. Aber Preussin oder Sachsin, in diesem Falle gleichviel.“

„Ich bitte um Schutz auf dem Wege zum Hause meines Vaters, eines preussischen Edelmanns, und um Sicherheit unter seinem Dache für mich und meinen Sohn, einerlei aus welchen Gründen.“

„Nicht einerlei, Madame. Ein Kind gehört seinem Vater und eine Frau unter das Dach ihres Ehemanns.“

„Und wenn ihr die Ehre verbietet, unter diesem Dache zu weilen?“

„Die Ehre? Eine Frau hat keine Ehre, die ihr etwas verbietet, Madame.“

„Unverschämt!“ rief die Gräfin in höchster Entrüstung. Der Preuße versetzte desto gelassener:

„Beruhigen Sie sich, Frau Gräfin; was Ehre ist, wissen nur Männer, denn sie allein wissen für sie einzustehen. Bei den Weibern heißt das Ding anders.“

„Und wie heißt es, wenn ich fragen darf?“

„Es heißt Keuschheit und Treue, Madame.“

„Und welche Genugthuung soll aus diesem Quiproquo für eine beleidigte Frau beduziert werden?“

„Die Genugthuung einer übereinstimmenden Pflicht. Denn

gleichwie der Mann von Ehre seinen Posten nicht verlassen darf, – wie, zum Exempel, ich den meinigen nicht verlassen dürfte, bis der Wachtmeister Lehmann mich ablöst, – gleicherweise verpflichtet die Treue auch die Frau, auf dem ihrigen standzuhalten.“

„Und was nennen Sie den Posten der Frau, mein Herr?“

„Allemaal das Haus, in welchem ihre Kinder erzogen werden müssen.“

„Und wenn sie auf diesem Posten beleidigt worden ist?“

„Mag sie Hand über Herz legen und kein Geschrei erheben. Ein jeder Wachdienst hat seine Last.“

„Eine bequeme Moral für die hohen Herren, die ihre Beleidigungen rächen dürfen.“

„Au contraire, Madame, eine bequeme Moral für die schönen Damen, die sie nicht rächen, eventualiter sich auf einen Verteidiger berufen dürfen.“

„Ganz gut, mein Herr, insofern der berufene Verteidiger nicht zugleich der Beleidiger ist.“

„Madame, ein Mann, der seine Frau beleidigt, ist ein Poltron und hat alle Chancen, ein Pantoffelheld zu werden. Zu seinem Nutz und Frommen, versteht sich, und durch eine rasonable Frau. Möge sie denn in Gottes Namen die Hosen anziehen an seiner Statt, und weder er noch sie und ihre Schutzbefohlenen werden sich zu beklagen haben.“

Die Gräfin drückte ihr errötendes Gesicht gegen die Scheiben; ihr Herz hämmerte vor Unwillen. Wer war dieser Mann, der eine solche Sprache gegen sie zu führen wagte und der so unbeweglich in sich gekrümmt in jenem Winkel saß? Sie hätte dem höhnnenden Grobian die Tür

weisen mögen und fühlte sich doch in eigentümlicher Weise durch ihn imponiert.

„Ich sehe,“ nahm sie nach einer Pause noch einmal das Wort, „daß ich die gewünschte Auskunft von Ihnen nicht zu gewärtigen habe.“

„Wenn Sie eine andre gewärtigen als die ich gegeben: nein, Madame.“

„So werde ich mich ohne dieselbe an einen Höheren wenden.“

„Versuchen Sie Ihr Heil, Madame.“

Die bitterlich enttäuschte Frau versank in die beängstigendsten Grübeleien. Sonnenaufgang war nahe. Was sollte sie beginnen, wenn der ungeschliffene Soldat im Ofenwinkel recht hatte, der König sie nicht schützte, den Grund einer Scheidung, einer Trennung mindestens, nicht anerkannte, den Sohn dem Vater zusprach, die Gattin den Reklamationen des Gatten überlieferte?

Unter so qualvollen Erörterungen mochten Stunden vergangen sein; der seltsame Wächter hatte keine Muskel geregt, in unverändert gebeugter Haltung schien er in Schlummer gesunken. Kaum aber dämmerte der erste Morgenschimmer, so erwachte er oder belebte sich. Er ließ seine Uhr repetieren. Sechs Schläge. Ohne Gruß und Blick ging er aus dem Zimmer. Die Gräfin sah ihn der Mannschaft entgegenschreiten, die gleich einer Mauer zum Schutz um die arme Hütte gereiht stand und vor ihm in schweigender Ehrfurcht salutierte.

„Wer ist dieser Mann?“ fragte sich Eleonore von neuem. Ein jäher Blick durchzuckte ihr Hirn. „Herr der Welt!“ rief sie auffpringend, „sollte es — — ? Aber nein — unmöglich!“ — Seine Züge konnte sie auch jetzt nicht unter-

scheiden in dem grauen Oktobernebel, unter dem eingedrückt-ten Hut, dem in die Höhe gezogenen Kragen des Mantels. Aber diese kleine, fast dürftige Gestalt, diese nachlässige Kleidung und Haltung, dieser unelastische Gang, der kurze, ungewählte Ton, – nein, nein, so täuscht kein Ideal: so sah, so schritt, so sprach nicht der Held, der Dichter, der geistreichste Mann des Jahrhunderts.

Sie öffnete das Fenster, bog sich hinaus und folgte mit immer lauter klopfendem Herzen seinen Bewegungen, als er den Berg bis zur halben Höhe hinanstieg und durch ein Fernrohr die Gegend nach allen Seiten überblickte. Der Nebel senkte sich nach und nach, ein Pikett sprengte die Schlucht hinab an ihn heran. Eine kurze Meldung des führenden Offiziers, und der Unbekannte wendete sich rasch beweglich, ein veränderter Mann, nach dem Hause zurück. Ist er gewachsen in den wenigen Minuten? Welches Federwerk hat Nerv und Muskel gespannt? – Wer ist dieser Mann? – fragte Eleonore schier entsetzt und sah ihn plötzlich Auge in Auge sich gegenüber.

„Die Ablösung naht, Madame,“ redete er sie an. „Sie werden mir das Zeugnis geben, daß ich meinen Posten treulich gehütet habe. Tun Sie desgleichen, Gräfin Fink. Sie sollen in der Kürze auf demselben visitiert werden.“

Er reichte ihr nach diesen Worten mit einem gewinnenden Lächeln und mit einer Bewegung von so unnachahmlich einfacher Hoheit die Hand, daß unsre Heldin unwillkürlich erzitterte und sich bis zur Erde verneigte.

„Darf ich nicht wissen, mein Herr,“ stammelte sie schüch-tern, „wem ich die Ehre dieser Aussicht, wem ich so ritter-lichen Rat und Schutz zu danken habe?“

„Einem Preußen, Madame, und einem Freunde Ihres

braven Vaters," antwortete der Offizier. „Es war ein kräftiges Mark in dem alten Stamme der Loos. Sorgen Sie dafür, daß das letzte Reis, auf fremden Stamm gepfropft, unentartet Wurzel schlage. Auch die Treue hat ihr Selbentum wie die Ehre, junge Frau, und vielleicht sind es nicht die schwersten Kämpfe, die mit dem Schwert in der Hand zum Austrag kommen. ‚Zum Ehestand gehört mehr Herz, als in die Schlacht zu ziehen‘, hat eine Königin gesagt, die freilich nur bewiesen, daß sie keins besaß.“

Er wendete sich nach dieser Rede der Türe zu, Eleonore folgte ihm in unaussprechlicher Bewegung.

„O Gott, Sie gehen!“ rief sie unter hervorbrechenden Tränen, „alles verläßt mich, was soll ich tun?“

„Standhalten, haushalten, Ihr Haus halten, Gräfin Fink,“ versetzte zurückkehrend der Preuße. „Einst lautete der Ehrenspruch einer Frau: ‚Casta vixit, lanem fecit, domum servavit‘, das heißt auf deutsch – –“

„Ich weiß, was es heißt,“ fiel die Dame unter Tränen lächelnd ein, „aber wir sind keine Römerinnen.“

„Schlimm genug, Madame, denn wir brauchen wieder Römer,“ sagte der Preuße, indem er die Hütte verließ.

Er bestieg das bereitgehaltene Pferd und ritt die Anhöhe hinauf, gefolgt von der wachthabenden Truppe. Die aufsteigende Sonne vergoldete die klirrenden Waffen; der Berg, die Schlucht, die ganze Gegend schienen wie mit Zauberschlag lebendig geworden. Eleonore sah mit Staunen, daß sie die Nacht an der Spitze einer Armee zugebracht hatte.

In demselben Augenblicke bog der alte Diener, von der Wasserseite kommend, um die Ecke des Hauses.

„Kennst du diesen Preußen, Lehmann?“ rief ihm die Gräfin in atemloser Spannung entgegen.

„Welchen Preußen, Frau Gräfin? Sie sind alle da, alle!“ entgegnete der Veteran trunken, ja taumelnd in einem Freudenrausch.

„Den, der da oben reitet, Lehmann.“

„Die Sonne blendet mich, Frau Gräfin, aber sie sind alle da, alle!“

„Alle? – – auch der König?“

„Seine Majestät kommandieren die Vorhut, wie man sagt.“

„Lehmann, – sahst du ihn?“

„Und ob? Im Feuer von Molwitz zum letztenmal.“

„Ich meine heute.“

„Ich mußte ja die Batterien da oben auf die Berge führen. Links über uns, da stehen sie. Hurra, hurra! Nun pfeift der Wind aus preußischem Loche!“

„Aber dieser Mann, Lehmann – “

„Welcher Mann, Frau Gräfin?“

„Der diese Nacht hier vor der Hütte mit dir sprach.“

„Die Nacht war schwarz wie ein Bärenfell, nicht die Hand vor den Augen –“

„Lehmann – Lehmann, – ich glaube – dieser Mann war –“ Ehe sie den großen Namen genannt, machte eine Salve von der Höhe Haus und Tal erbeben.

Die Gräfin stand starr vor Schreck, der Veteran aber jubilierte:

„Das sind die Preußen, das ist der König! Nun fahre hin, Hildburghausen und Franzosenbrut: König Friedrich ist da, Fridericus Rex, hurra!“

„Einen Kahn, Lehmann, schaffe einen Kahn!“ unter-

brach ihn seine Herrin, in unsäglichter Angst, „hinüber, auf der Stelle hinüber!“

„Na, was sollen wir denn drüben, wenn die Preußen hüben sind?“ fragte Lehmann verwundert.

„Und drüben mein Kind, mein Kind!“

„Aber wie sollen wir denn hinüberkommen, wenn die Kugeln so mir nichts, dir nichts über das Wasser pfeifen?“

„Ich muß hinüber, ich muß! Mein Leo in Gefahr, mein Leo ohne Schutz! Komm, Lehmann, wir gehen durch die Stadt.“

„Unserm Grafen rectamente ins Garn? Na, warum sind wir denn da erst echappiert? Die Preußen haben sich zwischen uns geschoben, von einer Verfolgung — —“

„Was frage ich nach dem Grafen, was frage ich nach Verfolgung und Ehre; mein Kind, mein Kind!“

„Und hören Sie denn nicht diese Flintensalven, gnädige Gräfin? Wir nehmen die Stadt mit stürmender Hand. Nur erst die Windbeutel proper hinausgefegt, dann 'nüber und fort nach Ganditten! Sehn Sie doch, wie die Kugeln alle links nach der Brückenseite fliegen! Unser Leochen sitzt drüben wie in Abrahams Schoß, und wir desgleichen unter dem vorspringenden Berge.“

Die Dame mußte sich überzeugen, daß ihr alter Diener im Rechte, und daß Geduld haben und warten der einzige Rat sei, den sie sich selber zu geben vermöge. Aber was waren das für Stunden der Spannung und der Todesqual, die sie zu durchleben hatte! Händeringend ging sie aus der Hütte ins Freie und aus dem Freien in die Hütte. Das Geschützfeuer von oben, Flintensalven vom Tore her drängten sich von Sekunde zu Sekunde.

Das Getöse erweckte auch endlich Mutter Hannen aus

ihrem Morgenschlummer; doch nahm sie es kaltblütiger als ihre unfreiwilligen Gäste, so gewohnt war sie bereits der „preussischen Tathereien“ geworden. Sie schäfterte unbekümmert im Hause hin und her. „Wo nur der Adam steckt?“ war der einzige Ausdruck ihrer Gemütsbewegung.

Die Gräfin hatte ihren alten Platz am Fenster wieder eingenommen mit jener Ruhe, welche das eiserne Wörtchen „Not“ auch dem Bedrängtesten schließlich einzuflößen versteht. Aber das Abenteuer, dessen sie sich so kühn unterfangen, das sie so leicht ausführbar gewähnt hatte, in welchem zweifelhaften Lichte erschien es ihr jetzt! Die Mahnung vor der Gefahr hatte sie überhört, jetzt in der Gefahr mußte sie fühlen, was es heißt, seinen Posten zu verlassen. Stolz und Vorwurf rangen in ihrer Brust, Ratlosigkeit lehrte sie Unterwerfung. Was konnte, was durfte sie tun? Der ewige Zuchtmeister da oben, was war sein Wille, sein Gebot? Sie faltete ihre Hände und flehte inbrünstig: „Anwalt der Schwachen, lehre mich wollen, was stark macht; Herr und Vater, schütze, behüte mein Kind.“

Stimmen vor dem Hause unterbrachen ihre fromme Erhebung. Ehren-Adam war von der Stadtseite her zurückgekehrt, und der alte Wachtmeister, welchem unter dem Donner der Kanonen von der Höhe, dem Trommelwirbel und Gewehrfeuer von dem Tore her das Herz im Leibe vor Ungeduld kaum weniger zitterte als seiner schwer bedängstigten Gebieterin, quästionierte ihn in so polternder Hast, daß der gleichmütige Fischer, das glückliche Vor- und Ebenbild seiner Ehehälfte, kaum zu Worte gelangen konnte, auf die sich überstürzende Neugier Bescheid zu geben.

Jetzt aber schnitt die Gräfin alle Fragen und Erkundi-

•

gungen mit einem Zuge ab, indem sie hastig auf die Gruppe zutrat und unter allen Umständen an das jenseitige Ufer gerudert zu werden verlangte. Sie stellte die großmütigste Belohnung in Aussicht. Der Alte antwortete indes nur mit einem gelassenen Kopfschütteln.

„Es ist ja keine Gefahr, lieber Adam,“ bat die Dame, „Ihr seht, die Geschütze sind nach der Brückenseite gerichtet.“

„Geht nicht, Gnädige,“ antwortete der Alte, „geht nicht! der Kahn – –“

„Herrjemine, Adam, wo hast denn deinen Kahn?“ fiel ihm Mutter Hanne in die Rede.

„Am Brückentore angebunden, Hanne.“

„Aber warum denn, Adam?“

„Weil die Kugeln wie Hagel ins Wasser schmeißen, Hanne!“

„Aber wie hast denn runter kommen können ohne Kahn, Adam?“

„Küßlings am Berge, zwischen den Häusern hingebuckt, Hanne.“

„So schafft einen andern Kahn,“ flehte die Gräfin, „habt Erbarmen, lieber Adam, – drüben mein Kind, mein liebes Kind.“

„Geht nicht, Gnädige, wahr und wahrhaftig, geht nicht, solange das Feuern über der Vorstadt anhält.“

Noch einmal mußte sich die unglückliche Gräfin in Geduld fassen, an das Fensterchen setzen und den Blick nach ihrem Schlosse richten, oder dem Laufe der Kugeln folgen, die über die Häuser der Vorstadt hinwegsausten. Auch ihr Haus war dort bedroht, ihre Dienerschaft, ihr Gemahl waren es, und die junge Frau spürte an dem ängstlichen Klopfen ihres Herzens, daß ein siebenjähriges Band

doch nicht so gleichgültig gelöst werde, wie sie noch vor wenigen Stunden gewähnt hatte. In dieser vielseitigen Aufregung hörte sie nur mit halbem Ohr auf des alten Fischers knappe Mitteilungen über den Zustand in der Stadt. „Die Garnison ist schon zum Ausrücken auf dem Marktplatz versammelt, als die feindlichen Kanonen so unerwartet über ihren Häuptern erdröhnen. Die Preußen suchen durch das östliche und südliche Thor in die Stadt zu bringen, die Besatzung will den Eintritt wehren, bis sie selber sich über die Brücke zurückgezogen und mit der jenseitigen Armee vereinigt hat. Aber schon sind die Tore genommen, eine Schar Österreicher ist zu Gefangenen gemacht, nur an der Brücke halten französische Grenadiere noch tapfere Gegenwehr.“

„Wer kommandiert die Franzosen am Brückentor?“ fragt die Gräfin, in banger Ahnung von ihrem Stize auf-fahrend.

„Wög' der Herzog aus dem Poltschen Hause, Gnädige,“ antwortete der Fischer.

Leichenblässe auf dem Gesichte, sank Eleonore auf ihren Stuhl zurück. Auch er, ihr Ritter, auch er in Todesgefahr! Und sie allein, losgerissen von Freund und Feind, von Haus und Kind!

„Die Brücke brennt!“ riefen jetzt die drei Stimmen draußen wie aus einem Munde, und in demselben Moment erdröhnte Kanonenbonner von den jenseitigen Höhen. Die Besatzung mußte demnach glücklich hinübergelassen sein, die Brücke angezündet haben und durch das Feuern die Preußen von der Verfolgung des Feindes und dem Löschen des Brandes abzuhalten suchen.

Eleonore stieg die Leiter hinan, welche auf den Boden

des Hauses führte, und beobachtete aus einer Dachlücke das jähe Umsichgreifen der Flammen. Das Feuern ließ nach, die Feinde hatten sich gesammelt und zogen weiter. Sie konnten sich stromab nach der Seite des Gutes wenden, vielleicht waren sie schon drüben; drüben bei ihrem vielbedrohten, verlassenen Kinde. Verlassen, verlassen von seiner Mutter. Jetzt mußte sie hinüber um jeden Preis. Sie flehte von neuem händeringend, unter heftigem Schluchzen.

„O, nur einen Kahn!“ rief sie. „Adam, nur einen Kahn. Lehmann rudert mich hinüber. Es bringt Euch keine Gefahr, Adam, nur einen Kahn!“

Der Alte fragte sich eine Weile nachgrübelnd am Kopfe. Die trostlose Dame dauerte ihn. Endlich hatte er einen Ausweg gefunden. Sein Kahn lag zu nahe dem Brückentore, den konnte er nicht schaffen. Aber beim letzten Hause der Vorstadt hatte ein anderer Meister sein Fahrzeug angebunden. Wenn die Gräfin sich traute, die Strecke dahin zurückzugehen, wollte er sie wohl hinübersetzen. Die Straße, man konnte sie aus der Dachlücke überblicken, war menschenleer, der Fluß an jener Stelle schmal, da eine kleine Insel – bei dem niedrigen Wasserstande jedoch mit dem jenseitigen Ufer durch eine Sanddüne verbunden – das Bett verengte. Freilich, der Weg von der Insel nach dem Schlosse schlug einen gewaltigen Bogen, die Fährnisse auf demselben ließen sich nicht im voraus berechnen.

„Ich wage den Weg!“ rief die Gräfin entschlossen, und in wenigen Augenblicken waren alle drei auf der Straße nach der Vorstadt; die Gräfin voran mit beflügelten Schritten, die beiden Alten vermochten nur keuchend zu folgen.

Unbehindert erreichten sie das letzte Haus gegenüber

der kleinen Insel, deren dichte Baumgruppen noch nicht völlig ihres herbstlichen Blatterschmuckes beraubt waren. Die Vorstadt ließ nichts von dem Tumulte ahnen, der die innere Stadt erfüllte. Die Bewohner hielten sich ängstlich in ihren Häusern verborgen, froh genug, daß die Kugeln vom Berge, ohne zu zünden, über denselben hinweggeflogen waren und daß die Preußen sämtlich nach der Brücken-seite drängten.

Der Kahn wurde ohne Umstände losgebunden; Meister Adam saß am Ruder, die Dame und ihr Diener stiegen ein. Im Augenblicke des Abstoßens bemerkte Eleonore auf einem Felsenvorsprunge, halb von der den Berg hinan-kletternden Häuserreihe verdeckt, unmittelbar sich gegenüber und deutlich erkennbar, ein preußisches Detachement in gemessener Entfernung von einem Führer, der durch ein Fernglas den Brand der Brücke beobachtete.

Dieser Führer, sie täuschte sich nicht – es war der kleine Mann im blauen Reitermantel und dreifrempigen Hut, ihr geheimnisvoller Rater und Wächter von dieser Nacht! Jetzt, im vollen Tageslichte, den Kopf zum Gebrauche des Glases ein wenig gehoben, konnte sie seine Züge unterscheiden; sie unterdrückte einen Schrei, um den der Gruppe den Rücken zukehrenden Schiffer nicht stutzig zu machen; die Hände über der Brust gefaltet, neigte sie mit einer demütigen Gebärde nur leise den Kopf und bebte freudig zusammen, als sie zum Gegengruß eine freundliche Handbewegung wahrte, ähnlich der, welche sie heute morgen mit einer elektrischen Ahnung durchzuckt hatte.

In einiger Entfernung loderte die Brücke und sprühte Funken über das ruhig dahingleitende Wasser. Hin und wieder tönte noch ein Kanonenschlag, ohne Fährnis aber

landete man an der kleinen, buschigen Insel. Der Kahn lenkte zurück. Eleonore bahnte sich mit der Hast des gescheuchten Wildes einen Weg durch das dicke Weidengestrüpp, gefolgt von dem Diener gleich ihrem Schatten.

Plötzlich, etwa in der Mitte der Insel, bleibt sie stehen, regungslos, wie in den Boden gewurzelt. Welche Begegnung! Kaum zehn Schritte entfernt lagert unter einem Erlenbusche, gleichfalls den Brand der Brücke beobachtend, ein französisches Pikett, und sein Führer ist – der Herzog von Crillon!

Das Ufergebüsch hat vor den spähenden Blicken die Überfahrt, das Getöse aus der Stadt den leisen Ruder Schlag gedeckt, und so sieht die Eilende ihren Helden und ihren Ritter einander auf Schussesweite als Feinde gegenüberstehend, und sich selbst wie durch ein Wunder zwischen beide gedrängt, um, starr vor Entsetzen, Zeugin einer Gefahr zu werden, die o wie viel Höheres! als ihr eignes Leben bedroht.

„Ich komme, den Herrn Marschall zu fragen,“ diese Worte hört sie einen jungen französischen Scharfschützen an den Herzog richten, „ob ich den preussischen General niederschießen darf, der hinter den gegenüberliegenden Häusern den Brand der Brücke rekognosziert. Er ist in unsrer Gewalt und nach seiner Erscheinung, wie nach der Ehrerbietung, welche seine Umgebungen ihm erweisen, kein Geringerer, als –“

„Der König!“ ruft Eleonore in tödlicher Angst aus dem Gebüsch hervor, und zu des Herzogs Füßen niederstürzend, „schonen Sie, retten Sie den König!“

Herr von Crillon war vom Boden aufgesprungen und hatte einen raschen Blick nach dem jenseitigen Ufer hinüber-

geworfen. „Beruhigen Sie sich, Madame,“ sagte er jetzt, indem er sie vom Boden in die Höhe zog, „Ihr König ist nicht in Gefahr.“

Und sich mit strengem Ansehen gegen den meldenden Offizier zurückwendend, setzte er hinzu:

„Leutnant Brünnet, Sie sind auf diesen Posten gestellt, um die Bewegungen des Feindes gegen den Brückenübergang zu beobachten, nicht aber, um einen rekognoszierenden General meuchelmörderisch zu erschießen. Am wenigsten, wenn Sie in demselben die geheiligte Person eines Monarchen vermuten sollten, der selber als Feind noch Anspruch auf unsre Ehrfurcht hat. Tun Sie Ihre Schuldigkeit, Leutnant Brünnet.“

Er nahm nach diesen Worten den Arm der tief erschütterten Frau, welche mit schlagendem Herzen und begeisterten Blicke dieser ritterlichen Entscheidung gelauscht hatte. „Eleonore,“ sagte er, nachdem er einige Schritte schweigend an ihrer Seite gegangen und vor den Blicken seiner Begleiter durch das Gebüsch gedeckt war, „Eleonore, ich ahne, was Sie in dieser Nacht gelitten, und ich weiß, warum Sie es gelitten. Aber Ihr Leid wird gesühnt, die Beleidigung gerächt werden.“

„O, nicht diese Erinnerungen, Herr Herzog,“ rief die Gräfin rasch und bewegt. – „Ein großer Moment hat Leid und Beleidigung getilgt. Hochherziger Mann, was Sie in diesem Augenblicke getan, wiegt schwerer, als zehn gewonnene Schlachten.“

„Madame,“ begnügte der Herzog sich zu entgegnen, „mein Ahnherr hieß Louis Verton von Crillon!“

„Der Schild der Ehre, – im Enkel ungebrochen!“ sagte die Gräfin. „Er schirmt ein Heldenleben, und in dem

Herzen eines irrenden Weibes hat er den Mut der Tugend, den Glauben an Menschenhoheit wieder wach gezündet. Das Kleine schwindet im Schatten großer Seelen."

Sie zog ihren Arm aus dem seinen und wollte vorwärts eilen. Er hielt ihre Hand zurück. „Sie fliehen, Eleonore?“ fragte er, „wohin gehen Sie?“

„In mein Haus,“ antwortete sie, „zu meinem Sohne, ihn nach dem Vorbild edler Männer zu erziehen.“

„Schönes, angebetetes Weib!“ rief Herr von Crillon mit strahlendem Blick, indem er ihre Hände an sein Herz drückte. „Der Dienst des Soldaten bindet mich in dieser Stunde. Ja, kehren Sie zurück in Ihr Haus, aber erinnern Sie sich – und ich bürgе Ihnen dafür, daß Sie es unbehelligt von verwirkten Ansprüchen werden tun dürfen – erinnern Sie sich an einen Freund, dessen teuerstes Glück es sein wird, Sie zu verehren und zu schützen. Wir werden uns wiedersehen, Eleonore.“

„Niemals, niemals, Herr Herzog!“ entgegnete die Gräfin. „Die Erinnerung an dieses Begegnen wird meine Sterbestunde freudig machen, – aber lassen Sie uns niemals, niemals wiedersehen.“

Sie riß sich los und floh mit bebenden Schritten über die Düne. Am jenseitigen Ufer hielt sie an und blickte noch einmal zurück nach der Stätte einer geheiligten Erfahrung. Der Felsenvorsprung ihr gegenüber war von den Preußen verlassen, der Herzog stand noch unbeweglich an der Stelle, wo sie von ihm geschieden war.

Bogelleicht, mit hochgeröteten Wangen und strahlenden Augen schwebte sie nun über die Wiesen, den nachkeuchenden Diener weit hinter sich zurücklassend. Kein Menschentritt störte sie, so nahe dem wildesten Getümmel; ein

Strom freudiger Begeisterung wogte durch ihre Brust; sie hätte es in die Lüfte hinausjubeln mögen: „Die Ahnungen meiner Jugend sind wahr geworden, ich habe einem Helden und einem Ritter Auge in Auge geblickt!“

In der Nähe des Dorfes bog sie von der Fahrstraße ab und gelangte durch wüstliegende Gärten zu den Terrassen, die vom Flusse nach ihrem Schlosse hinaufführen. Ohne Atem zu schöpfen, eilte sie die Treppen hinan, drängte sonder Gruß noch laut durch die in banger Unruhe versammelten Leute ihres Hofes und Hauses bis zu dem Zimmer, aus welchem ihr Knabe ihr fröhlich entgegensprang. Sie stürzte vor ihm nieder, preßte ihn in ihre Arme und hielt ihn lange unter strömenden Tränen an ihrem Herzen.

„Mein Kind, mein Leo!“ rief sie endlich, „vor dir will ich Wache halten und meinen Posten nicht verlassen, so wahr mir Gott helfe!“

Sollen wir hier schließen, die Versuchung von uns weisen, als Nachtrag zu erzählen, ob, wann und von wem unsere Heldin auf ihrem Posten visitiert worden ist? Wir bitten noch um eine kleine Geduld, auf den Vorwurf hin, gegen eine gute Regel zu verstoßen und in den Fehler unsres würdigen Pfarrherrn zu verfallen, der sich gleicherweise schwer entschließen konnte, das Buch im rechten Augenblicke zuzuklappen.

Dieser vortreffliche Mann war es, dessen Räuspern die junge Frau aus ihrer Ekstase erweckte. Er war der Dame in ihr Zimmer gefolgt, sein Herz brannte nach der Lösung des Rätsels, das ihn seit dieser Nacht, wo der Graf seine Gemahlin vergeblich auf dem Schlosse und selbst im Pfarr-

hause gesucht hatte, so unaussprechlich, ja mehr noch als die preussischen Kanonen beängstigte. Er hatte schon lange unbemerkt hinter der Dame gestanden, als diese sich endlich von ihren Knieen erhob und, ihm beide Hände entgegenreichend, zwischen ihren Tränen lächelnd sagte:

„Es ist Reformationstag heute, mein Freund, und ich gelobe Ihnen, eine treue Mutter zu werden.“

Sie hatte darauf eine Unterredung mit ihm, oder eigentlich eine Beichte vor ihm, in welcher keine Falte ihres Herzens verborgen blieb. Er hörte sie an ohne Erwiderung, aber mit beredtsamen Tränen, und kam zum Schlusse mit ihr überein, noch heute der Friedensunterhändler zwischen ihr und ihrem Gemahl zu werden.

„O, wenn Sie diese Nacht seine Angst gesehen hätten, Gnädigste,“ sagte er, nach seiner Weise zur Sühne redend, „seine Reue und Qual, einen Stein in der Erde hätte es erbarmen mögen.“

Die junge Frau zuckte die Achseln. Sie zweifelte ja nicht daran, daß er ihretwegen in Sorge gewesen, sie wußte ja wohl, er hatte kein Kieselherz, ihr heiterer, flottlebiger Gemahl. O, wenn er doch etwas von einem Kiesel in sich getragen, wenn er doch Funken hätte sprühen können, sobald ein Stahl ihn berührt!

Am selbigen Nachmittage sehen wir den guten Herrn Magister in dem nämlichen Aufzuge, in dem wir gestern seine Bekanntschaft gemacht haben, in Schuhen und Sergemäntelchen, Hut und Parapluie unter dem Arm, in Ehren-Adams glücklich wieder an seinem gewohnten Ankerplage ruhenden Rahne nach der Stadt hinüberrudern, in welcher die Preußen seit morgens unbehelligt hausten. Seinen Herrn Patron fand er im Polnischen Hause inzwischen

nicht, er war im Gefolge der Franzosen von dannen gezogen.

Am andern Morgen stand der alte Herr schon wieder zu einer Fußtour gerüstet. Direkt im Lager der verbündeten Armeen, das kaum zwei Wegstündchen fern vom Gute aufgeschlagen war, gedachte er Erkundigungen über den Verbleib seines gnädigen Patrons einzuziehen und nebenbei eine delikate, seelforgerische Mission auf eigne Verantwortung bei dem ritterlichen französischen Herzog zu erfüllen. Indessen noch ehe er das Dorf überschritten hatte, stellte zum Schutze des Schlosses auf höheren Befehl eine französische Sauegarde sich ein, und er wurde durch ein Billett seines Herrn Patrons unterrichtet, daß selbiger, von der glücklichen Heimkehr seiner Frau Gemahlin avvertiert, eine Geschäftsreise nach seinen thüringischen Gütern unternommen habe. Schweigend wechselte der geistliche Herr einen Blick des Einverständnisses mit der errötenden Gräfin und legte die Ansprache zu den Akten, die er in der Stille der Nacht in französischen Lettern aufgebaut und memoriert hatte. Ach, er ahnte nicht, der brave Sachse, daß der fremde Herr ihn allenfalls noch leichter in seinem heimischen Deutsch verstanden haben würde.

Die Sauegarde tat not; denn die nächstfolgenden Tage waren sturm- und drangvoll für die unglückliche Gegend. Franzosen und Reichsvölker hausten und plünderten in ihr um die Wette, die Verlegenheit der entblößten Bauern war unaussprechlich.

Gräfin Eleonore hatte keine Ruhe, sich mit ihrem eignen Schicksal zu beschäftigen. Ihrer selbstauferlegten Orde getreu, stand sie Tag und Nacht auf ihrem Posten: anordnend, aushelfend, Rat und Beistand spendend, die

Hungernden speisend, die Nackten kleidend, die Obdachlosen beherbergend, den Übermut bändigend, entschlossen wie ein Mann. Mehr als einmal hörte man stundenlangen Kanonendonner gegen die noch immer von den Preußen besetzte Stadt, man fühlte sich mitten im Kriegsgetümmel und ahnte einen nahen, entscheidenden Zusammenstoß. Nach einigen Tagen sahen sich die ausgeplünderten Dörfer eine kurze Weile befreit, indem die verbündeten Lager einige Stunden weiter nach Westen vorgeschoben wurden. Die Preußen dahingegen schlugen eine Brücke über den Fluß und sammelten sich auf dem jenseitigen Ufer. Eleonore beobachtete von dem Turme ihres Schlosses den Übergang des Königs unfern dem Plage, an welchen sich eine so denkwürdige Erinnerung für sie knüpfte; sie erwartete mit Spannung die Ankunft heimischer Gäste. Aber der König wendete sich, die Uferhöhe zwischen den Weinbergen durchschneidend, — ein Punkt, der lange Zeit den Namen des Preußengäßchens geführt hat, — der Richtung des Guts entgegengesetzt, westlich den feindlichen Lagern zu, und so folgten denn nach der außerordentlichen Aufregung zwei Tage verhältnismäßiger Stille, welche der Gräfin einen prüfenden Blick in ihre innere wie äußere Lage gestatteten.

Sie hatte die erste Probe ihrer Tüchtigkeit abgelegt und fühlte ihre Kräfte einer Aufgabe gewachsen, die ihr nicht nur not, sondern auch wohl tat; ein freudiger Mut durchleuchtete ihr ganzes Wesen.

Sechs Tage waren seit ihrer Heimkehr verfloßen, als man in der Mittagstunde des fünften November anhaltendes Feuern in abendlicher Richtung vernahm und sich die Kunde eines Entscheidungskampfes verbreitete, wie seltsamerweise häufig in verhängnisvollen Krisen, noch

ehe ein solcher zum Austrag kam. Der alte preussische Wachtmeister, der in den Tagen zögernder Ungewißheit stumm und kopfhängerisch einhergeschlichen war, vermochte nicht länger seiner Unruhe zu widerstehen; die Knechte des Hofes folgten ihm zu Pferde in der Richtung des Schalles, die Bauern strömten zu Fuß über die wüstliegenden Felder.

Gräfin Eleonore harrte ihrer Heimkehr in einem Fieber innerlichster Widersprüche. Ihr König und Held, ihr Ritter und Freund standen sich gegenüber zwischen Sieg und Gefahr. Daneben ihr Kind, Haus und Hof, ihr Gatte – wohin sollte sie sich wenden mit ihrem Hoffen und Sorgen? Wohl uns, daß das arme gebrechliche Menschenhirn kritische Momente selten nach eigener Wahl zu entscheiden hat, daß eine unberechenbare Macht den Ausschlag gibt und wir uns schließlich, bei gutem Willen auch meist mit gutem Glück, in das Unvorhergesehene, ja in das Widerstrebendste fügen lernen.

Der Nachmittag war schon vorgerückt, als plötzlich der verschwundene Gemahl mit triumphierender Miene in den Hof sprengte. „In diesem Augenblick ist alles entschieden!“ rief er im Eintreten, der Gräfin die Hand küssend, so unbefangen, als ob zwischen ihnen beiden eine Störung nicht zu erwähnen wäre. Eleonoren versagte die Stimme, sie klammerte sich bebend an die Lehne ihres Sessels, und ihr unzertrennlicher Begleiter, der gute Magister, mußte die Frage von ihren Lippen nehmen, zu welcher ihre Brust nach Atem rang.

„Eine Bataille, gnädiger Herr?“ forschte er, selber in zitternder Spannung, „und welche Partei hat obtiniert?“

„Welcher Zweifel, mein Vester?“ antwortete achsel-

zuckend der sächsische Cavalier. „Diese elende Handvoll Preußen! in meinem Angesichte brachen sie ihr Lager ab; wie eine Theaterdekoration, parole d'honneur! Das versteht sie, die Potsdamer Wachtparade! Für diesen Winter, für immer, will's Gott, wird er uns in Ruhe lassen, der großhänfige Störenfried!“

Die Preußin stand wie vernichtet, kaum hatte sie Kraft, des siegestrunkenen Egeherrn zärtlich schmeichelnde Annäherung abzuwehren. Der geistliche Freund kam ihrer Pein erbarmend mit einer bedenklichen Einschaltung zu Hülfe. „Der Herr Graf,“ fragte er, sich zwischen beide schiebend, „der Herr Graf, trugte mein Ohr mich nicht, waren Augenzeuge der Schlacht?“

„Augenzeuge? nicht so eigentlich, Verehrtester,“ versetzte der Graf. „Und eine Schlacht? Nun? wenn Sie es so nennen wollen, ich nenne es Schach und Matt. Über Freyburg von unsern thüringischen Gütern kommend, — eine Geschäftsreise unaufschieblich, liebes Lorch. Indessen freue ich mich des Zufalls, der mir diese artige Kleinigkeit in die Hände spielte.“

Eleonore setzte das Schmuckkästchen, das er ihr mit diesen Worten überreichte, uneröffnet beiseite und erwiderte durch einen Dankesblick die gefällige Neugier ihres Freundes, mit welcher er noch einmal ihr eine Frist zur Sammlung bereitete.

„Von Ihren thüringischen Gütern kommend, Gnädigster —?“

„Sah ich des Hilburghausen Disposition gen Nord und Süd. Endlich zur Tat entschlossen, dieser Soubise! In drei Kolonnen, auf vier Meilen Distanz den Feind den Fluß passieren lassen, wahrhaftig, es klänge unerhört,

„Säße er jetzt nicht dafür wie die Maus in der Falle. Nebanche für Pirna, hahaha!“

„Indessen, mein Herr Graf, dieses anhaltende Feuern –“

„Das Feuern begann erst, nachdem mir beide Lager außer Sicht waren. Der Garaus, den man ihnen macht; tant pis, wenn sie sich zur Wehr gesetzt. Aber, liebste Eleonore –“

„Eine Mutmaßung demnach, lediglich, hochzuverehrender Herr Graf, ein Schluß a priori, sozusagen, von wegen des Schach und Matt!“

„Eine Nothwendigkeit, mein Vester, eine Nothwendigkeit geradezu. Eine französische Armee, eine vierfältige Übermacht, und diese miserablen Trümmer! Hätten Sie ihre Klemme gesehen zwischen Geißel und Janusrückten! – – Aber Sie haben böse Tage zu überstehen gehabt, Feuerste, – gottlob! daß sie hinter uns liegen; nach der heutigen Affäre wird unser vielgeliebter Herr nicht zögern, aus Warschau zurückzukehren, und morgen schon, denke ich, daß auch wir zu einem fröhlichen Winter nach Dresden aufbrechen können.“

Gräfin Eleonore hatte allmählich Spannung und leidige Erinnerungen zu bannen und sich zu einem Entschluß zu fassen gewußt. „Nach Dresden aufbrechen?“ wendete sie mit äußerer Ruhe mindestens ein; „nicht ich, Graf, ich bleibe hier.“

„In dieser Jahreszeit, dieser Wüstenei, beileibe nicht, liebes Herz,“ gegenredete schmeichelnd der Herr Gemahl.

„Zu jeder Zeit und in jeder Lage, Graf. Unter dem Drucke schwerer, gegenwärtiger Pflichten zumeist. Ich bitte, hören Sie mich an. Noch ist diese Stunde unser, Gott

weiß, was die nächstfolgende bringen kann. Darum gleich jetzt möge es klar werden zwischen Ihnen und mir.“

„Wozu diese Erörterungen, Liebchen! Vergessen wir beide, was hinter uns liegt, und suchen uns in Zukunft weniger verdrießlich einzurichten.“

„Eben weil ich suchen will, das Vergangene zu vergessen und unsre Zukunft leidlicher einzurichten, muß ich auf diese Erörterungen dringen, Graf,“ erklärte die Dame unerschütterlich – und gegen den Prediger gewendet, der unbemerkt zu entschlüpfen beabsichtigte, setzte sie hinzu:

„Bleiben Sie, mein Freund, ich wünsche, daß diese Unterredung einen Zeugen habe.“

„Himmel, welcher feierliche Eingang!“ rief der junge Herr im voraus ungeduldig; seine Gattin aber, indem sie Platz nahm und den verlegen zu Boden blickenden frommen Freund an ihre Seite winkte, versetzte mit einem bittern Anklang: „Ich verspreche, Ihre Geduld zu schonen und das, was ich vergessen will, so wenig als möglich zu berühren.“

Der Graf warf sich auf einen Sessel ihr gegenüber. „Der Sache ein Ende zu machen, was wünschen Sie?“ fragte er seufzend.

„Einfach: Ihre Vollmacht für meine Pflicht,“ antwortete die junge Frau. „Ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß ein unstetes, zerstreutes Leben, wie ich es bis heute geführt habe, mir selbst, unsrem Sohne, Ihrem Besizstande, unsrem gegenseitigen Verhältnisse, Graf, unzuträglich ist, und nur mit dem unwandelbaren Vorsatze, hinfort lediglich dem Dienste meines Hauses zu leben, habe ich nach einer schweren Erfahrung den Fuß über seine Schwelle zurückgesetzt.“

„O, der ernsthaften Kindereien, liebes Herz!“ unterbrach sie der Gemahl. „Nennen Sie das die Vergangenheit nicht berühren?“

„Nicht mehr als unerlässlich ist. Hören Sie mich zu Ende, Graf. Ihre Neigungen, Ihre Verhältnisse vielleicht, fesseln Sie zurzeit an den Wechsel eines weitläufigen Verkehrs. Ich dürfte Sie daran erinnern, daß, wie die Erziehung unsres Sohnes einen stetigen Plaz, so die Verwaltung Ihrer Güter in hartbedrängter Zeit, der Nothstand unsrer Eingefessenen die ununterbrochene tätige Gegenwart eines Herrn erheischen. Indessen, solange Sie nicht selbst geneigt sein werden, ein so ernstes Amt zu übernehmen, beschränkte ich mich auf die Forderung, daß selbe mit unbedingter Vollmacht in meine Hand gelegt zu sehen. Ich werde treu und wachsam an der Pforte Ihres Hauses stehen, unsern Leo sorgfältig und kräftig bilden, keine Mühe des Erlernens und Ausübens scheuen, mit einem Worte, gewissenhaft als Ihre Statthalterin schalten und da, wo das Vertrauen des Herzens wankend geworden ist, die Treue der Pflicht unerschütterlich wahren. Verlangen Sie dahingegen niemals wieder, daß ich in einen Kreis zurückkehre, vor welchem Sie mir wie sich selber erst ein Brandmal aufdrücken mußten, ehe ich zu der Erkenntnis gelangte, daß ich in demselben ein verlornen Posten sei.“

„Gut, sehr gut, ganz vortrefflich!“ murmelte der geistliche Herr, indem er sich vor Bewunderung die Hände rieb. Der aber, dem diese lange Rede gegolten hatte, erwiderte sie zunächst mit einem unterdrückten Gähnen, dann aber sagte er halb lächelnd, halb verstimmt:

•

„Wie hartnäckig Sie sind, Eleonore! Wer weiß um jene flüchtige Übereilung, wer denkt noch daran?“

„Ich weiß darum, Graf, – ich denke daran, denn vergeben wollen heißt nicht vergessen können. Ich fordere daher in Gegenwart unsres Freundes Ihr Wort, und ich werde es standhaft zu –“

„Quel bruit pour une omelette!“ rief Graf Moriz aufspringend. „In der That, Gräfin, Sie treiben es zu arg mit dieser salbungreichen Exhortation. Sie haben meine Frau angesteckt, Herr Magister. Wollten wir Rechnung miteinander halten, liebes Kind, so würde ich wohl nicht minder mit einem kleinen Sündenregister aufwarten dürfen. Aber ich meine, wir schließen ab. Im übrigen könnte ich mir Ihr Paktum wohl gefallen lassen, sicher genug, daß Sie bald gelangweilt von der Tugend des Butter- und Käsemachens kommen würden, den Hausschlüssel in meine Hand zurückzulegen und den Wallfächer dagegen einzutauschen. O, ich kenne meine Weiberchen!“

Wirre Stimmen vom Hofe herauf unterbrachen den ehemännischen, lächelnden Verdruß. „Was ist das? Schon die Sieger?“ rief er, nach dem Fenster und dann schnell auf die Rampe eilend, die aus dem Parterresaal in den Hof herunterführte.

„Lehmann, – das halbe Dorf! Sie schreien Sieg!“

Der Prediger drückte der schmerzlich bewegten Freundin tröstend die Hand. „Der Übermut der Jugend und des Glücks,“ sagte er. „Aber nur standhaft, standhaft, edle Frau. Ihrer harren zwei unwiderstehliche Verbündete: Not und Zeit, der Sieg bleibt Ihnen!“

„Sieg, Sieg!“ jubelte vom Hofe herauf die Stimme des preußischen Veteranen.

Auch die Gräfin sprang auf und eilte in den Hof, der sich im Umsehen mit einem Troß um die rückkehrenden Späher gefüllt hatte.

„Sieg, Sieg!“ wiederholte, aller Devotion vor seiner sächsischen Herrschaft vergessend, der alte Preuße in einem Freudenrausch. — „Gloria, Viktoria! Eine Hasenhaß! König Friedrich, hurra!“

Der Graf war im Begriff, dem unverschämten Prahler mit seiner Reitgerte eine Lektion zu geben.

Eleonore fiel ihm in den Arm, Mienen und Reden der gleichzeitig Heimgekehrten bestätigten das Unerhörte. Ein in den Hof sprengendes preußisches Pikett ließ den letzten Zweifel schwinden. Was für ein Märchen unglaublich, für ein Lustspiel übertrieben geschienen haben würde, es wurde wahr. Ein Triumph der Schwachen, wie nie ein zweiter mit geringeren Opfern erkaufte: Geist und Gewandtheit feierten ihn; eine Niederlage der Starken, wie nie eine zweite mit geringeren Wunden gesühnt: nur die Ehre der Feinde blieb als Leiche auf der Walstatt. Kunde auf Kunde drängte sich, Masse auf Masse. Ein verwundeter Held wird preussischerseits im Schlosse angemeldet, für den königlichen Sieger selber zur Nacht Quartier bestellt; die allgemeine Verwirrung, des Grafen Bestürzung sind unbeschreiblich.

„Schnell gefattelt!“ rief er, aus seiner Erstarrung auf-fahrend, seinem Reitknechte zu, und die Gräfin hastig in den Saal zurückführend, flüsterte er mit scheuem Blick: „Ich muß fort auf der Stelle. Der König hält mich für seinen Feind.“

„Ich bezweifle es, Graf,“ versetzte Eleonore mit verächtlichem Achselzucken, „der König von Preußen wird nicht auf Sie achten.“

„Doch, doch, ich bin verdächtigt, unschuldig, Gott weiß es, aber ich bin's! Und wenn selbst — mein König, mein armer Herr — geschlagen — —“

„Fern genug vom Schlag!“

„Ohne Land — —“

„Zur Vorsicht außer Lands!“

„Zu ihm nach Warschau! Was bleibt ihm, als die Treue seiner Diener?“

„Wo der Herr, da sein — — — Sie haben recht.“

Graf Moriz wischte sich die Augen. „Werden Sie mir folgen, Eleonore?“ schluchzte er.

„Nein, — ich bleibe.“

„Ich darf Ihnen nicht zureden, armes Weib. Eine Reise, eine Flucht — unter diesen Verhältnissen, — in dieser Jahreszeit — unser Kleiner — Sie sind eine Preusin, man kennt Ihre Sympathien — man wird Rücksicht auf Sie nehmen, Ihnen eine Sauvegarde bewilligen — —“

„Ohne Sorge, Graf, ich fürchte mich nicht,“ unterbrach ihn Eleonore mit schüdem Ton und schönerer Miene.

Ein langsam in den Hof rollender Wagen unterbrach das peinliche Zwiegespräch. Der Graf schlüpfte hinter die Tür, vor deren Aufgang die Gräfin ruhig stehen blieb. Ein preussisches Pikett eskortierte das Gefährt, in dessen Innern der Leibarzt des Königs und ein Diener in preussischer Livree den angemeldeten „verwundeten Helden“ unterstützten. Der Schlag wird geöffnet, der Leidende sorgfältig herausgehoben. Totenbleich und schwankend klammert sich die Gräfin an die Brüstung der Rampe, der Graf stürzt, sich selber vergessend, aus seinem Lauschwinkel hervor: — der besinnungslose, blutende Gast seines

Haufes, der Gefangene Preußens – es ist der Herzog von Crillon!

„Tot?“ fragte Graf Moriz in aufrichtiger Angst.

„Nur schwer blessirt, mein Herr,“ antwortete der Arzt, mit bedenklicher Miene schnell einen Ruheplatz für den seiner Sorgfalt Anvertrauten fordernd.

Graf Moriz drückte die schlaffhängende Hand des Verwundeten an sein Herz und entfernte sich hastig unter hervorbrechenden Tränen. Eleonore, mit gewaltsamer Anstrengung sich zusammenraffend, geleitete den traurigen Zug durch den Saal des Erdgeschosses in ein anstoßendes Zimmer, auf ihr eignes Ruhebett. Während man die Anstalten zu dem erforderlichen Verbande vorbereitete, blieb sie einige Minuten mit dem Dohnmächtigen allein, zu seinen Füßen knieend, sein blutendes Haupt an ihrem Herzen. Er schlägt die Augen auf, sein Blick trifft den ihren mit dem Ausdruck verzweifelnden Erkennens. „Daß wir uns niemals, niemals wiedergesehen hätten, Eleonore!“ flüsterte er mit schmerzbeklommener Stimme.

Der Arzt, gefolgt von Lehmann, dem preußischen Diener und dem hilfreichen Magister, trat wieder ein. Die Gräfin mußte sich entfernen. Noch lauschte sie an der Thür des Kabinetts, als ihr Gemahl in der Livree seines Reitknechts, den kleinen Leo auf dem Arm, in den Saal geschlichen kam. Jede Spur einer eifersüchtigen Anwandlung schien in seinem Herzen erloschen, er umarmte seine Frau, herzte das Kind und stammelte unter Tränen: „Gott weiß, es bricht mir das Herz, mein liebes Korchen, dich zu verlassen in dieser Qual und Not.“

Eleonore faßte seine Hand, der Schmerz hatte ihre höhrende Bitterkeit gebrochen. Auch sie hatte eine Schuld

zu bereuen und zu büßen. „Bleibe, Moriz,“ sagte sie. „Laß uns gegenseitig vergeben und uns einander das Schicksal kommender Tage tragen helfen. Bleibe in der Heimat, bei deinem Sohn – –“

Der junge Mann schwankte, sein Knabe schmiegte sich an ihn; seit Jahren hatte sein Weib nicht ein so herzliches Wort zu ihm gesprochen. „Lorchen, mein Lorchen,“ schluchzte er. „Was soll ich tun? Ich hasse ja keinen, ich fürchte auch keinen, aber ich liebe meinen Herrn, meinen armen, guten Herrn. Was, ach, was soll ich tun?“

„Deine Pflicht, Moriz!“ sagte die Gräfin.

„Meine Pflicht!“ wiederholte er mechanisch, während sein Ohr nach dem Fenster spannte.

Rascher Hufschlag, ein einstimmiger Ruf: „Der König!“ schallte vom Hofe herauf. Dann alles totenstill.

„Der König!“ rief Graf Moriz zusammenfahrend. „Mein König, mein armer Herr, zu ihm, fort, fort!“

Der Magister, der Inspektor, der Haushofmeister drängten in den Saal und Rat fordernd an ihn heran.

„Dort mein alter ego!“ rief er zurück, und mit einem Sage war er aus ihren Augen verschwunden.

„Den Grafen ruft die Pflicht zu seinem Landesherrn,“ sagte die Gräfin, den fliehenden Gebieter vor seinen Bediensteten rechtfertigend. Dann aber auch ihn vor sich selber rechtfertigend, fügte sie hinzu, ihren Knaben an die Brust drückend: „Er liebt einen Herrn. Du aber, mein Sohn, daß du ein Mann werdest, kenne, liebe ein Vaterland.“

Darauf nahm sie den Knaben an die Hand und eilte nach der Tür, ihren hohen Gast zu begrüßen.

Der König war vom Pferde gestiegen, während sein

Gefolge im Hofe zurückblieb; mit rascher Bewegung schritt er die Stufen der Freitreppe hinan in den Saal, der kleine Mann im blauen Mantel, den Hut tief in die Stirn gedrückt, ihr Wächter und Vater in jener Vornacht verhängnisvollen Kampfes und Sieges. Sein Anblick gab ihr die volle Fassung zurück, sie neigte sich bis zur Erde mit jenem vornehmen Anstand, der ihrer höfischen Zeit und Zone eigen war. Ohne sie zu bemerken oder zu beachten, ging er an ihr vorüber und rasch dem aus des Verwundeten Zimmer tretenden Diener entgegen.

„Der Herzog, Deesen?“

„Sind einpassiert, Majestät.“

„Rufe Er den Doktor.“

Der Arzt erschien in der nächsten Minute.

„Wie steht es um den Herzog, Doktor?“

„Wir haben ihm den Verband erneuert, Majestät.“

„Sind die Wunden gefährlich?“

„Ich hoffe es nicht, Majestät.“

„Werden wir die Reise wagen können?“

„Mit Vorsicht, ja, Majestät.“

„Darf ich ihn sehen, Doktor?“

„Ich werde Seine Durchlaucht auf diese Gnade vorbereiten, Majestät.“

Der Arzt ging in das Kabinett zurück, der König stand unbeweglich in der Mitte des Saales, die Gräfin lauschte unter der Eingangstür in zitternder Erwartung.

„Was sinnt er? was hat er vor?“ flüsterte der Magister, der sich lugend hinter der Portiere verborgen hielt: — „ahnt er, weiß er?“

„Ja, er weiß es,“ antwortete die Gräfin zuversichtlich.

„Er hat das Ahnen großer Seelen und den Scharfblick, der dem Helden ziemt.“

„Der Herr Herzog bitten um die Gnade, vor Seiner Majestät erscheinen zu dürfen,“ meldete der rückkehrende Arzt.

„Daß er sich nicht rühre, Doktor! ich komme zu ihm,“ befahl der Monarch, rasch und leise in des Verwundeten Zimmer tretend. Die Gräfin folgte ihm bis an die offenbleibende Tür, der Herr Magister schlüpfte hinter ihr drein und noch einmal zwischen die Falten der Portiere.

Der Gefangene stand vor seinem Ruhebett mit verbundenem Haupt, den Arm in der Binde, totenbleich, den Blick zu Boden geschlagen; der preußische Diener und der preußische Erwachmeister stützten ihn zu beiden Seiten, der letztere, indem er durch seine martialischste Miene sich dafür entschädigte, an dem gebührlchen Salut vor seinem König verhindert zu sein.

Herr von Crillon versuchte es, seinem hohen Besucher einige Schritte entgegenzugehen, der König kam ihm durch eine gebietend abwehrende Bewegung zuvor. Rasch und dicht an ihn herantretend, zog er den Hut und begrüßte ihn mit jener eigentümlichen, schlichten Hoheit, die ihm die widerstrebendsten Gemüter zu unterwerfen pflegte. „Herr Herzog,“ sagte er, „ich beklage das Mißgeschick eines Helden, dessen Bravour ich bewundert habe.“

„Sire,“ stammelte der Gefangene, sich tief verbeugend, und eine dunkle Röte überflammte sein Gesicht, „Sire, – so viel Gnade, – nach so viel – Schma –“

„Keine Aufregung, mein Herr!“ fiel ihm der König lächelnd ins Wort. „Ich habe Ihre Landsleute niemals für meine ernsthaften Feinde halten mögen; meine ge-

lungene Überraschung hat mir heute bewiesen, daß dieß Vertrauen gegenseitig war. – Aber wie fühlen Sie sich, lieber Herzog?“ fuhr er mit herzlichem Tone fort, indem er dem Verwundeten die Hand reichte. „Ich bin gekommen, Sie als werten Gast in meine Hauptstadt einzuladen, um Sie heil und neu gekräftigt Ihrem Vaterlande zurückzugeben.“

Der Franzose beugte sich auf die Hand des Königs nieder und führte sie an seine Lippen, während sichtbarlich ein Schauer seinen Körper überrieselte. „Sire,“ sagte er zitternd, „Sie sind größer – als Turenne, – denn er verhöhnzte – seine Feinde, und – Ihre Majestät – gießen Öl in ihre Wunden.“

Er schwankte; der König gab hastig ein Zeichen, ihm Ruhe zu gewähren, und verließ das Krankenzimmer.

„Tu Er sein Bestes, Doktor,“ damit verabschiedete er den ihn in den Saal begleitenden Arzt, „das mögliche, hört Er, mir den Herzog bei Kräften nach Berlin zu bringen. Monsieur de Voltaire soll sich nicht rühmen dürfen, daß Kossbach Frankreich einen Mann gekostet habe, der seine Schuldigkeit getan.“

Der Arzt zog sich unter ehrerbietiger Verbeugung in das Kabinett zurück, Gräfin Eleonore trocknete ihre Tränen, ein Blick hinter den Vorhang offenbarte ihr, daß der Sieger des Tages einen Gegner mehr überwunden habe.

Mit einer raschen Bewegung wendete sich der König zu ihr, die er erst jetzt zu bemerken schien.

„Graf Fink, Madame?“ fragte er.

Die Gräfin bewältigte ihre Rührung und versetzte mit ruhiger Würde: „Majestät, mein Gemahl ist auf dem Wege nach Warschau, an der Seite seines Königs die

Folgen dieses großen Tages zu erwarten.“ – Der König blickte der Dame mit gutmütigem Spotte ins Gesicht.

„Und die Frau Gräfin scheuten ein improvisirtes Itinéraire sonder Schuß und Geleite?“

„Allerdings, Majestät. Denn man hatte sie belehrt: der Posten einer Frau sei das Haus, in welchem sie ihrem Sohne,“ sie deutete auf den Knaben an ihrer Hand, „den Vater zu vertreten habe.“

„Eine heilsame Lehre, Madame, und am rechten Orte appliziert.“

„Sie dankt sie auch einem großen Zuchtmeister, Majestät, und der Gnade, auf ihrem bescheidenen Posten von dem ruhmreichsten Helden visitirt zu werden.“

Der ruhmreiche Held nahm eine Priße. Dann mit freundlichem Lächeln seine Wirtin auf die Schulter klopfend, sagte er leise: „Kompliment für Kompliment: die Hosen passen Ihnen gut, Madame.“

Unsrer Heldin lachte unverhohlen. Ihr König und Herr reichte ihr eine Hand, indem er die andre auf des Knaben Haupt legte:

„Nun, halten Sie mutig stand auf Ihrem Posten, brave Frau,“ so schloß er seine huldvolle Visitation; „das verheißt dem Stamme meines alten Loos noch einen kräftigen Zweig, und der Herr Graf von Fink wird seiner schönen Hausehre die Ehre seines Hauses danken lernen.“

Fräulein Muthchen und ihr Hausmeier

Der Regen strömte am dreißigsten April des blut- und wasserströmenden Jahres 1813, als zwei Meßbesucher hastig das Kanstädter Thor in Leipzig passierten und im vorstädtischen Gasthof „Zur Laute“ das Anspannen ihres Fuhrwerks bestellten. Die Kunde hatte sich verbreitet von einem gestern erfolgten Zusammenstoß der russischen und französischen Vorhut in der Nähe ihres Wohnortes, kaum vier Meilen von Leipzig entfernt. Es drängte sie, ihr bedrohtes Heimwesen zu erreichen.

Im Begriff, ihr Behikel zu besteigen, wurden sie von einem Studenten aufgehalten und gebeten, ihre Fahrt teilen zu dürfen, da die Post überfüllt, eine andere Gelegenheit aber auch in diesem vorzugsweise den Hauderern der westlichen Straße als Ausspannung dienenden Wirtshause nicht aufzutreiben sei.

Der Student war ein frisches, junges Blut, in schnurenbesetzter Pefesche, das schwarz-rot-gold geränderte Käppchen der Thüringer Landsmannschaft auf dem braunen Lockenkopfe und gegen die Gewohnheit der handelsbeflissenen Universitätsstadt den klirrenden Schlepfsäbel an der Seite; Gesundheit glänzte auf seinen Wangen, ein feuriger Strahl aus den offenen blauen Augen. Er nannte sich Hermann Wille und bezeichnete als Ziel seiner Reise das Haus seines Vormunds, eines Predigers, in der Nähe der Stadt, nach welcher die Herren auf dem Wege waren.

Das Gesuch wurde so zutraulich gewährt als gestellt; der Student schwang sich auf den Rücksitz den beiden älteren Herren gegenüber; bald bewegte sich das Gefährt auf der ebenen, pappelgesäumten Chaussee.

Nach den Schneemassen des lange dauernden Winters und den anhaltenden Frühlingsgüssen war der Weg heillos, das Fortkommen jedoch trotz der plänkeldnen Kosakentrupps, oder vielleicht wegen derselben sicher wie in Friedenszeiten. Die gesprächige Laune des kleinen, untersehten Herrn Hofrats und des langen hageren Herrn Syndikus geriet nicht einen Augenblick ins Stocken.

Selbstverständlich drehte sich die Unterhaltung um die große Tagesfrage: die Schlacht, welche die verbündeten Monarchen Napoleon zu bieten gedachten, der, am Siebenzehnten in Mainz eingetroffen, sich in Eilmärschen dieser Gegend näherte. Der Boden, auf welchem diese Schlacht voraussichtlich geschlagen werden würde, hieß ein neutraler, denn die Entscheidung des engeren Vaterlandes, Sachsen, zwischen den beiden drängenden Parteien hing noch in der Schwebe. Der Syndikus lobte den weisen Entschluß seines landesflüchtigen königlichen Herrn, daß er, seine Residenz von Regensburg nach Prag verlegend, sich den österreichischen Pazifikationsmaßregeln angeschlossen habe.

Der Hofrat war entschieden französisch, das heißt: napoleonisch.

Dem gegenüber ließ es der Student nun aber auch nicht an freiheitsbegeisterter Gegenrede fehlen. Er berief sich auf die überwiegende Stimmung des Landes, auf die Spaltung sogar im sächsischen Heere, den Austritt mehrerer höherer Offiziere, die zweifelhafte Haltung des Kommandanten von Torgau, auf den Enthusiasmus, welchen die Proklamationen Wittgensteins und Blüchers in der Jugend erweckt hatten. „Eure Wahl,“ zitierte er mit flammendem Blick, „eure Wahl kann eure Krone in Gefahr bringen, kann dereinst eure Kinder bei dem Gedanken an ihre Väter erröten machen;

aber aufhalten kann sie Deutschlands große Bewegung nicht.“

„Deklamiert nur immer,“ versetzte darauf der Hofrat. „Klappert und rasselt, stemmt und sperrt euch, soviel euch beliebt: der Mann ist euch zu groß, ihr stürzt ihn doch nicht. Nie war er größer als heute, da er sich wie mit Zauberschnelle von der Niederlage erhoben hat, welche nicht Menschenwitz und Kraft, nur die blinde Natur über ihn verhängte! Aufgerichtet steht er euch gegenüber, ein Mann, der will und weiß, was er will, ein ganzer Mensch!“

„Auch wir wollen und wissen, was wir wollen,“ rief der Jüngling begeistert.

„Und was wollt ihr, was wißt ihr, törichte Kinder?“

„Wir wollen frei werden und ein Volk!“

„Frei von was, junger Mann?“

„Frei von dem Tyrannen!“

„Von einem Tyrannen, um fünfzig dagegen einzutauschen,“ entgegnete der Hofrat. „Und ein Volk? Nun ja, vielleicht unter ihm und durch ihn, den Titanen, der die Geschichte dieses Jahrhunderts auf seinen Schultern trägt. Denn was ist Geschichte anderes als That und Handeln überragender Menschen, wie sie dem formlosen Brei der Völkermassen Gestalt und Richtung geben?“

„Die Zeit heroischer Tyrannen ist abgelaufen,“ fiel Hermann ein. „Er war der letzte. Von heute ab wird allein das Volk seine Geschichte machen, deren Jahrbücher werden sich füllen mit wohlthätigem Wirken und freie Fürsten über freie Völker regieren.“

„O des Widersinns,“ rief der andere, „freie Fürsten und freie Völker! des Widerspruchs! Klingt's doch wie freie Lämmer und freie Wölfe. Blickt auf euere Väter

und Brüder, gutmütige deutsche Schwärmer! Gestern mit Preußen gegen Frankreich; tags darauf mit Frankreich gegen Preußen und Oesterreich. Dann wieder mit Preußen und Oesterreich unter Frankreich gegen Rußland, und morgen vielleicht mit Preußen und Oesterreich für Rußland gegen Napoleon. Und das dieselben Männer binnen noch nicht sieben Jahren. Und das nennt ihr wollen und wissen, was ihr wollt?"

„Wehe uns, daß es so war!“ versetzte Hermann erötend. „Aber es wird anders werden; es ist schon anders geworden.“

„Was ist anders geworden, junger Mann? Daß das ausgemergelte Preußen, von russischem Ehrgeiz gefirrt, den Spieß kehrte, nachdem ein vorwitziger General die Dreistigkeit gehabt, seinen Verräterkopf aufs Spiel zu setzen, in mißlicher Lage auf unwirtlichen Wegen stillzustehen und auf diese Weise den Karren einmal in den Sumpf gefahren hatte? Ist Preußen Deutschland? Wo bleibt der Rheinbund, wo Oesterreich, wo —“

„Nein,“ unterbrach ihn der Student, „nicht darum; nicht um Preußens ruhmwürdiger Erhebung willen allein. Aber weil ein einziger glühender Strom auch durch unsere Herzen zieht, weil unsere Schande uns brennt, weil wir dürsten, sie mit unserm Blute zu löschen; weil wir während eines ehrlosen Lebens zu sterben gelernt haben, und ein Mensch, ein Volk, das den Tod nicht scheut, kein Sklave werden oder bleiben kann.“

„Schöne Worte, hohl wie Nüsse, Herr Studiosus,“ spottete der Hofrat. „Und wenn es euch gelänge, den zu vernichten, der größer ist als Alexander und Cäsar, größer als Carolus Magnus, vielleicht den letzten großen

Menschen zu vernichten, wenn es euch gelänge, Pygmäen: – das Fatum ist blind wie die Natur, und wir haben schon manchen Helden stürzen sehen über einen Peitschenstiel, den eine Kinderhand auf seinen Weg geworfen hatte, wenn die launische Fortuna ihrem Liebling untreu wurde: was hättet ihr gewonnen, die ihr euch Deutsche nennt? Nur die einzige Gelegenheit verscherzt, eins zu werden und vielleicht eines Tages auch frei, sobald eine weniger starke Hand als die seine die Zügel der Weltherrschaft nicht mehr festzuhalten vermöchte. Dann, ja dann! Aber unter euren hundertköpfigen Duodezherren, verblendete Toren, die ihr seid! sie werden sich beneiden und hassen, morgen wie gestern; gegeneinander spionieren und intrigieren, werden sich zupfen und zerren um ein Krümchen Macht und ein Fünkchen Glanz, und Deutschland bleibt ein Frikaffee, und ihr, gemüthliche Jungen, wenn ihr die Kastanien aus dem Feuer geholt habt, werdet gehänfelte Knechte bleiben wie bisher.“

Unter derlei Kontroversen, welche die Gegend, durch die sie fuhren, von Hunnen- und Schweden-, Preußen- und Franzosenzeiten her in mannigfachem Wechsel anregte, war die größte Strecke des Weges zurückgelegt worden und hatten die drei uneinigen deutschen Männer es nicht verschmäht, in behaglichem Einmuth das Tokaierfläschchen wie die Proviantkapsel rein auszuleeren, welche der Hofrat, ein Huldiger des Sinnes, den Idealisten den größten nennen, fürsorglich mitgenommen hatte. Der silberne Becher ging die Reihe rund; der Friedenssyndikus leert ihn auf das Wohl seines gerechten Königs, der Ruhmeshofrat auf das seines glorreichen Helden, der Student trank auf das Heil des freien deutschen Reichs, und just war der Gastgeber im Begriff, die Meige mit einem erhebenden Toast

hinunterzuschlürfen, als beim Einbiegen in die ungepflasterte Straße eines wackern deutschen Dorfes die schwerfällige Kutsche zusammenknackte und die beiden Freunde im dicken Morast – buchstäblich ausgedrückt – auf der Nase lagen. Nur der Student, der festlich herausgesprungen, war sauber davongekommen. Er lachte nach Studentenart, sobald er den anderen auf die Beine geholfen und sich überzeugt hatte, daß sie mit Ausnahme ihrer schwarzklebenden Gesichter und Kleider, heil davongekommen waren.

Nachdem man sich in der Schenke notdürftig abgewaschen und vom Schrecken erholt hatte, kam man überein, den Heimweg zu Fuße anzutreten, bis die zerbrochene Achse wieder festgeschmiedet sei und der Wagen sie überholt haben werde. Der Regen hatte nachgelassen, die Wolken zerteilten sich, die Luft wehte frühlingsmild, die Bewegung nach der durchrüttelnden Fahrt tat wohl. Man hatte tunslichst Erkundigungen über das gestrige Renkontre eingezogen und erfahren, daß Russen und Preußen vor dem jählings einbrechenden Meyschen Korps die besetzt gehaltene Stadt geräumt und nach mehrstündigem Scharmügel, jenseit deren östlichen Tores, sich nach Süden gezogen hätten, während die Franzosen die Stadt, sowie die zunächst liegenden Dörfer nunmehr innehielten.

Das heillose Wetter mochte die Operationen am heutigen Tage unterbrochen haben, und so zogen unsere Wanderer die Straße entlang, zwischen den Franzosen in Nord und West und den Verbündeten in Ost und Süd gleichsam auf einer neutralen Demarkationslinie. An disputierlichem Stoff war ein Vorrat gesammelt worden, der in dem Wegstündchen bis zu ihrem Ort gar nicht zu erschöpfen schien.

Der Hofrat war, wie der Syndikus, seines Zeichens Jurist, und ein geschickter Jurist; bemühte sich jedoch seit einiger Zeit, als Dichter ein Lorbeerreis zu ernten, wie es des scharfsinnigsten Advokaten Stirn nur selten zu krönen pflegt. Einem solchen Manne und seinen volltönenden Schlagworten gegenüber konnte der junge Student des Jus nicht umhin, es mit gleicher Münze wettzumachen, und da er selber kein Dichter war oder zu sein sich bemühte, stimmte er eine der stolzen Freiheitshymnen an, mit welchen ein Landsmann und Wittstudent, der wirklich ein Dichter war, sein Herz geschwellt hatte.

„Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!“ schmetterte er, unter dem Chorus der aufwirbelnden Lerchen, zu dem sich klärenden Himmel empor.

Der Hofrat deutete mit der Hand nach einem stattlichen Gebäude, das unfern der sich von da ab zum Thal niedersenkenden Straße, eine feste Ringmauer überragend, weit in die Gegend hinauschaute. „Schade!“ sagte er, „daß Sie keine Leier bei sich führen, schöner Ritter, um das Akkompagnement Ihres rasselnden Schwertes zu unterstützen. Wir hätten Fräulein Muthchen auf ihrem Siedelhofe ein Ständchen bringen und uns der gastlichsten Aufnahme von seiten ihres Hausmeiers gewärtigen dürfen.“

Der Student pries mit bescheidenem Spott des Dichters reiche Phantasie, die sich aus dem Hader der Zeit in die romantische Vergangenheit geflüchtet habe; der Dichter aber erwiderte:

„Sie erweisen meiner Phantasie zu viel Ehre, junger Mann. Wir bewegen uns auf realem Boden. Dort ragt der Siedelhof. Denken Sie sich nun hinter seinen grauen Mauern das schönste Mädchen und den gründlichsten

Narren im Leipziger Kreise, was beides etwas heißen will --“

„Und die reichste Erbin die eine, die ehrlichste Haut den anderen, was auch nicht zu verachten ist,“ fiel der Syndikus ein. „Aber schauen Sie auf, meine Herren. Lupus in fabula! Dort drüben sprengt Fräulein Ruthchen mit ihrem Hausmeier.“

Hermann, der ange deuteten Richtung folgend, gewahrte ein berittenes, wunderliches Paar, das von Süden her quer über die Straße jagte, so flugesartig, daß die Wanderer, kaum zwanzig Schritte entfernt, nicht von demselben bemerkt wurden, vielleicht auch nicht bemerkt werden wollten. Dahingegen keine Einzelheit der blitzschnell vorüberrauschenden Erscheinung des jungen Mannes scharfen, verschlingenden Blicken entging.

So sah er denn eine schlanke, aber kräftige Amazone auf feurigem Roß, das grüne Reitkleid, dicht am Halse schließend, der Zeitmode zuwider, mit langer, natürlicher Taille, aber kaum bis zu den Knöcheln reichendem Rock, unter welchem ein Beinkleid von gleichem Stoff und Stiefeln von derbem Leder bemerkbar wurden. Über dem blühenden Gesicht saß auf dem starkgebauten, von ungekünstelten, blonden Locken umwallten Kopf ein graues Hütlein, sonder Feder und Schleier; jede ihrer Bewegungen war gewandt und dreist.

Der Dame folgte in kurzem Trab ein baumlanger, hagerer Fünffüßiger, steilrecht und feierlich aufgerichtet, Nase und Kinn ein spitzer Winkel, Knie- und Armbiegung eine scharfe Ecke, über dem altdeutschen schwarzen Rock der breite Hemdkragen zurückgeklappt, Hals und Brust entblößt, Haar- und Bartwuchs, graugelblich gemischt, einer

Wähne gleich über die schmalen Schultern hinunterfallend, barhäuptig und wenn auch nicht schlechtlin barfüßig, so doch ohne Stiefeln oder Schuh und zwischen den weißen, kurzen Socken und dem schlotternden schwarzen Beinkleid, das sich beim Reiten in die Höhe gezogen hatte, eine Hand breit nackt hervorstehend der sehnige Teil des Beines, der bei anderen Personen eine Wade genannt zu werden pflegt. Dieser Darstellung getreu präsentierten sich dem jungen Studenten Fräulein Muthchen und ihr Hausmeier.

Die beiden älteren Herren lachten überlaut:

„Er scheint die Entdeckung gemacht zu haben, daß die Teutschen ohne Fußbekleidung den Varus in die Flucht geschlagen,“ rief der Hofrat. „Ein Glück, daß sie aber den Oberschenkel in ein Büffelfell gesteckt haben sollen, sonst würden wir ihn wahrlich auch als teutschen Sansculotten im Lande umhertraben sehen. Mich wundert nur, daß er sich immer noch so gewissenhaft wäscht und kämmt, da Keinlichkeit keine der Tugenden ist, die Tacitus de Germanis rühmen durfte.“

„Aber das Fräulein, das tollkühne Kind!“ fiel der Syndikus bedenklich ein. „Ich wette, daß es eine Reconnoissance des gestrigen Renkontre-Terrains vorgenommen hat.“

„Eine Erkennung des Begegnungsbodens,“ berichtete der Hofrat, und beide lachten von neuem.

Hermann dahingegen blieb ernsthaft und war plötzlich schweigsam geworden. Unverwendet folgten seine Blicke dem seltsamen Paar. Die schöne Dame war vor einem Pfortchen der Ringmauer vom Pferde gesprungen, das ihr Begleiter neben dem seinen an der Leine durch das Hofstor führte, während jene mit raschen Schritten einen un-

fernen Hügel erstieg, welcher den Gipfel des Flußufers bildet.

Das im Thal liegende, zum Gute gehörige Dorf konnte von der Straße aus nicht gesehen werden. Nur die Turmspitze der auf halber Höhe stehenden Kirche ragte bis zur Höhe des Hügels, dessen obere Abplattung, von einem Eisengitter umgeben und von einem gegenwärtig noch unbelaubten, alten Eichenbaum überbreitet, den sich bergan ziehenden, ländlichen Friedhof abschloß. Die Dame öffnete die Thür des Gitters, das sie mit halbem Leibe überragte, und schaute wie von einer Warte nach allen Seiten in die Gegend.

„Diese Gestalt,“ rief jetzt Hermann, lebhaft erregt, „diese Gestalt habe ich auf der nämlichen Stelle schon einmal gesehen!“

„Nichts Außerordentliches, junger Freund,“ versetzte der Hofrat. „Welches Kind meilenweit in der Runde konnte nicht das Fräulein von Kettenloß, und welcher Reisende, der diese vielbetretene Straße zieht, hätte sie nicht einmal auf den Gräbern ihres Freienhügels gesehen?“

„Nicht daß ich die Dame kannte,“ entgegnete der Student; „ich höre ihren Namen heute zum ersten Male, und es ist länger als sechs Jahre, daß ich diese Straße nicht wieder gezogen bin. Es wird mir nur eine Begegnung aufgefrischt, welche jenerzeit die Phantasie des sechzehnjährigen Alumnus lebhaft beschäftigt hat.“

„Geben Sie dieselbe zum besten, junger Freund,“ sagte der Syndikus. „Ein Abenteuer mit Fräulein Muthchen wird jedenfalls schmackhafter sein, als Ihr politischer Kohl immer von neuem aufgewärmt.“

„Sie spannen Ihre Erwartung zu hoch,“ entgegnete Her-

mann. „Ich sprach nicht von einem Abenteuer, kaum von einem Begegnen, nur von einem Blick aus der Ferne auf diesen damals noch nicht eingeebten Platz. Indessen es sei:

„Es mochte etwa drei Wochen nach der unglücklichen Schlacht von Jena sein, als ich mit meinem ein paar Jahre älteren Bruder zu Fuße dieses Weges kam, um von dem Sterbebette eines geliebten Vaters unter den Schutz unserer alma mater zurückzukehren. Weg und Wetter waren noch heillosler als heute; wir hatten übermüdet in dem nämlichen Dorfe Nachtquartier halten müssen, in welchem —“

Rascher Hufschlag und ein staunendes „Ah!“ seiner Begleiter unterbrachen den Erzähler; der Anblick einer glänzenden Kavalkade, von der Stadtseite her die Straße hinauffsprenkend, ließ nicht nur das Wort im Munde, aber das Herz in seinem Leibe stocken. „Wer ist das?“ stammelte er bestürzt.

„Das ist — Er!“ rief der Hofrat begeistert, und seine kleinen grauen Augen bligten, als er mit tiefer Reverenz den Hut von der blonden Perücke zog.

Auch der deutsche Held in spe hatte unwillkürlich das dreifarbig geränderte, landsmannschaftliche Käppchen abgenommen, und die lange Nase des Herrn Syndikus berührte um ein Haar den nachbarlichen Steinhaufen der Chauffee. Alle Zeichen der Untertänigkeit waren indessen verschwunden. Weder „Er“ noch einer seiner reichbestreuten, befiederten, ordenprangenden Suite bemerkte die bescheidenen Wanderer. In kurzer Biegung von der Straße abschwenkend, sprengte die Kavalkade denselben Weg, die Ringmauer entlang, welchen die Dame vor wenigen Minuten gewandelt war, und dem Hügel zu, auf welchem sie

noch immer überrascht, geblendet, gebannt von der außerordentlichen Begegnung regungslos stand. Nur der Vordere, nur „Er“ hatte Raum auf der schmalen Plattform vor dem Gitter, von welcher er durch ein Fernrohr die Gegend nach allen Seiten überschaute, während sein Gefolge am Fuße des Hügels, so gut wie die drei Wanderer am Straßenrand den Blick magnetisch auf ihn gerichtet hielt. Und ein seltsam anziehendes Bild war es ja auch, das die Beschauer zwei, drei Minuten lang in atemloser Spannung fesselte: auf dem weißen Hengst die kleine, gedrungene Gestalt im festgeschlossenen, unscheinbaren Rock, die Krempe des Hutes, vom Regen erweicht, tief in den Nacken niederhängend, unter der ehernen Imperatorenstirne mit Falkenblicken den Schauplatz kommender Taten erspähend, der marmorbleiche Italiener Auge in Auge dem blühenden, deutschen Mädchen, das, – „wie die Göttin der Freiheit,“ so murmelte unser Student – nur durch ein Grabgitter getrennt, ihm so nahe stand, daß die Hände sich hätten erreichen können.

Die Dame hatte, vielleicht in jähem Erschrecken, mit dem linken Arme sich an den Stamm des Eichbaumes geklammert, der als der einzige seiner Art sich erhalten hatte, aus jener fernen Zeit, da die Uferabhänge des Flusses noch dichter Laubwald waren, und der, weithin sichtbar, als ein Wahrzeichen der Gegend galt. Den rechten Arm hielt sie in nördlicher Richtung ausgestreckt, wo jenseit des Flusses in stundenweiter Ferne eine Bodenwelle von gleicher Höhe wie die, auf der sie stand, die Gegend überragte.

Auch ihr Gegenüber schaute einen Moment und deutete, gegen einen rückwärts haltenden Begleiter gewendet, auf

diesen Punkt. „Der Janushügel von Rosbach?“ fragte Hermann, dessen scharfen Blicken keine Bewegung entging, flüsternd den Hofrat. Kaum aber hatte er die Frage ausgesprochen, so lenkte der Gewaltige sein Kopf und sprengte den Weg zurück, den er gekommen war.

Die Wanderer standen entblößten Hauptes wie eingewurzelt auf der alten Stelle; ihre abermalige Verbeugung wurde so wenig als vorhin erwidert, und ihre Personen würden nicht bemerkt worden sein, wenn nicht eine gemüthliche Schafherde sich sonder Respekt vor Menschenmacht und Hoheit über die Landstraße ausgebreitet und die Bahn des Helden für einen Augenblick gehemmt hätte. Er wendete das Haupt noch einmal zurück nach dem Hügel, auf welchem das Fräulein unbewegt in der früheren Stellung stand.

„Chriemhild!“ hörte man ihn zu dem ihm zur Seite haltenden Führer seiner Garden sagen, während ein anmutiges Lächeln die feinen Lippen umspielte, denen das Lächeln eine seltene Günst geworden schien.

Der den Musen huldigende Herr Hofrat wurde durch den Namen Chriemhild in kaum zu bändigende Ekstase versetzt. Welch Universalgenie, dieser Mann! Ein Dichter vielleicht größer als er selbst! Wie geistreich hatte Er den Werther dessen Autor gegenüber kommentiert! Den deutschen Poeten durchzuckte der Gedanke, das Heldenweib der Nibelungen, die er bis jetzt nur dem Namen nach kannte, zum Vorwurf einer Tragödie zu machen.

„Wer – ist?“ fragte, nach der Höhe deutend, irgend ein besternter Herr der Suite den alten Schäfer, welcher ungerührt von der außerordentlichen Begegnung auf einem Steinhaufen der Straße saß und sein Vesperbrot in lang-

samen Bissen verzehrte; und als der ehrliche Deutsche die Frage nicht alsobald beantwortete, wiederholte er dieselbe mit einem Zusatz, den wir zu deutscher Ehre nicht wiedergeben wollen.

Der Schäfer richtete seine Augen gelassen nach der bezeichneten Stelle und sagte mit einem schmunzelnden Zug über dem breiten Gesicht: „Na, kennt Er denn Fräulein Muthchen nicht, Herr Franzose?“

„Fräulein – Muthken!“ wiederholte der General seinem Gebieter.

„Quel nom barbare pour une si belle personne!“ hörte der Hofrat, der sich in seiner Begeisterung einige Schritte vor, dicht an die Gruppe gedrängt hatte, seinen Heros sagen.

„Mademoiselle Courage!“ wagte er, mit einem tiefen Bückling, zur Erläuterung auszusprechen.

Der Heros blickte ihn an und nickte mit dem Haupt, als ob er in dieser Übertragung den Namen paßlich finde; dann setzte er über den Graben hinweg, daß Schafe und Lämmer geängstigt auseinanderstoben. Die Suite der Generale folgte ihm, die Straße zur Stadt hinab. Im Nu war die blendende Erscheinung wie eine Fata Morgana verschwunden. Auch Mademoiselle Courage hatte den Freienhügel verlassen und war durch die Gartenpforte nach ihrem Siedelhofe zurückgekehrt.

Als die Reisenden sich wieder allein mit dem Schäfer und seiner Herde auf der Landstraße sahen, lösten sich die Herzen. Der Hofrat war schlechthin in einem Rausch. „Welch ein Zauber“, so rief er, „um einen großen Mann. Diese antiken Heldenzüge! ich hatte sie niemals in solcher

Nähe gesehen. Lassen Sie uns dem Pfade folgen, den seine Spur geweiht, lassen Sie uns hinauf zu dem alten Hünengrabe steigen und die Landschaft überschauen, die Er zur Szene neuer glorreicher Taten erkoren hat. Wer blickt in dieses Auge und begreift nicht, daß es anders auffaßt als gemeine Sterbliche? daß Menschen und Dinge, über die es streift, wie in eiserne Tafeln seinem Gedächtnis eingegraben sind?"

„Glückseliger Poet!“ entgegnete der Syndikus, der sonst nicht eben ein Spötter war, „glückseliger Poet, dessen Figur er gestreift hat und der sich rühmen darf, unsterblich im Gedächtnis des ‚letzten großen Menschen‘ fortzuleben! Aber ich pflichte Ihnen bei; lassen Sie uns von dort oben nach unserem Wagen auspähen, da es nicht geraten sein möchte, unsere Bagage dem Zufall der Landstraße preiszugeben, wir auch zu Fuße mit unseren kotigen Habitern einen kläglichen Einzug halten würden in der Stadt, welche der Titan durch seine Gegenwart verewigt.“

Sie gingen voran; Hermann folgte ihnen in schweiger Bewegung. Bald standen sie auf der Höhe und blickten über das jetzt verschlossene Gitter auf zwei Gräber unter dem alten Baum, dessen Schaft das Fräulein vorhin, sei es im Schreck, sei es mit Bedeutung, umklammert hatte. Der eine der Hügel war sauber gepflegt und mit Frühlingsblumen geschmückt, der andere einfach mit Rasen belegt. Kein Name war auf einem Stein oder Kreuz bezeichnet.

Die Abendsonne, die Wolkenschicht durchdringend, beleuchtete die Gegend in ihrem blühenden Lenzeßschmuck; der Blick schweifte über den Friedhof mit seiner Kirche, dann über das Dorf hinweg stromauf stromab den Fluß, der wie ein silbernes Band das Thal durchschlängelt, im

Westen begrenzt durch die Stadt, mit ihrem beherrschenden Schlosse, zahlreiche Kirchspiele, Wald, Wiese, Rebhügel und frischgrüne Saatsfelder boten einen erfreulichen Wechsel.

Nach schwindelndem Aufschwung, wie nach schlaffem Ermatten ist es ja allezeit die Natur, welche das Gemüt wieder in ein Gleichmaß setzt, und so konnten auch unsere Wanderer dem nicht blendend, aber wohlthuend vor ihren Augen sich entfaltenden Reize nicht lange widerstehen, ohne von dem Außerordentlichen zum Tagesgewohnten zurückzukehren: zunächst zu Fräulein Muthchen und ihrem Hausmeier, deren Walten und Wirken sie in den wohlbestellten Feldern und Gärten, der strengen Ordnung in Haus und Hof verständlich vor sich ausgebreitet sahen.

Alles war schlicht und dauerhaft, wie um der unruhigen Epoche zu trozen, nichts prunkvoll angelegt; kein Zierstrauch, keine Blume in den weitläufigen Gärten; aber jedes kleinste Fleckchen zu nutzbringendem Ertrage bestellt. Man bemerkte den Hausmeier, — jetzt in starken Schuhen und grobem Leinenkittel, — wie er im Hofe mit würdevoller Gelassenheit hin und wider schritt, Mauern, Türen und Läden gewissenhaft untersuchte, dann wieder den Kopf aus einer Dachluke streckte und dem Hofgesinde Weisung gab, den durch das gestrige Plänklerfeuer angerichteten Schaden wiederherzustellen.

Auch das Fräulein erschien von Zeit zu Zeit im Hofe in dem nämlichen grünen, keine ihrer raschen Bewegungen hindernden Anzug, den sie vorhin zu Pferde getragen hatte. Der Syndikus bemerkte, daß sie erst seit einem Monate dieses grüne Kleid gegen ein schwarzes vom nämlichen Schnitt, welches sie seit dem Tode ihrer Mutter nicht abgelegt, vertauscht habe; und der Hofrat meinte lachend,

daß Preußens Kriegserklärung ihr die Farbe der Hoffnung wieder wert gemacht. Man sah die Dame die im Hofe mit Aufräumen und Zutragen beschäftigten Arbeiter anstellen und antreiben, jeden Mangel, jeden Schaden augenblicklich entdecken, prüfen, abhelfen, rasch und entschieden selber Hand ans Werk legen; man mußte sich sagen, daß nur auf diese resolute, pünktliche Weise, bei strengem Zusammenhalten bedeutender Mittel, die musterhafte Ordnung eines Besitztums aufrechterhalten werden konnte, das in der bedrohlichsten Lage, seit fast sieben Jahren, den Requisitionen, ja Plünderungen von Freund wie Feind ausgesetzt gewesen war, erst kürzlich den aus Rußland geflüchteten Scharen entblößter, fiebernder Franzosen als Spital und bis vor wenig Tagen dem Stabe des am weitesten vorgebrungenen russischen Korps als Quartier gedient hatte, eines Besitztums, auf dessen Grund und Boden gestern einige der ersten Opfer deutscher Befreiung gefallen, in dessen Mauern die ersten Kugeln des neuen Feldzugs gedrungen waren und in dessen nächster Nähe sich die erste hochwichtige Entscheidungsschlacht vorbereitete.

Der Syndikus, welcher der Gutsherrin Justitarius war, erzählte, wie hausmütterlich heiter er die Dame neulich mit den Kosaken hausend angetroffen habe und in welcher wehmütiger Stimmung sich diese Natursohne von ihren Viertonnen und Krautkübeln getrennt; wie sie beim Abschied immer wieder umgekehrt seien, ihr vom Pferde herunter die Hand gereicht und gerufen haben: „Mutter Muthchen, gut Mutter Muthchen!“ um darauf unter den traurigsten Molltönen ihres Vorsängers und dem einfachen Akkompagnement ihrer Rohrflöten weniger gastlichen Herbergen entgegenzuziehen. „Ja, ein Kernmädchen, dieses

Ruthchen, daß dem Teufel und seinen Scharen standhalten würde, ohne mit der Wimper zu zucken!" so schloß der Syndikus diese wie einige ähnliche Mitteilungen. Der Hofrat rief aus:

„Ja, bei Gott! Schade um die schöne Person und um ihr schönes Geld!“

„Schade inwiefern?“ fragte Hermann, welcher den Schilderungen mit dem lebhaftesten Anteil gefolgt war.

„Weil sie beide nur einem freien deutschen Manne zugute kommen lassen will,“ antwortete jener lachend, „und über diesem Vorsatz, allem Anschein nach, zur alten Jungfer werden wird, insofern Held Cupido sich am Ende nicht doch noch unwiderstehlicher als Held Bonaparte, ja als der unwiderstehlichste Damenheld erweisen sollte. Unter allen Umständen – wenn die Geschichte wahr ist, die man sich ihrerzeit einstimmig erzählt hat –, unter allen Umständen war es die grausamste alberne Schrulle ihres phantastischen Vaters, dem armen, blutjungen Dinge, im Moment der tiefsten Zerknirschung, hier am offenen Grabe der Mutter quasi ein Klostersgelübde aufzuerlegen, anstatt sie im Gegenteil darauf hinzuweisen, daß, wenn in der allgemeinen Zerrüttung Spiel und Tanz der Jugend verleidet werden, die Freuden der Liebe sie für vieles und eine Frau für alles zu entschädigen imstande sind.“

„Diese Auffassung ist freilich der des seligen Majors eine schnurstracks entgegengesetzte; recht aber haben Sie in der Hauptsache,“ wendete der Syndikus ein. „Und wenn ich Ihnen ebenso zugeben muß, daß die Niederlage von Jena, verbunden mit dem fast gleichzeitigen Tode seiner Gattin, den Mann einigermaßen wirbelig gemacht hatte, so muß es um so mehr wundernehmen, wie seine Tochter,

ihrer kuriosen Erziehung und am Ende gar der abenteuerlichen Bestattungszene zum Troß, daß, was sie geworden ist, unser Fräulein Muthchen, werden konnte.“

„Sie erwähnen einer Bestattungszene, mein Herr,“ nahm jetzt Hermann das Wort, „und führen mich damit auf die Begegnung zurück, die ich Ihnen mitzuteilen im Begriffe war, als – –“

„Fahren Sie jetzt fort, junger Freund,“ unterbrach ihn der Hofrat. „Setzen wir uns, da der Wagen noch immer auf sich warten läßt, auf den Steinblock vor diesem vermeintlichen Hünengrabe, das der tolle Major zum Freienshügel umgetauft hat. Die Sonne scheint warm, und die Luft weht erquicklich. Ihre Erzählung soll uns die lästige Wartezeit verkürzen.“

Die beiden älteren Herren breiteten bei den Worten ihre Reiseüberbröcke von Kalmuck fürsorglich über den Stein und nahmen Platz, während der Student, ihnen gegenüberstehend und von Zeit zu Zeit einen Blick in den Gutshof werfend, also begann:

„Wir hatten, wie ich sagte, in jenem Dorfe übernachtet, waren aber vor Tagesgrauen schon wieder auf den Füßen. Kaum lagen die letzten Häuser hinter uns, als, von einem Seitenwege einbiegend, ein Fuhrwerk auf die große Straße lenkte und so langsam vor uns herfuhr, daß wir eine Strecke dicht hinter ihm Schritt zu halten, auch bei dem dämmernden Morgen es genau in Augenschein zu nehmen vermochten. Es war ein einfacher Korbwagen, mit einem Paar Kappen bespannt und gelenkt von einem Mann, der in einen schwarzen Mantel gehüllt und mit einem totenfahlen Gesicht uns Knaben den Eindruck eines Märchensfürsten oder wenigstens den eines unheimlich großen

Erdenherrn machte. An seiner Seite saß unbeweglich ein blondes Mädchen etwa meines Alters in tiefem Trauerkleid. Die Rücksitze des großen Holsteiner Wagens waren fortgenommen und durch einen schwarzverhüllten Gegenstand ersetzt, der sich als ein Sarg nicht verkennen ließ. Unbemerkt folgten wir dem seltsamen Kondukt, wie er in der Nähe des Edelhofes abbog, längs der Gartenmauer sich bewegte und auf diesem Hügel stillehielt. Etliche Männer hielten bereits vor einem frisch geschaukelten Grabe, anscheinend Dienstreute des Hofes, doch meine ich unter ihnen mich auch der Gestalt zu erinnern, welche die Herren Fräulein Ruthchens Hausmeier tituliert haben, nur daß er dazumal in knapper, schulmeisterlicher Tracht und sogar mit einem stattlichen Zopf angetan war.“

„Ganz recht,“ fiel der Hofrat ein; „er hat sich erst an dem Tage, von welchem Sie erzählen, junger Freund, den Zopf nicht etwa abgeschnitten, denn der Zopf steckt ihm heute wie damals im Geblüte, aber losgebunden und frei als Löwenmähne um seine Schultern wallen lassen; wie denn überhaupt der cheruskische Geschmack in ihm aufgewacht ist, nachdem die fränkischen Sieger ihm recht gründlich im Wagen lagen.“

„Die Sonne“, so fuhr Hermann fort, „ging in diesem Augenblick auf, hell und klar, wie sie seit Wochen nicht geschienen hatte. Das trauernde Paar stieg vom Wagen, der Sarg ward heruntergehoben und schweigend versenkt. Das Gesinde entfernte sich auf einen Wink des schulmeisterlichen Anordners; das junge Mädchen sank auf die Knie, während der bleiche Herr im Trauermantel nebst dem im Zopf Schaukel um Schaukel die Grube füllte. Als das Werk vollbracht war, streckte der, welchen ich den

Vater nennen will, den rechten Arm in die Höhe wie zu einem Schwur. Seine Lippen bewegten sich, was er aber sprach, war so leise, daß wir es nicht verstehen konnten. Das junge Mädchen erhob sich, legte mit ruhiger Gebärde ihre Rechte in die seine und rief vernehmlich: „Ich schwöre es!“ Dann wendeten alle drei sich langsam dem Hause zu; sie gingen dicht an uns vorüber; der Herr blickte finster auf die knabenhaften Zeugen. Die Dame schaute uns voll ins Gesicht; ihre Züge waren jünger und zarter als heute, aber die nämlichen, die ich vor einer Stunde auf den ersten Blick wiedererkannte. Die Züge Fräulein Muthchens.“

„Ihre Schilderung“, sagte der Hofrat, nachdem Hermann geschlossen hatte, „stimmt genau mit denen überein, welche selbst in jener Zeit allgemeinsten Aufregung die Gemüther lebhaft beschäftigt haben. Wie die heimliche Szene eigentlich kund geworden ist, weiß Gott. So etwas fliegt in der Luft. Die einen lächelten darob, die anderen fühlten sich zu Tränen gerührt. Der Major Kettenloß war einer von den wenigen Sachsen, der in dem Feldzug von 1806 den Sturz des gehaßten Imperators erwartet hatte. Wie er nun heimkehrt von der Doppelniederlage des vierzehnten Oktober, die Seele zermühlt durch die Eindrücke der allgemeinen, wüsten Entmutigung, wie durch die Gewißheit des Übertritts seines Kriegsherrn zu dem gehaßten Fremdling, findet er seine allezeit kränkelnde Gattin der Angst und Qual um ihr Eigenstes, wie um das Allgemeine unterliegend. Alle teuren Bande sind ihm mit einem Schlage zerrissen. Um sich selbst und seinem einzigen Kinde die peinigende Erinnerung unauslöschlich einzuprägen, fährt er bei Nacht und Nebel allein mit seiner Tochter die Gattin von Leipzig, wo sie gestorben war, nicht

etwa in die Familiengruft, die sich auf einem anderen Gute befindet, sondern hier auf diesen Hügel, den der Volksglaube zu einem Hünengrabe stempelt, das heißt zu einer Massengruft jener scharmanten, schiefäugigen Barbaren, welchen der Finkler in dieser Gegend den Garauß machte und das Osterland für alle Zeit aus den Händen riß. Er, der Major nämlich, bestattet die Leiche in der von Ihnen beobachteten Weise und nimmt bei der Gelegenheit seiner Tochter das Gelübde ab, nicht früher einem Manne anzugehören, als bis die Scharte des Vaterlandes ausgewest sein werde, und, notabene, auch dann nur einem solchen Manne, der sich an diesem bedenklichen Mordgeschäfte heldenmäßig beteiligt haben wird. Der Major war überhaupt, ich weiß nicht ob ein Don Quixote, oder im Ernst so eine Art von Cato, als welcher er sich darzustellen beliebte; jedenfalls ein exzessiv ungemüthlicher Gesell. Er zeigte schon vor jener Katastrophe die halbstarrigste Verachtung des Jahrhunderts, dessen aufklärenden Beruf wir anderen preisen. Keiner seiner Koryphäen fand Gnade vor seinen Augen, der einzige Alte Frits etwa ausgenommen, und auch dieser nur als Soldat und mit einem sauer süßen Gesicht, denn wie er auch den Germanen herausbeißen mochte, der Major blieb ein Sachse und der Frits ein Preuße, das heißt Hund und Kaze von Natur, junger Herr. Überall witterte er Verweichlichung, Entartung und Verfall, selber – obgleich er ein Kenner war – in dem Aufblühen unserer Literatur und Kunst, mindestens in deren Einfluß auf das deutsche Volk. Die Eindrücke der Französischen Revolution und der Rheinfeldzüge, an denen er teilnahm, konnten seine pessimistische Anlage nur verschlimmern. Seit den Tagen von Kastatt sah er

Deutschlands Untergang voraus, und seine Hoffnung auf Erfolge von 1806 muß eine Inkonsequenz genannt werden, in welche auch solche starrköpfige Naturen, ja diese erst recht, zu verfallen pflegen.

„Diesem eigensinnigen Eisenfresser war es nun aber beschieden, alles was Bärtlichkeit an ihm hieß, an eine Frau zu heften, so weich und durchsichtig, daß ein Lufthauch sie umblasen konnte und sechs Söhne, die sie ihm schenkte, bald nach der Geburt wieder sterben zu sehen. Nur ihr letztes Kind, ein Mädchen, kam so lebensfähig zur Welt, daß an ihm eine heldenmäßige, spartanische Erziehung ins Werk gesetzt werden durfte. Der Anfang derselben wurde mit dem Namen Erdmuthé gemacht. Die Mutter mochte den Aberglauben des Volkes teilen, nach welchem ein Kind, aus dessen Namen sich das Wort ‚Erde‘ zusammensetzen läßt, gegen den Tod gefeit ist. Den Vater bestimmte die Zusammensetzung mit ‚Mut‘, die Eigenschaft, welche er zuerst, ja einzig, am Menschen schätzte. Man kann sich der Versuchung kaum entschlagen, den wütigen Heißsporn im Grunde seines Herzens für eine Nemme zu halten. Denn wer führt das, was wirklich sein Lebensprinzip ist, bei jeder Gelegenheit auf der Zungenspitze? oder wer schätzt an anderen nicht zumeist das, was er in sich selber vermißt?“

„Sie tun dem Manne unrecht,“ fiel hier der Syndikus ein, „ich bin in den mannigfaltigsten Beziehungen zu dem Major von Kettenloß gewesen, habe ihn aber niemals vor einer Gefahr zurückweichen, nie ein Unrecht begehen oder auch nur dulden sehen, sobald er es zu hindern imstande war, habe ihn niemals eine Unwahrheit sagen, niemals schmeicheln oder heucheln hören. Und das sind doch wohl

die Kriterien eines angeborenen, nicht eines sich selber aufgedrungenen Mutes. Was dahingegen die Erziehung seiner Tochter betrifft, lieber Freund, so haben Sie recht: er suchte die Eigenschaften in ihr auszubilden, an deren Mangel er seine Generation krank währte. Alle Welt theoretisierte ja dazumal über Erziehung. Die einen verlangten Freiheit, ja Willkür, die anderen Ehrerbietung und Unterordnung; diese Bildung zum Schönheitsideal, jene Natürllichkeit bis zur Unbildung. Unser Major forderte Mut, positiven Mut, das heißt zunächst Kraft, auch bei den Frauen, den Müttern des künftigen Geschlechts.

„Das kleine Muthchen wurde daher von der Wiege ab nach der Möglichkeit abgehärtet, kräftig genährt, kalt gebadet; sie lernte früher schwimmen und reiten als lesen und schreiben. Die leiseste Anwendung von Zaghaftigkeit und Furcht, Ekel oder Aberglauben wurde im Keime oft mit den härtesten Gegenmitteln erstickt. Die Gegenstände des Unterrichts und seine Methode entsprachen späterhin diesem kräftigen System. In welchem Maße die weiche, zärtliche Mutter bei dieser Behandlung litt, ist nicht mit Worten auszusprechen. ‚Was soll aus dem Wildfang werden?‘ hörte ich sie mehr als einmal klagen. ‚Die ersten Reize des Weibes, Sanftmut, Demut und Anmut, werden in ihr ausgetilgt; sie wird niemals geliebt werden, niemals einen Mann glücklich machen.‘

„Wenn Männer Sklaven werden, müssen die Frauen sich selbst regieren lernen,‘ pflegte ihr Gemahl mit finsterner Miene darauf zu antworten. Oder, wenn er einmal in freundlich mittheilsamer Stimmung war, dann sagte er auch wohl: ‚Deine eignen Worte, liebes Weib, strafen dich Lügen. Hat doch die Offenbarung unserer

Sprache jene eure ureigensten Reize aus dem Mut abgeleitet; ja selber der Schmerz in seiner edelsten Erscheinung wird als Wehmut weiblichen Geschlechts. Euer Reich ist das Gemüt und soll es sein und bleiben. Aber auch das Gemüt fließt aus dem Mut, ja Herz und Mut haben, beherzt und mutig sein ist bei den Deutschen, mindestens im Hort der Sprache, die der Himmel behüten möge, noch ein und das nämliche. Gönne daher unserem Muthchen, das uns Tochter und Sohn zugleich sein soll, ihren mutigen und sogar mutwilligen Sinn. Ihr Leben, heute noch ein Spiel, morgen wird's Ernst, und je herzhafter sie es zu fassen weiß, um so herzlicher wird sie eines Tages einem braven Manne angehören.“

„In der That eine artige Galanterie unserer ersten geheimnißvollen Sprachkünstler,“ so unterbrach an dieser Stelle der Hofrat den Erzähler, „eine artige Galanterie, daß sie dem gemeinsamen Stammvater Mut einen Kreis von lauter lieblichen und löblichen Töchtern und dagegen als Söhne eine Schar häßlicher Unholde angeeignet haben.“

„Ich dünkte, Armut und Schwermut wären just auch keine Huldinnen,“ wendete der Syndikus lachend ein.

„Aber doch rührende Genien.“

„Für den gutgelaunten Poeten, bei wohlbesetzter Tafel! in der Wirklichkeit jedoch — —“

„Keinenfalls von der feindlichen Sorte, die uns Menschenkinder als Mißmut, Unmut, Kleinmut, Wankelmuth, Übermut, Hochmut schikaniert und turbirt.“

„Zugestanden; und müssen wir für diese unhöfliche Laune unserer Grammatik uns mit einer anderen widerwärtigen Stammesgenossenschaft trösten, die von der Selbst-

sucht bis zur Schwindsucht mit kaum größerem Rechte ausschließlich dem schönen Geschlecht vindiziert worden ist. Um aber zu unserem Major zurückzukehren, so hielt er sich statt an jene unartigen Sproßlinge in der Erziehung wenigstens an die wohlgearteten. ‚Es ist ein Zeichen der Schwäche an den Männern,‘ prägte er seinem Ruthchen ein, ‚wenn sie die Schwächen der Frauen reizend finden. Die Frau in ihrem Gebiet braucht dieselben Kräfte und Tugenden wie der Mann, ja sie braucht sie doppelt, denn sie hat mehr zu leiden und das nämliche zu tun.

„Das Schlachtfeld der Frau ist das Krankenbett, mag sie darauf liegen oder daran Wache halten, und wenn sie vor einem Blutstropfen in Ohnmacht oder vor einer Spinne in Krämpfe fällt, ist sie so wenig das, was sie sein soll, wie der Mann, welcher dem Feinde gegenüber die Flinte ins Korn wirft. Sie hat unparteilich unter denen, die ihr dienen, Recht zu sprechen, Ehre und Ordnung im Hause aufrechtzuhalten, und dazu gehört Mut. Sie soll ihre Kinder nicht nur stillen und hätscheln, sondern sie ziehen und züchtigen, und dazu gehört wieder Mut; sie soll ihnen im Notfall den Vater ersetzen können, und dazu gehört Mut, großer Mut. Sie soll dem Freunde freimütig raten, dem Feinde großmütig vergeben, so gut wie der Mann, und wie langmütig muß sie als Gattin Launen und Schwächen des Gatten tragen, wie heldenmütig der Robheit entgegenzutreten wissen, wenn sie in ihrem Amte treu erfunden werden soll?“

„Und welches ist schließlich das Schicksal dieses außerordentlichen Mannes gewesen?“ fragte Hermann, der mit den lebhaftesten Zeichen des Interesses diesen Mitteilungen gefolgt war.

„Sie stehen vor seinem Grabe,“ antwortete der Syndikus. „Seit jenen unglücklichen Oktobertagen trug er den Todeskeim in sich; unter dem Eindruck des letzten mißglückten Widerstandes brach er zusammen. Er hatte selbstverständlich unmittelbar nach Sachsens Beitritt zum Rheinbund den Militärdienst verlassen und lebte seitdem auf diesem Gute, obgleich er reicher eingerichtet in schönerer Lage besaß. Er redete sich ein, daß, wie schon mehr als einmal eine große Entscheidung zwischen diesen Kornflächen im Herzen von Deutschland erfolgt sei, auch diesmal die Erlösung sich in ihrem Umkreis vollbringen werde. Als sein zehrender Zustand schon bedenklich um sich gegriffen hatte, wankte er noch immer jeden Mittag hinaus auf den Freihengügel, legte sich, um sich gleichsam auf die Grabesruhe vorzubereiten, stundenlang nieder auf seinen erwählten letzten Erdenplatz unter der alten Eiche neben der Gruft der geliebten Frau.

„Bei der Kunde von dem gescheiterten Schillschen Unternehmen steigerte sich sein Fieber zur qualvollsten Unruhe. Am Tage der Schlacht von Wagram fand man ihn tot auf dieser Stelle. Damit aber auch der letzte Akt nicht ohne eine gewisse Absonderlichkeit vor sich gehe, mußte seiner Anordnung zufolge sein Leichnam, gehüllt in den Trauermantel, den er seit dem Tode der Gattin getragen, ohne Sarg versenkt werden. Der Auflösungsprozeß sollte sich so rasch als möglich vollziehen, und seine Atome sollten dem alten Freiheitsbaume seines Volkes frische Nahrung geben. Jeden Schmuck seines Hügel, wie die Bezeichnung mit seinem Namen Kettenloß hatte er unter sagt, solange das Vaterland in Ketten liege.

„Kurz vor seinem Tode ließ er seine erst achtzehnjährige

Tochter mündig sprechen und jedem beaufsichtigenden Kuratorium entziehen. Meine Einwände gegen dieses gewagte Vertrauen bei des Fräuleins Jugend und einem so vielseitigen Besitz wies er mit den Worten zurück: „Sie soll eine starke Aufgabe haben, um der Verwaisung an Eltern und Vaterland nicht zu unterliegen.“ Und er hat das Kind nicht überschätzt. Fräulein Muthchen hat sich ihrer Aufgabe gewachsen erwiesen wie der tüchtigste Mann, freilich aber auch an ihrem Faktotum, dem Hausmeier, eine Stütze gehabt, wie keine zuverlässigere gefunden werden konnte.“

„Wer ist denn nun aber eigentlich dieses wunderliche Faktotum von einem Hausmeier?“ fragte Hermann zum Schluß.

„Der frühere Erzieher des Fräuleins, seines Zeichens und Namens Magister Polykarpus Storch, oder in seine gegenwärtige Mundart übersetzt: Meister Vielfraß Storch. Als Sohn eines Predigers auf einem Kettenlofschen Gute war er des Majors Jugendgespieler und wurde durch die Sympathie der Franzosenfresserei sein Freund. Im übrigen, trotz seiner Monomanie oder wenn Sie wollen Narretei, ein Mann, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck trägt, der für seine Zöglingin durchs Feuer ginge und ihr die erspriesslichsten Dienste leistet als Rentmeister, Baumeister, Wirtschaftsinspektor oder, wie er selber es benamset, als Hausmeier und Bogt der Edel- und Siedelhöfe seiner Gebieterin, des Freifräuleins Erdmuthes von Kettenloß.“

„Das wäre ein Paar, dessen Bekanntschaft ich machen möchte!“ rief der Student.

„So lassen Sie uns einen Besuch auf dem Siedelhöfe

abstatten," versetzte der Hofrat; „die gestrige Kriegsszene vor seiner Thür und unser zerbrochener Wagen sind ein hinlänglicher Vorwand, und Ihr rasselnder Säbel wird eine treffliche Empfehlung sein. Kommen Sie, junger Freund. Ich führe Sie bei Fräulein Muthchen und ihrem Hausmeier ein.“

„Ich werde indessen nach unserem verunglückten Fuhrwerk sehen, dessen Herstellung sich über Gebühr verzögert. Sobald es heil ist, hole ich die Herren bei Fräulein Muthchen ab,“ sagte der Syndikus, sich empfehlend.

Die beiden anderen schlugen den Weg nach dem Hoftor ein. Der Hofrat meinte lachend: „Hüten Sie sich nur, daß Sie von der Schönen und ihrem Leibnarren nicht eingefangen und so en passant für den Dienst der Freiheit gepreßt werden, Sie deutscher Schwärmer!“

„Das Beste, was ich mir wünschen könnte!“ entgegnete Hermann, gleichfalls lachend.

Der Hausmeier und Vogt des Freifräuleins Erdmuthe von Kettenloß, den man im Hofe über der Probe einer Feuerspritze antraf, schien dem dichtenden Herrn Hofrat nicht sonderlich grün zu sein, denn er würdigte ihn kaum eines Gegengrusses, während er den frischblühenden Studenten mit sichtbarem Wohlgefallen betrachtete. Als der ältere Herr, unbeleidigt durch die teutonische Grobheit, den Studiosus juris Hermann Wille vorstellte, fragte er:

„Hermann Wille! Ein Sohn des weiland hiderben Pfarrherrn David Wille zu Studniß im Leipziger Kreise?“ Hermann bejahte die Frage, und der Alte fuhr fort:

„Dahero ein Bruder des Plagmeisters Wille, welcher als Beigeordneter des sächsischen Befehlshabers den tapfer-

ren Welfenherzog in diesen Gauen schmähslich behelligt hat."

„Ja, mein Herr,“ antwortete Hermann, ein Lächeln unterdrückend. „Leutnant Wille, der damalige Adjutant unseres Kommandanten von Torgau, General Thielemann, ist mein Bruder.“

„Keine derartige Babelverwirrung in Eurem Munde, junger Mann,“ verwies der Hausmeier. „Säubert das Heiligtum Eurer Sprache. Teutsche Würdige an die Stelle fränkischer Maulhelden! Fort mit dem welschen Mummenschanz! Keinen Leutnant, keinen General! Ein teutscher Platzmeister, ein teutscher Feldmeister über dem teutschen Wachtmeister, neben dem teutschen Hauptmann und Obersten, um fränkische Unzucht über die teutsche Scheide hinaus zu jagen! Anjezo die zweite Frage: Warum dient der Sohn eines teutschen Mannes unter den Söldlingen des Unterdrückers?“

„Weil er seinem Kriegsherrn Treue geschworen hat, Herr Magister,“ versetzte Hermann.

„Warum schwur er ihm Treue, da er frei und jener von der Vergötzung geblendet war? Warum entfleucht er nicht heute unter das Banner seiner teutschen Brüder?“

„Sie predigen Emeute, teutscher Mann!“ rief der Hofrat, während Hermann schwieg.

Der lange, hagere Magister Storch warf einen grim-migen Blick auf den kurzen, rundlichen Franzosenfreund, fuhr jedoch, ohne sich stören zu lassen, gegen den Studenten gewendet fort: „Und Ihr, junges Blut, tragt Ihr ein teutsches Schwert zu eittem Prahl? Wie lange wollen teutsche Jünglinge ihren Müttern noch müßig in den Klostopf gucken? Ist es an der Zeit, über den Geseß-

büchern des ausländischen Altertums zu klaben, derweil das Recht Eures Vaterlandes mit Füßen getreten wird! Fort mit den Grübelfängen! Feuerschlünde sind die Lösung! Auf, Hermann! kein teutscherer Name! Auf, Wille! kein teutscherer Seelensinn! Auf, Hermann Wille; Deutschlands große Stunde hat ausgehoben!"

Nach diesem Aufruf, der von der Feuerspritze, wie von einem Katheder herab, umringt von gaffenden Knechten und Mädchen, unter dem begleitenden Geblöf der heimkehrenden Schafherde gedonnert worden war, gab Magister Polykarpus Storch noch einen mächtigen Wasserstrahl zum besten, vor welchem die beiden Besucher lachend nach dem Hause flüchteten. Ein Diener in einfachem, bürgerlichem Anzug wies sie in ein Gemach, das geräumig, gewölbt, mit gebräuntem Eichenholze ausgelegt und ausgestattet war, aber wie die Gärten jeglicher Zierat und selber der Bequemlichkeit von Teppichen und Polstern entbehrte. Das Fräulein, das augenblicklich beschäftigt sei, sollte hier erwartet werden.

Sie fanden den alten Prediger des Dorfes vor, einen Bekannten des Hofrats, und erfuhren von ihm die gestrige kriegerische Einleitung in aufklärendem Zusammenhang. Während dieser Mitteilungen trat Fräulein Erdmuth ein mit heiterem Anstand und von der Bewegung geröteten Wangen.

Der Hofrat eilte ihr entgegen, unter zierlicher Verbeugung ihre Hand an seine Lippen führend und sichtlich selbst befriedigt von einem Impromptu, in welchem Mademoiselle Courage als deutsche Chriemhild gefeiert ward. Die denkwürdige Begegnung auf dem Freienhügel war damit aufs Tapet gebracht.

„Ich sah Ihren Helden nicht zum erstenmal,“ versetzte das Fräulein ruhig. „War ich doch zufällig in Ihrer Stadt, Herr Hofrat, als er sie im Fluge berührte nach dem schmachvollsten Frieden, der jemals in Deutschland geschlossen worden ist, und heute noch fühle ich eine brennende Scham in der Erinnerung an jene weißgekleideten Jungfrauen, arglose Kinder, die von ihren Vätern und Müttern dazu hergegeben worden waren, den Triumphator mit Blumenketten festzuhalten und ihn huldigend zu begrüßen mit Gemeinplätzen in stockender Sprache, welche die Kinder selbst nicht verstanden, und der, welchen sie ehren sollte, noch viel weniger verstanden haben würde.“

Der Herr Hofrat schlug einigermassen verlegen die Augen nieder. Er war von seinen Mitbürgern als Dichter jener schwungvollen französischen Huldigungsverse, die Fräulein Muthchen Gemeinplätze nannte, bezeichnet, sagen wir gepriesen worden, obgleich er die Autorschaft späterhin verleugnet hat, die Verse auch nicht in seinen gesammelten Werken aufgeführt sind.

„Es gefiel mir an Ihrem Helden,“ so fuhr Fräulein Muthchen während dieser unserer Parenthese fort, „daß er den knechtischen Empfang nicht annahm, die huldigende Absicht durch keinen freundlichen Blick lohnte und, während sein Mameluck vom Boock herab das Publikum mit Knutenstieben auseinandertrieb, sonder Gruß mit der Sturmes-eile seiner acht Kofse von dannen stob, verfolgt von dem Blumenregen der jubelnden weißen Kinder.“

„Und dann sah ich ihn wieder, es sind jetzt vier Monate, im Morgengrauen einer bitterkalten Dezembarnacht. Ein Pferd vor seinem Schlitten war nahe meinem Thor auf der glatten Schneebahn gestürzt und der Postillion gekommen,

es bis zur Stadt durch eines der meinen zu ersetzen. Er ahnte nicht, für wen er die Aushülfe in Anspruch nahm, und ebenso ahnungslos begleitete ich ihn, in der Absicht, einem bei der nächtlichen Fahrt Durchfälteten während des Aufenthalts einen erwärmenden Trunk anzubieten. Und ich erkannte den bleichen, in sich versunkenen Mann auf den ersten Blick, ein Marmorbild heute wie damals und kaum ein Wechsel zwischen den Mienen des Siegers und denen des Vernichteten. Aber mich erbarmte des Mannes, der den graufigen Untergang einer Million von Menschenleben auf seinem Gewissen hatte, und ich flehte zu Gott, daß er seiner Seele gnädig sein möge.

„Heute aber, wo er mir aufgerichtet zu neuen Freveltaten gegenüberstand, Auge in Auge, in solcher Nähe und Ruhe, heute zitterte ich, und ich –“

„Gestehen Sie es nur, mutige Chriemhild,“ fiel der Hofrat lächelnd ein, „gestehen Sie es nur: hätten Sie einen Dolch in Ihrem Gürtel getragen, ein Schwert unter dem faltigen Gewand, so würde Deutschland eine Judith oder Corday zu verherrlichen haben.“

„Heiland der Welt, welch ein verbrecherischer Scherz!“ rief erbleichend der alte Pfarrer, das Fräulein aber entgegenete ruhig, indem sie den Spötter mit einem Blicke tiefer Verachtung maß:

„Und was bliebe denn euch Männern, wenn die Weiber eure Tyrannen meuchlings ermorden wollten?“

Der Hofrat brach den mißlichen Gegenstand ab, indem er seinen Reiseunfall erzählte und der Dame seinen jungen Begleiter vorstellte. Sie begnügte sich mit einem flüchtigen, stummen Grusse gegen ihn und wendete sich dann rasch zu dem Prediger, dem sie mit den Worten die Hand reichte:

„Daß ich über dem bösen Feinde den werten Freund versäumen mußte! Ich habe Sie warten lassen, Herr Pfarrer – –“

„Ich wartete gar gern, Fräulein Erdmuth, von diesem Fenster aus Zeuge Ihres geschäftigen Waltens,“ versetzte der alte Herr. „Die Sorge um Sie, nach der gestrigen Schreckensszene, hat mich heraufgetrieben.“

„Nun, wir sind ziemlich heil davongekommen, wie Sie sehen, und das Dorf im Thal ist ja, gottlob! völlig unberührt geblieben. Wenn Sie mich aber etwa von hier fortzögen wollen, alter Freund, so sparen Sie sich die Worte; sie würden vergeblich sein.“

„Ich weiß es, denn ich kenne Sie,“ versetzte der Pfarrer. „Ein Wunsch jedoch liegt mir noch auf dem Herzen – –“

„Frisch heraus!“ rief das Fräulein munter. „Warum stocken Sie? Was soll ich, was kann ich – –“

„Helfen wie immer, edle Erdmuth; die Brüdergemeinde in Herrenhut, der Ihre selige Frau Mutter so von Herzen zugetan war, hat den edlen Salinendirektor von Hardenberg und mich durch ihn mit einer Sammlung beauftragt, zum Zweck der Ausrüstung etlicher opferwilliger Sendboten, die das Licht des Evangeliums an den eisigen Pol, in Grönlands Steppen, unter verwahrloste Menschenkinder zu tragen bereit sind. Ein Scherflein für die heiligste Sache, fromme Erdmuth.“

Sie stand eine Weile schweigend, mit niedergeschlagenen Augen, dann entgegnete sie ernst: „Das Mein wird mir schwer, um des Andenkens meiner Mutter willen, um Hardenbergs und auch um Ihetwillen, verehrter Freund, aber ich habe kein Geld.“

„Erdmuth!“ rief der Pastor vorwurfsvoll.

„Nein, ich habe kein Geld,“ wiederholte sie entschieden. „Keines für diesen Zweck. Jetzt nicht; vielleicht später. Ich weiß, was Sie sagen wollen. Ich bin reich, aber zu arm für unsere Noth. Das Nächste voran bei allem Tun, auch beim Wohltun. Heißen Sie Ihren opfermutigen Sendlingen ihrem Vaterlande zum Frieden helfen durch das Schwert, und kommen Sie zu dieser Ausrüstung in mein Haus, alles was es enthält, wird Ihnen zu Gebote stehen. Erst den armen Lazarus vor der eigenen Thür, dann den Bedürftigen vor der fremden. Der arme Lazarus aber vor unserer Thür, das ist das deutsche Volk, das mit Schmach und Wunden bedeckt, an seinen Sünden fränk, mißhandelt deutsches Volk. Bis es heil und frei geworden, keine Ruhe Tag und Nacht; unser Dichten und Trachten, unser Darben und Sparen, Gebet und Arbeit für dieses Volk, den letzten Heller, den letzten Bissen für unser Volk.“

Alle standen bewegt dem eifrigen Mädchen gegenüber, dessen reine Züge ein schräg in das dunkle Zimmer fallender Strahl der untergehenden Sonne verklärte. Aus des Predigers Blicken schwand die Empfindlichkeit, der Sarkasmus von den Lippen des Dichters. Hermanns Augen füllten sich mit Thränen. „Den letzten Blutstropfen für unser Volk!“ rief er, als sie geendet hatte, indem er überwältigt zu ihren Füßen stürzte.

Das Fräulein blickte mit warmer Freude zu ihm nieder, reichte ihm dann die Hand, um sich zu erheben, und sagte nach kurzem Sinnen: „Wir sehen uns, wenn mir recht ist, nicht zum ersten Male.“ Und als Hermann sich zustimmend verneigte, fuhr sie fort: „Ja, ja, nun weiß ich Bescheid. Sie standen, noch ein Knabe, am Grabe meiner

Mutter, Sie hatten Tränen im Auge und trugen Trauerkleider wie ich."

"Ich hatte meinen Vater verloren," versetzte Hermann und erzählte darauf, von ihrem freundlichen Anteil ermutigt, daß er heute zum ersten Male wieder dieses Weges gekommen sei, um die Zustimmung seines Vormundes zu dem Entschlusse, der deutschen Sache unter Lügows Banner zu dienen, und ein kleines väterliches Erbteil zum Zwecke seiner Ausrüstung einzuholen.

Der Pfarrer nahm nach dieser Mitteilung warnend das Wort.

"Ihr Entschluß kommt zu früh," sagte er.

"Er kommt zur rechten Stunde," wendete das Fräulein ein.

"Zu rechter Stunde!" bekräftigte der Student.

"Nicht also, junger Mann," entgegnete der Greis. "Ihr Vormund, mein lieber Amtsbruder, ist mein Freund. Ich darf in seinem Namen reden. Noch ist Ihr König Frankreichs Bundesgenosse --"

"Und Ihres Vaterlandes Widerpart," rief Erdmuth.

"Sie sind ein Sachse, Hermann Wille," gegenredete der Prediger.

"Ich bin ein Deutscher!" sagte der Student.

"Ihr Bruder ist sächsischer Offizier; wollen Sie ein Brudermörder werden?"

"Soll er müßig und feige sein Vaterland morden sehen?" fragte das Fräulein.

"Er soll warten, bis Gott entschieden hat," versetzte der Pfarrer.

"Bis es zu spät ist," rief Erdmuth, "bis die große Sache an kleinlichen Bedenken gescheitert ist. Wehe über

uns, daß keiner, ja keiner mit reiner Hand und freiem Herzen dieser Sache dienen darf! Schlingen hier und Widerhaken dort! Es gilt einen Entschluß, eine rasche That! Keiner darf zögern, keiner sich entziehen. Nicht der Höchste, nicht der Geringste; nur alle vermögen's. Alle müssen sühnen, was alle gesündigt. Stehen alle zusammen — —“

„Und steht Gott wider euch, was hilft euer Rennen und Tagen?“ wendete der Prediger ein. „Hören Sie ein Beispiel, das in einer Chronik dieser Gegend aufgezeichnet ist.“

„Paßt es auf unseren Fall?“ fragte Fräulein Muthchen einigermassen bedenklich.

„Es ist wie für ihn geschaffen,“ versetzte der geistliche Herr.

„So teilen Sie es mit.“

„Vor vielen, vielen Jahren ereignete sich mitten im Maimonat, als die Fluren schon grün und die Bäume voller Blüten waren, ein gewaltiger Schneefall, schier wie ein Wunder. Etwelche gottlose Leute zerterten und fluchten ob ihrer vereitelten Hoffnungen. Sie schüttelten den Schnee von ihren Bäumen, fegten ihn von ihren Feldern und glaubten sich geholfen zu haben, weil sie das Übel verschwunden sahen. Allein, siehe da! nach wenigen Tagen standen ihre Saaten erfroren und ihre Reiser kahl, während die ihrer gelasseneren Nachbarn, unter der rauhen Decke geschützt, in Üppigkeit sproßten und weiterblühten.“

„Der Schnee schmilzt, aber Ketten müssen gebrochen werden,“ unterbrach ihn das Fräulein ungeduldig. „Der Natur sollen wir uns unterwerfen. Gegen Menschen haben wir einen Willen.“

Rascher Hufschlag vom Hofe herauf machte ihre Kede stocken. Alles stürzte an die Fenster. „Der General!“ rief das Fräulein mit einem jachen Erröten. Sie eilte nach der Thür, durch welche in der nächsten Minute, von Magister Storch eingeführt, ein Militär in großer russischer Uniform, die Brust mit Orden und Ehrenzeichen bedeckt, in das Zimmer trat. Der nämliche, der längere Zeit der Quartiergast dieses Hauses gewesen war.

„Ich komme, Sie zu warnen, Gnädigste,“ sagte er, indem er des Fräuleins Hand an seine Lippen zog. „Hat es gestern vorgespukt, bald, vielleicht morgen schon kommt es ernsthaft zum Klappen. Ihr Gut, Ihr Leben vielleicht sind bedroht.“

„Dank, Excellenz,“ versetzte Erdmuth herzlich, aber ruhig. „Gott mag es gnädig fügen.“

„Aber Sie, Excellenz, Sie sind in Gefahr,“ flüsterte heranschleichend der alte Pfarrer. „Er, der Kaiser, ist in der Nähe, kaum eine Stunde, daß er in dieser Gegend rekonnozierte.“

„Ich weiß es, würdiger Herr,“ antwortete laut der General. „Indessen auch wir rekonnozieren, und Kosakenpferde traben rasch.“ Gegen die Dame gewendet, setzte er darauf hinzu: „Wer mag sagen, nach welcher Richtung die nächste Stunde uns treibt? Doch mochte ich nicht ohne Lebenswohl aus der Nähe eines Hauses scheiden, dessen edle Gastfreundschaft mich nahezu mit meinem einstigen Vaterlande ausgeföhnt hat.“

„Excellenz sind, wie Ihr Name allerdings andeutet, ein geborener Deutscher?“ fragte der Hofrat, der den General flüchtig hatte kennen lernen und den Verkehr mit berühmten Leuten, wenn sie auch Feinde hießen, hochhielt.

„Ich war ein Deutscher, bevor ich mich schämen mußte, es einzugestehen,“ erwiderte der General mit einem scharfen Blick auf den Dichter.

„Und an dem Tage, wo Sie sich nicht mehr schämen werden, es einzugestehen, werden Sie dann wieder ein Deutscher sein, Excellenz?“ fragte das Fräulein.

„Nein,“ antwortete der Herr; „ich habe ein mächtiges und einiges Reich als Vaterland schätzen lernen, und mächtig und einig wird Deutschland niemals werden, auch wenn es sich mit unserer Hülfe von seinen gegenwärtigen Ketten befreit.“

Es entstand eine Pause, in welcher keiner eine gewisse Bewegung zu bergen vermochte; am wenigsten Erdmuth, welche die Augen zu Boden geschlagen hatte und nicht rot, sondern bleich geworden war. Doch war sie die Erste, die sich zu einer Wendung des Gespräches sammelte und sogar mit einem Anflug von Schelmerei auf ihren Hausmeier deutend sagte: „Ich merke es meinem alten Freunde an, daß eine Anklage auf seinem Herzen brennt. Eine Anklage wider Ihre neuen Landsleute, Excellenz. Bringen Sie Ihre Sache an, Vater Storch. Ich werde zeugen.“

„Und ich hören und richten,“ versetzte lächelnd der General.

Magister Polykarpus Storch trat dem russischen Herrn mit gemessenen Schritten gegenüber und hob mit feierlichstem Ernste an:

„Hoher Feldmeister! Ich hielt heute morgen im Geleit meiner edlen Gebieterin einen Umritt über das Kampffeld des gestrigen Tages, in der Absicht, nach Verwundeten auszuspähen, welche etwa am Wege oder in den Dörfern ohne Pflege liegen geblieben seien. Da, jach wie ein

Wetter, fielen zwei Mitglieder Eurer unregelmäßigen Söldnerschar, hoher Feldmeister, gleichwie eine Räuberbande über mich her. Sie zerrten das Schwert von meinen Füßen und trafen Anstalten, mich noch anderweitig zu entblößen, dafern nicht dieses edle Fräulein voller Mutes herangesprengt wäre, das Schwert an meiner Linken aus der Scheide gezogen und die Süßbuben in die Flucht gescheucht hätte.“

„Tapfere Amazone!“ rief der General herzlich lachend.

„Es kam nicht zum Blutvergießen, Excellenz!“ versetzte das Fräulein gleichfalls lachend. „Ihre beiden Helden setzten davon gleich Hasen beim bloßen Anblick meiner graulichen Figur.“

„Sie werden Sie für einen rächenden Engel gehalten haben,“ sagte der General galant, und Magister Storch, welcher die Schlußfolgerung seiner Anklage noch nicht gezogen hatte, fuhr fort:

„Es ist nicht um den Verlust meiner Schuhe, hoher Feldmeister. Wir haben deren zu Hunderten in unseren Truhen bereitliegen, und nicht bloß Schuhe; hohe Stiefel von starkem Rindsleder, mit Zwecken beschlagen, desgleichen Hemden und Fußlappen, so in den Jahren des Harrens für unsere Befreier gefertigt worden sind. Befehlen der hohe Herr, so wird ein etwaiger Bedarf für den eigenen Leib ihm ohne Säumen ausgeliefert werden. Desselbigen gleichen würde es mir, käme es darauf an, ein leichtes sein, nicht nur barfüßig, sondern in noch weiter mangelnder Bekleidung als Verfolger hinter dem welschen Feinde bis in sein gottloses Babel drein zu traben. Ich bin kein Weichling, edler Feldmeister. Es ist lediglich um das Recht und um die Zucht. Der Dienst der heiligen Frei-

heit in teutschen Gauen soll nicht mit Straßenraub seinen Anfang nehmen.“

Magister Storch hatte geredet; die Zuhörer lachten, und das Krimen des Straßenraubs schien als Späßchen im Sande zu verlaufen. Fräulein Muthchen fühlte sich jedoch bewogen, die Anklage ihres Hausmeiers wieder aufzunehmen.

„Er hat recht, Excellenz,“ sagte sie. „Es ist ein Beispiel von vielen. Wir geben willig unsere Stiefeln, aber wir wollen unsere Schuhe uns nicht nehmen lassen.“

„Der Herr Magister wird seine Schuhe wieder erhalten und der Kosak die Knute,“ entschied der General.

„Die Knute?“ rief das Fräulein purpurrot.

„Die Knute!“ wiederholte der andere.

„Wir begnügen uns mit den Schuhen, Excellenz.“

„Schuhe und Knute sind nicht zu trennen, Fräulein.“

„So verzichten wir auf die Schuhe und Excellenz auf die Knute.“

„Herr Storch erhält seine Schuhe und der Kosak die Knute.“

Das Fräulein war an das Fenster getreten. Eine zweite Pause entstand. Der russische Herr unterbrach sie mit den Worten:

„Es ist Zeit zum Aufbruch. Für Sie zunächst, Gnädigste. Suchen Sie heute noch Leipzig zu erreichen.“

„Hof und Herd verlassen, Gott bewahre mich!“ versetzte das mutige Fräulein.

„Eine Dame allein in diesem einzelnstehenden Haus! — ich wiederhole Ihnen, Sie sind bedroht.“

„Nicht mehr bedroht, Excellenz, als meine Schaffnerinnen und Mägde oder die Weiber meines Dorfs. Ich bleibe.“

„Hochherziges Kind!“ rief der General, indem er der Dame zum Abschied die Hand drückte. „Sie hätten eines Soldaten Frau werden sollen.“

„So Gott will, werde ich auch noch eines Soldaten Frau, Excellenz,“ sagte das Fräulein.

„Ihr Ernst, Freiin von Kettenloß?“

„Mein ernstlicher Wunsch, Herr General.“

„Ich nehme Sie beim Wort, schöne Erdmuth. An dem Tage, wo ich Ihnen freier als heute gegenüberreten darf – –“

„Das heißt: an dem Tage, wo ein deutscher Mann sich nicht mehr seines Vaterlandes zu schämen braucht und ein deutsches Mädchen ohne Erröten einem deutschen Manne ins Auge blicken darf – –“

„An dem Tage wollen Sie einem braven Soldaten die Werbung gestatten?“

„An dem Tage werde ich einem braven deutschen Soldaten meine Hand reichen.“

„Topp! Schlagen Sie ein. Ich halte Sie beim Wort, Erdmuth.“

„Ich schlage ein und halte mein Wort, General.“

Hermann hatte während dieses Zwiegesprächs in lebhaftem Kampfe gestanden. Als jetzt der Russe nach der Thür schritt, trat er ihm entschlossen in den Weg und sprach:

„Ich war im Begriff, Excellenz, unter Major Lützow preussische Dienste zu nehmen – –“

„Halten Sie ein, junger Mann,“ unterbrach ihn der Pfarrer, indem er seine Hand ergriff. „Noch sind Sie nicht Ihr eigener Herr. Ihr Vormund – –“

„Ihr Herz ist Ihr Vormund, Hermann Wille!“ rief das Fräulein. „Lassen Sie sich nicht beirren. Die Stunde

drängt. Nehmen Sie mein Pferd. Folgen Sie dem General.“

„Folgen Sie mir, mein Herr,“ sagte der General. „Rußland und Preußen kämpfen unter einem Banner. Ich nehme Sie mit doppelter Freude in unseren Dienst als einen Rekruten, den Fräulein Erdmuthé für die Sache der Freiheit erworben hat.“

„Ich folge Ihnen, mein General,“ sagte der Student.

„Gott befohlen!“ rief das Fräulein, seine Hand drückend.

In wenigen Minuten sprengten General und Rekrut aus dem Tore. Die drei Zeugen des Paktés waren ihnen gefolgt und blickten ihnen nach, bis sie gen Süden hin ihren Augen entschwunden waren. Da just der zerbrochene Wagen auf der Straße sich näherte, empfahl sich auch der Hofrat, um die Heimreise fortzusetzen.

Am anderen Morgen, dem ersten des Wonnemondes, war der Hausmeier aus dem Siedelhofe verschwunden. Die Dame wußte, wohin es ihn gezogen hatte. Es war ein Tag der Spannung, wie sie noch keinen erlebt; ein Tag der Probe. Draußen Gewühl und Bewegung; innerhalb der alten Mauern aber alles still und in gewohntem Gang.

In unabsehbaren Reihen zog die französische Armee den Ebenen von Leipzig zu, in denen die Entscheidungsschlacht erwartet wurde. Von ihrer Warte aus sah Fräulein Erdmuthé den Kaiser, an der Spitze des Korps von Ney, die Straße vom Tale aufwärts reiten. Kaum daß er ihren Augen entschwunden war, drang ein lebhaftes Feuer aus der jenseitigen Wiederabsenkung herauf. Ein Zusammenstoß hatte stattgefunden. War es mit dem vor-

geschobenen russischen Korps, an dessen Spitze der erste Mann stand, welcher Erdmuth den Eindruck eines Helden gemacht? mit dem Korps, dem sie einen deutschen Rekruten erworben hatte? Das Getümmel wogte aufwärts bis auf ihren eigenen Grund; sie hätte die Kämpfenden unterscheiden können; aber die Kugeln sausten um sie her, sie mußte sich in das Haus zurückziehen.

In solchem Spannen werden Minuten zu Stunden; noch aber war keine wirkliche Stunde abgelaufen, als eine Bahre in den Hof getragen und ein Schwerverwundeter zu ärztlicher Untersuchung in die Wohnhalle niedergelassen wurde. Nein, nicht ein Verwundeter, ein Toter. Erschüttert blickte Erdmuth in die starren Züge des Mannes, der gestern, dem Kaiser zunächst, ihr in aller Lebenskraft gegenüberstanden hatte.

Wieder eine Stunde später, und mit einem Leintuche aus Erdmuthens Truhe verhüllt, in ihrem eigenen geschlossenen Wagen wurde die Leiche des Herzogs von Istrien aus dem Hofe gefahren; das erste große feindliche Opfer in dem Ringkampfe um Deutschlands Befreiung, und eines der edelsten! Daß sein Begegnen die heranziehenden jungen Truppen nicht als schlimmes Vorzeichen wankend mache, wurde langsamen, mühsamen Schrittes ein Seitenweg nach der Stadt eingeschlagen. Der erste Feind im Siedelhofe war ein Toter.

Aber nicht der letzte. Kaum daß das sich in die Ferne ziehende Gefechtsfeuer verhallt war, lange bevor der Tag sich neigte, lag das Gut, das Dorf, lagen alle Ansiedlungen im weiten Umkreis mit feindlichen Truppen überfüllt. Szene auf Szene drängte sich. Erdmuth hatte nicht mehr Zeit, zu sinnem und zu rasten.

Mit grauem Morgen zogen die Franzosen ab; andere folgten vom Tale herauf, am Gute vorüber, weiter gen Osten. Gegen Mittag aber wurde die Straße still, nur in des einsamen Mädchens Brust klopfte das Herz zum Zerspringen.

Es war ihres Vaters Geburtstag, der zweite Mai; wann würde sie einen Kranz auf seinen Hügel legen, ein Kreuz mit dem Namen Kettenloß darauf errichten dürfen?

Sie stieg zum Freienhügel hinauf und blickte über die maienblühende Gegend, die noch vor einer Stunde eine wimmelnde Menschenwoge gewesen war und jetzt ausgestorben schien. Die Arbeiter waren von den Feldern entflohen, selbst der Schäfer hatte seine Herde nicht ausgetrieben. Aber das Gewitter war an ihrem Hause vorübergezogen; sollte der Tag vergehen, ehe es sich entlud?

Zum ersten Male im Leben empfand die tätig Gewöhnte eine unruhige Langeweile, eine bängliche Leere, eine stumme Angst. Sie ging nach dem Hofe zurück. Kein Geschäft wollte ihr gelingen; sie sehnte sich nach einer Menschennähe, einer Kunde. Sie dünkte sich selber nicht mehr die alte Erdmuth, sondern ein nervenschwaches, aufgeregtes Kind. Halb gedankenlos ging sie endlich nach dem Hügel zurück und sank abgesspannt auf dem Steinblock vor demselben nieder.

Plötzlich wurde unter ihren Füßen der Boden wie durch ein Erdbeben erschüttert; grollender Donner zitterte durch die Luft. Ein elektrischer Schlag führte das stockende Leben in Erdmuthens Pulse zurück; sie sprang auf den Stein und spähetete über die baumlose Ebene. Dort im Südosten dampften und dröhnten die Feuerschlünde. Das war kein Scharmügel wie in den verwichenen Tagen; das

war die Schlacht, die heißersehnte Entscheidungsschlacht, in deren Erwartung der teure Mann, der da unten schlief, seine Augen geschlossen hatte. Sie sank auf ihre Knie und betete laut.

Dann ging sie, die Hand gegen die Brust gepreßt, nach ihrem Hause zurück. Nun galt es zu handeln; mit sicherem Blick und sicherer Hand führte sie ihr Geschäft. Jeder Nerv war gespannt, sie hätte zu Pferde steigen und sich unter die Kämpfenden stürzen mögen.

Der Nachmittag verging unter rastlosem Hin und Wider zwischen Haus und Höh! Auf der Straße wurde es lebendig wie am Morgen. Adjutanten sprengten talab; die noch zurückstehenden Truppenteile zogen im Eilschritt bergauf. Mächtige Feuerstätten loderten am östlichen Horizonte auf; unaufhörlich dröhnten die Kanonen, knatterten die Gewehre; eine neue Kampfesstätte schien sich gegen Norden hin aufgetan zu haben; der Abend dämmerte, und noch immer keine Rast.

Da auf einmal im Halbdunkel kam ein düsterer, schleicher Zug die Heerstraße entlang, und immer näher und näher drang ächzender Weheschrei. Die verstümmelten Opfer der Schlacht! Die Bauern des Dorfes, die in ängstlicher Neugier sich auf der Höhe gesammelt hatten, eilten mit dem Hausgesinde entsetzt in den Hof zurück und verriegelten das Thor. Das Fräulein stand allein, oben auf ihrer Warte. Und immer näher kam die Wagenreihe, wie eine schwarze Schlange sich den Talweg zur Stadt hinabwälzend, und immer lauter wurde das Gewimmer, und aus der Ferne drang noch immer das Grollen der Geschütze und der verwüstende Flammenschein. Die Bauern flohen nach dem Dorfe zurück, die Mägde flüchteten in die Keller,

und selber die Knechte verstopften ihre Ohren vor dem unerträglichen Gewinsel. Auch Erdmuth stand mit verhülltem Gesicht. Das war die Schlacht, die erste That nach der Ermannung ihres Volks, in deren Ersehnen man sie zu leben gelehrt hatte! und das war der Preis, den der Feind gezahlt! Sie sah nur französische Eskorten. Wo waren der Freunde Opfer? Wo war ihr alter Lehrer, wo ihr Held, der General? wo der Jüngling, den sie vielleicht zum Tode geworben hatte? Und auf welcher Seite war der Sieg?

Sie hatte keine Zeit, diese Fragen auszudenken, ein brüllender Schrei übertönte das Gewinsel. Fluchende, freischende, befehlerische Stimmen drangen über die Mauer in den Hof, nach welchem Erdmuth zurückgeeilte war. Sie ließ das Tor öffnen und trat, von den Knechten gefolgt, hinaus. Ein Wagen war auf der holprigen Straße umgestürzt; die Verwundeten lagen am Boden, gequetscht, von nachfolgendem Fuhrwerk gedrängt; ein zweiter Wagen stolperte über den ersten; es währte eine Weile, bevor ein anderes Gleis eingeschlagen ward. Dann zog man ihrer, soviele noch lebten, unter den Trümmern hervor. Kriechend auf Händen und Füßen, einer den andern führend, geschleift, getragen, füllten sie den Hof; mit der Wut der Verzweiflung entwandten hinter ihnen sich noch manche den überbürdeten, rüttelnden Karren und drängten den vorderen nach. Erdmuth mußte mit Gewalt das Tor schließen lassen, denn ihr Haus war bis zum Giebel hinauf gefüllt.

Nun auf einmal waren Hand und Fuß in Bewegung, nun galt es Hülfe und Pflege, Mut und Standhaftigkeit diesen jammervollen Menschentrümmern gegenüber, nun ward es wahr, was der Vater eines Tages gesagt: das

Krankenbett ist das Schlachtfeld der Frau. Ein junger Arzt der Eskorte leistete unerlässlichen Beistand; auch der alte Pfarrer und sein Sohn, der sein Substitut geworden war, kamen zur Aushülfe herbei; die Seele aller Bewegung aber war Erdmuth; von unten nach oben, von Lager zu Lager, von Wunden zu Wunden, von Leichen zu Lebenden die ganze Nacht hindurch. Auf dem Kampfsfelde war es still geworden, auch der Brand der Dörfer war erloschen; nur eine Leuchtkugel, die dann und wann in die Höhe stieg, oder ein Wachtfeuer bezeichnete die Stätte, wo Hunderttausend auf Tod und Leben gerungen hatten, und der erste Tagesblick fiel nieder auf den Zug der Geopferten, die mit gellendem Weheruf noch immer rangen zwischen Leben und Tod. Tausend um Tausende, eine endlose Qual.

Der Morgen schritt vorwärts, ohne daß der Kampf sich erneuerte. Die bänglichste Ahnung beschlich Erdmuthen. Der junge französische Arzt, welcher die ersten Einrichtungen in ihrem Hause geleitet hatte und dann in die Stadt geeilt war, wo nicht Hände genug zur Hülfe bereit sein konnten, hatte ihr einen ohngefährten Überblick über den französischerseits unerwartet entbrannten Kampfesakt gegeben. Als jener aber den Platz verlassen hatte, um aus einem der eroberten, in Brand geratenen Dörfer die Verwundeten zu entfernen, bevor die Preußen das Dorf vielleicht wieder eroberten, war das Gefecht noch unentschieden. Da indessen der Kaiser, welcher Leipzig nahezu erreicht haben sollte, zurückgekehrt war und den Befehl persönlich leitete, auch der Bizekönig mit frischen Kräften von Norden her erwartet wurde, zweifelte der Chirurg nicht daran, daß der Sieg von seinen Freunden errungen werden müsse.

Und auch das Fräulein zweifelte nicht länger daran, als Stunde auf Stunde der Tag in dumpfer Stille zur Küste ging; hätten ihre Freunde sich behauptet, würden die Feinde auf der Straße, die sie gekommen waren, sich zurückgezogen haben.

Sie hatte einen ihrer Verwalter um Kunde nach dem Schlachtfelde abgesendet, und als er am Nachmittag zurückkehrte, vernahm sie, daß die Verbündeten das südlichste der vier von den Franzosen besetzten Dörfer, um welche der Kampf entbrannt war, zwar festgehalten, aber in der Stille der Nacht geräumt hätten und daß die Franzosen ihnen am Morgen gefolgt seien. In welcher Richtung, mit welchem Erfolg? wer fragte danach in dem ungeheueren Elend der verwüsteten Heimstätten? Die Freunde waren gewichen! Erdmuthé wußte genug.

Spät am Abend trat sie in ihr Zimmer, im oberen Stock, das den Blick auf den Freienhügel hatte und das einzige unbefetzte im Hause war. Sie legte sich nieder, aber der Schlaf floh ihr Lager. Sie sprang wieder auf und machte noch einmal einen Rundgang durch das Haus. Die Mehrzahl der Wärter, Diener und Mägde des Hauses oder Bauern aus dem Dorf waren auf ihren Sizen eingeschlummert; auch dem jungen Substituten, der sie zu überwachen hatte, fielen die Augen zu. Die Kranken, mehrentheils unbärtige Knaben, suchten wenigstens oder sehnten sich nach Ruhe; Ordnung und Sauberkeit herrschten überall; nirgend ein Mangel.

Erdmuthé ging in ihr Zimmer zurück; sie öffnete das Fenster. Eine weiche Maienluft, würzige Blütendüfte drangen herein; die Natur wußte nichts von dem Jammer

der Menschen, und der Jammer der Menschen mußte nichts von dem Frieden der Natur. Die halbe Scheibe des abnehmenden Mondes zog stilleuchtend gen Westen hin. Die Dorfuh'r schlug zwei.

Da auf einmal sah Erdmuth'e eine dunkle Gruppe, von einem Feldwege einbiegend, die Landstraße überschreiten und dem Hause sich zubewegen. Das Hoftor wurde beiseitegelassen, längs der Ringmauer langsam hingegangen und vor dem Pfortchen stillgehalten, das vom Hügel in den Garten führte. Vier Männer ließen einen dunklen Gegenstand zur Erde nieder und entfernten sich in der Richtung, von welcher sie gekommen waren. Ein fünfter war zurückgeblieben, aber er stand im Schatten der Mauer; Erdmuth'e, so weit sie sich aus dem Fenster biegen mochte und wie sehr sie die scharfen Augen anstrengte, vermochte nicht die Gestalt zu unterscheiden.

Jetzt aber hörte sie ein leises Klopfen an der Pforte, und alsobald trat die Gestalt hinter dem Dunkel der Mauer hervor auf den mondbeschienenen Pfad zum Hügel, ein blißender Gegenstand wurde kreuzweis in der Luft geschwenkt. Das Fräulein eilte in den Garten, entriegelte das Pfortchen und stand dem Alten gegenüber, der noch immer auf halber Höhe mit dem Säbel winkte, an dessen Griffe ein Paar große Schuhe festgekoppelt waren, die bei der Bewegung gegeneinander klapperten.

Während der Hausmeier langsam den Hügel hinabstieg, warf das Fräulein einen Blick auf die Last, welche die Männer geheimnißvoll an der Pforte niedergelassen hatten. Es war eine Bahre, dunkelverhüllt gleich der, welche vor drei Tagen zuerst in das Thor dieses Hauses getragen worden war.

„Still!“ raunte der Magister ihr zu. „Es ist ein Freund! Darf nicht gefangen werden, nicht erspäht.“

Leicht wie ein Kind nahm er den Freund, der eine Leiche schien wie jener erste Feind, in seine Arme, trug ihn leise die Treppe hinan in des Fräuleins Zimmer, auf ihr eignes Bett. Nicht ein Laut regte sich im Hause, die nächtliche Szene hatte keinen Zeugen gehabt.

„Den Kiegel vor!“ befahl der Alte.

Er löste den groben Bauernmantel über der unbeweglichen Gestalt, den Verband von ihrer Stirn; in atemloser Spannung folgte Erdmuthes seinen Bewegungen; mit geschlossenen Augen, von klebendem Blut bedeckt, schattengrau lag vor ihr ausgestreckt der Freiwillige, den sie vor wenig Tagen in Jünglingsblüte für den Dienst des Vaterlandes erworben hatte.

„Tot!“ rief Erdmuthes, selber totenbleich, indem sie vor dem Lager auf die Knie sank.

„Nur ein Glied,“ versetzte der Hausmeier gelassen.

„Wasser her!“ rief er darauf; entblößte sonder Bedenken des Jünglings Oberkörper, wusch ihn ab und schickte sich an, aus einem Laken des Bettes, das er ohne Umstände zerriß, einen frischen Verband um den blutenden Stumpf des rechten Armes zu legen.

„Ein Krüppel!“ murmelte Erdmuthes schauernd.

„Nur die Rechte!“ entgegnete der Alte mit unstörbarer Ruhe. „Wird mit der Linken fechten lernen. Rühmlich geopfert, seinem Feldmeister eine Schutzwehr nicht gegen einen fränkischen, nein, gegen einen teutschen Bäterich. Stand dabei; sah ihn fallen; Kofse und Reiter über ihn hinweg, hui! Der hohe Feldmeister entkam; deckte den Rückzug.“

„Den Rückzug!“ flüsterte das Fräulein schmerzlich.

„Kein Baum fällt auf den ersten Hieb,“ sagte der Hausmeier gleichmütig. „Gingen zurück, nicht Sieger, nicht besiegt, ehrenvoll, tapfer, teutsche Mannen. Keine Gefangenen, nur der Toten viel. Hohe Helden bluten. Aber auch sie werden leben wie dieser und wieder kämpfen und immer wieder bis zum Sieg. Wenn er aber dereinst errungen sein wird, der Sieg, im letzten Kampfe, heldenmäßiger als in diesem ersten wird nicht geblutet worden sein. Den hier pflegt heil, heimlich, daß keiner es merkt. Die Gegend ist Feindes Land zur Stunde noch. Ich zog ihn vor unter Eurem toten Kopf; schleppte ihn nach Görschen, das die Unseren behaupteten. Aber es wurde geräumt. Alles kahl, alles wüst. Ein paar aus dem Dorfe halfen gegen Geld und gutes Wort. Trugen ihn weiter in der Nacht, seithalben in den Siedelhof von Poserna. Ich löste das Glied; aber die Frau fehlt im Haus; wer sollte ihn pflegen und bergen? Schafften ihn hierher. Die Reihe ist an Euch.“

Während dieser Erzählung, die in abgebrochenen Sätzen gemacht wurde, waren die Wunden gewaschen und verbunden, belebende Mittel angewendet worden. Die Heilkunst war nicht die geringste der Fertigkeiten, auf welche Magister Polykarpus Storch in den Jahren des Harrens sich vorbereitet. Er hatte bei keiner Sektion in den Nachbarorten gefehlt und schon 1806 in dem großen Spital, zu dem das städtische Schloß eingerichtet worden war, gute Dienste geleistet. Aber alle Hülfe schien hier umsonst; Hermann Wille lag bewußtlos, kalt, ein Bild des Todes.

„Dein Opfer!“ klagte Erdmuthens Herz sie an.

Um so wohlgemuter blieb ihr Hausmeier. Daß ein befreundeter Held durch einen teutschen Mann gerettet

worden, den seine Herrin auf ihrem Siedelhofe erworben, nahm er fast als einen persönlichen Triumph. Daß dieser teutsche Mann auf dem Siedelhofe genesen werde, stand ihm ebenso außer Zweifel, wie daß das gestrige Scheitern nur eine erste Probe gewesen sei, und eine starke, gute Probe. Der Sieg fand sich mit der Zeit, und die Opfer zählten nicht für Polykarpus Storch. Das, was Politik genannt wird oder strategische Kombination, wurde auf dem Siedelhofe überhaupt und von seinem Hausmeier insbesondere nicht betrieben. Man hatte sich eine gute Sache in den Kopf und in das Herz gesetzt, und wenn nur recht viele Leute sie sich wie auf dem Siedelhofe in Kopf und Herz setzten, wenn sie dem Ziele zusteuerten, ohne rechts oder links zu blicken, wie hätte da dieses Ziel nicht erreicht werden sollen? „Fort mit den Grübeln!“ blieb die Lösung.

Fast ebenso sehr wie die Rettung des Freiwilligen freute Magister Storch die Habhaftwerdung seiner Schuhe, deren Räuber der hohe Feldmeister am Tage vor der Schlacht entdeckt und gebührentlich geknüttet hatte. „Ein Mal unseres Rechts!“ sagte Meister Polykarpus, indem er die beiden, Schifferkähnen gleichenden, schwarzbraunen Gehäuse gleich einer Trophäe an einem Hirschgeweih über der Thür der unteren Halle befestigte. „Ein Wahrzeichen teutschen Rechts gegen Freund wie Feind. Keinen Schuh, keinen Schuhbreit teutscher Erde dem Fremdling in Ost wie West! Recht, rein, frei Teutschland den Teutschen!“

Nach dieser monumentalen Besorgung verzehrte Meister Polykarpus in Gemütsruhe einen halben Schinken, leerte einen Krug Dünnbiers dazu, tat dann ein paar Stunden lang, auf dem Fußboden der Halle ausgestreckt, einen

Schlaf, aus welchem kein Schlachtendonner ihn erweckt haben würde, und war gegen Mittag wieder aus dem Siedelhofe verschwunden.

Und nun pflegte Fräulein Erdmuthen ihren Rekruten in der Stille ihrer Mädchenkammer heil, und nur die Gestreuesten ihres Hauses theilten ihre Sorge. Sie hatte für sich selbst ein Lager in der Siebelskammer aufschlagen lassen, die ihr Hausmeier sein Eugensland nannte. Aber sie weilte selten genug darin; jede freie Stunde am Tag und die Hälfte jeder Nacht saß sie allein an des armen Lazarus Bett, lauschte den krausen Träumen seines fiebergelühenden Hirns, verband seine Wunden, kleidete ihn und fütterte ihn wie die Mutter ihr Kind. Das, was man jungfräuliche Schämigkeit nennt, regte sich nicht in einer, die für das Schlachtfeld des Weibes erzogen und deren Phantasie nicht auf Liebesabenteuer, sondern auf Heldentaten gerichtet worden war, und das, was böse Nachrede heißt, wurde ihr nicht hinterbracht oder von ihr nicht beachtet. Allmählich ward es still und leer auf dem Siedelhofe; Tag für Tag gab es ein Scheiden. Die einen zogen in Frieden abwärts auf den Ruheplatz unter dem Freiheitshügel, die anderen mit frischem Mut gen Osten hin, von woher die Kunde neuer Siege gedrungen war. Die Freiheit des Vaterlandes schien bedrängter als zu der Zeit, da sie ihr Banner erhoben hatte, und noch immer lag Hermann Wille regungslos und theilslos in des schönen Fräuleins Kammern.

Erdmuthens Haltung war ungebeugt, ihr Blick nicht minder sicher, ihre Hand nicht minder rege als am ersten Tage ihrer neuen Pflicht; nur ihre Wangen waren bleicher,

ihr Auge weiter, die Stimme leiser geworden; sie spürte es an sich selbst und verspürte auch den Grund. Schwäche oder Verzagen hieß er nicht; denn obschon fast jeder Tag eine Kunde brachte, welcher die Hoffnung der Guten niederschlug, so klammerte sie sich mit den Besten an ihren Glauben und an den Dienst der Treue im Kleinen, aus welchem früher oder später das Große reifen muß.

Allmählich kehrten denn auch ihres Pfleglings Kräfte und Sinne zurück; zuerst die körperlichen samt Schummer und Appetit; dann die der Seele vom Erinnern bis zum Denken und Wollen. Sobald das Fieber gestillt war, heilten die Kopfwunden rasch, und auch der Stumpf des Armes verhartete; denn es war gesundes Jugendblut, das in Hermann Wille's Adern floß. Als Anfang Juni Magister Storch in den Siedelhof zurückkehrte, fand er seinen Geretteten kräftig genug, um aus des Alten Munde die Kunde des Waffenstillstandes zu vernehmen und sie ohne Nachtheil aufzunehmen, wenn er sie auch schmerzlicher empfand als das Unheil von Lügen und Bauzen, das ihm seine Wärterin schonend verborgen hatte.

Der Alte dahingegen erwies sich auch jetzt nicht als Grübelfang. Sobald das Korn auf dem Siedelhofe geschnitten sein würde, ging es ja wieder los und voran. Er fand den Rekruten hinlänglich heil, um sich in Leipzig eine Lederrechte ansetzen zu lassen und mit der Linken von Fleisch und Wein sich im Fechten und Schießen einzuüben. Die Luft auf dem Siedelhofe war wieder rein, der letzte Welsche abgezogen. An einem warmen Juniismorgen führte er den teutschen Jüngling hinunter in den Garten, in welchem außer wilden Heckenrosen nur Bohnen und

Erbfen blühten, und ließ ihn auf dem Steinblock des Freihengügel allein mit seinen stillen Gedanken.

Hermann hatte während seiner langen Zimmerhaft im Halbzustand der Krankheit unter der lieblichsten Pflege seine Schmerzen mit einer Art Wollust empfunden und sich der wonnevollen Täuschung hingegeben, als könne alles so bleiben für unausdenkbare Zeit. Heute im Freien, erweckt durch den Alten zu dem Bewußtsein der Genesung, überschaute er seine Lage, wie sie, ohne Täuschung, geschaut werden mußte.

Er war gesund, aber verstümmelt; er war ein Krüppel, aber fähig, seiner Pflicht treu zu bleiben. Er war ein armer Student, und sie, die ihn für den Dienst des Vaterlandes geworben hatte, war die Freiin von Kettenloß, die mit nicht mißzuverstehenden Worten einem erlauchten Führer ihr Wort gegeben hatte. Die schwere Kette von Entfagungen und Entschließungen, welche diese Erkenntnis nach sich zog, ringelte sich um sein Herz. Das erste Glied dieser Kette hieß fliehen; er wünschte, daß ihr letztes Glied sterben heiße. Heiter, die Wangen von Daseinsfreude gerötet, hatte er vor einer Stunde seine Gastfreundin verlassen, um zum ersten Male im Freien wieder Atem zu schöpfen; bleich, mit umflorten Blicken trat er ihr entgegen, als sie ihn jetzt auf seinem Ruheplage aufsuchte.

Aber es war wie ein kräftigendes Fluidum, das dieses Mädchen ausströmte und einströmte in alle, die ihm nahe kamen; als es jetzt den Rekonvaleszenten mit einiger Besorgnis fragte, ob der erste Ausweg ihn angegriffen habe, da schämte er sich seines Kleinmutes, erklärte, daß er sich so wohl und stark fühle wie vor seiner Niederlage, und

setzte dann mit weichem Klang hinzu, indem er der Dame Hand ergriff und an sein Herz drückte: „Danken, edles Fräulein, mit Worten Ihnen danken, vermag ich nicht; aber, will's Gott! Ihnen beweisen, daß Sie dem Vaterlande kein unwürdiges Leben erhalten haben. Während die Waffen ruhen, will ich sie üben lernen mit der einen Hand, die ihrem Dienste geblieben ist. Heute, in dieser Stunde noch breche ich nach Leipzig auf. Diese Fußwanderung soll meine erste Übung sein. Mein kleines Erbtheil ist mir durch Ihre gütige Vermittlung überwiesen worden. Ich rüste mich aus; habe vielleicht noch Zeit, mir in Leipzig ein künstliches Glied ansetzen zu lassen, – wenn nicht, geht es auch ohne das, – und suche dann, meinem ersten Plane und dem Worte, das ich meinem herrlichen Körner gegeben habe, getreu, die Lützower zu erreichen, die, wie Magister Storch mir versichert hat, von Süden her der preussischen Grenze zugezogen sind und dieselbe hoffentlich schon überschritten haben.“

Fräulein Erdmuthé hatte während dieser Rede mit ihren großen, klaren Augen unverwendet in die ihres Freiwilligen geblickt, und was sie hinter ihrem feuchten Schimmer erspürt – das wird auf dem letzten Blatte dieser Geschichte zu lesen sein. Jetzt drückte sie dem jungen Manne bloß herzlich die Hand und widersprach ihm nur insofern, als sie in ihn drang, für den Weg nach Leipzig und für seine fernere weitigen Fahrten zum zweiten Male ihr eigenes Pferd anzunehmen.

Eine Stunde später stand Hermann Wille wie bei seinem Einzug im knappen, schwarzen Studentenrock, doch ohne auffälliges Schwertgerassel, zum Austritt bereit am Thor des Siedelhofes. Magister Polykarpus Storch schnallte

fürsorglich die Riemen an seiner Gebieterin Leibpferd fest und richtete an dasselbe, wie an eine vernunftbegabte Kreatur, eine Standrede, in welcher er es ihm zur Gewissenssache machte, einen wackeren, teutschen Jüngling ohne Vocken und Bäumen durch das Schlachtgetümmel zu tragen. Ein junger Knecht des Hofes, auch ein Geworbener Fräulein Erdmuthens, sattelte an seiner Seite ein Packpferd und schnallte die Ausrüstung, soweit sie aus den Borräten des Siedelhofes zu beschaffen war, daran fest. Das Fräulein drückte beiden Scheidenden zum Lebewohl stumm die Hand.

Hermanns Blick schweifte noch einmal hinauf zu dem Freienhügel, dessen Eichenbaum jetzt weithin seinen Schatten breitete. Sieben Wochen, fast auf die Stunde, waren es, daß er Zeuge gewesen war auf dieser Höhe der Begegnung zwischen dem deutschen Mädchen und dem gewaltigen Italiener, der das einst grimmig gehaßte Frankreich zum Fußschemel seines ehrgierigen Dranges gemacht hatte, um nun von dort aus, soweit seine Arme greifen konnten, alles, was Vaterlandsliebe heißt, im Herzen der Völker zu ersticken, wie er diese Liebe in seinem eigenen Herzen erstickt hatte, auf daß er der werde, der er geworden war. Sieben Wochen waren es auch, fast auf die Stunde, daß ein Freund und Führer im Kampfe gegen den Tyrannen, ein Held, dem deutschen Mädchen, das er verehrte, ins Gesicht gesagt hatte ohne Scheu, wie er ein Vaterland, dessen er sich geschämt, vertauscht habe gegen eines, das er ehren durfte und dem er treu bleiben werde, sei es auch dereinst als Widerpart dessen, welches ihn geboren.

Und er, Hermann Wille, er selber, der Sohn des

sächsischen Pfarrers, hatte er nicht deutschen Brüdern im Kampfe gegenübergestanden? War er nicht durch eines Deutschen Hand zum Krüppel geworden? War er nicht im Begriff, gegen seine nächsten Landesbrüder, ja gegen seinen leiblichen Bruder die Waffe regieren zu lernen?

Die Folge dieser Gedanken, die blickartig kreuz und quer sein Hirn durchzuckten, war noch nicht ausgedacht, als jach aus der Richtung, von welcher der erste Schlachten- donner gedrungen war, wiederum ein rollender dumpfer Hall sich am Freienhügel brach. Geschüßsalven, Pulverqualm inmitten der Waffenstille! Eine Minute lang standen die Freunde regungslos, von einer furchtbaren Ahnung erstarrt. Dann, ohne ein Wort zu sagen, schwang sich Hermann auf das Pferd und sprengte in der Richtung des Schalles über die Felder. Der Magister trabte auf dem Packpferde des Knechtes hinter ihm drein. Erdmuth blickte ihnen nach, bebend, ja, zum ersten Male bebend wie ein schwaches Weib.

Als wir das Skizzenblatt von Fräulein Muthchen und ihrem Hausmeier begannen, geschah es in der Absicht, aus dem Heldendrama jener Zeit eine heitere Szene vorzuführen, und konnte Schauer und Graus auch nicht völlig beseitigt oder mit munteren Farben übertüncht werden, so sei doch jetzt ein Schleier gebreitet über das unheimliche Zwischenspiel, das jene Szene in sich schloß. Es war ausgespielt, lange bevor der Alte und der Junge vom Siedelhof die Stätte erreicht hatten, auf welcher die schmachlichste That vollbracht worden war, zu welcher deutsche Soldaten durch fremde Gewalt gemißbraucht werden durften: die Stätte der Wehetat an den Lützowern auf der Grenze des Schlachtfeldes von Lützen.

Für Erdmuthen schlich der Tag zur Rüste, bangevoller als selber der jener ersten gescheiterten Schlacht. Die Nacht brach herein ohne Enthüllung des Rätsels. Erdmuthen ging mit großen Schritten längs der Platte ihres Freienhügels auf und ab; dann wieder hinunter in den Hof und immer wieder hinauf zu der Warte, von welcher sich die Gegend am weitesten überschauen ließ.

Als aber der erste Schimmer des Mittsommertages dämerte, da öffnete eine vertraute Schließerhand das Pförtchen im Garten, und wie in jener Maiennacht stand sie dem alten Freunde gegenüber, der einen Jüngling auf seinen Schultern trug, aber einen, der nicht wieder zum Leben erwachen sollte; einen deutschen Jüngling, aber einen Feind!

„Mein Bruder!“ hauchte Hermann, der schwankend an des Alten Seite schritt. „Noch eine Günst, edles Fräulein, eine höchste! Ein Grab in reiner Erde für den Letzten meines Bluts.“

Und als sie ihn auf dem Rande des Friedhofs, den noch der Eichenbaum des Freienhügels beschattete, eingesenkt hatten, da faltete der brave Magister vom Siedelhof seine Hände, und nachdem er den Segen gesprochen, sagte er: „Wäre es der letzte Feind, den ein deutscher Bruder zu Grabe trug!“

Hermann aber erhob sich von seinen Knien und rief: „Nun erst bin ich genesen und gefeit gegen Wehr und Trug; nun da nichts mehr mein heißt als dieser eine Arm und das Vaterland.“

„Und ein Freundesherz, das treu Ihrer harren wird bis zu einem besseren Tage!“ sagte Erdmuthen, indem sie, warme Tränen in den Augen, seine Hand drückte.

Und dieser bessere Tag, dieser beste deutsche Tag seit Jahrhunderten brach an, noch ehe das Laub der alten Eiche auf dem Freienhügel sich gelb gefärbt hatte. Fast eine Woche hindurch – wer mochte die Tage zählen, die wie Jahre dauerten und Jahre bedeuteten? – hatte gen Osten hin das Wetter gegrollt, und die Pausen, in denen es sich zu neuem Ausbruch sammelte, hatten lastender gekrückt, als die endlosen Stunden, in denen es sich entlud. Dreimal war in der von Pulverdampf geschwängerten Luft die Sonne untergegangen wie ein glühender Riesenmond. Dann zwei Nächte lang und einen Tag war in tödlicher Hast eine unabsehbare Menschenwoge den Talabhang hernieder gedrängt, und zwischen dieser Woge hindurch, zwischen den Menschentrümmern, die, verschmachtet, verstümmelt, zertreten, zerquetscht, ächzend, oder still für immer, die Straße bedeckten, zwischen diesen Opfern seines Hochmuths, der die gegönnte Rettungstunde verschmähte, war auch „Er“ diese Straße zurückgejagt zum letzten Male, an dem nämlichen Tage, wo er vor sieben Jahren zum ersten Male sie als Sieger betreten hatte. Dort drüben auf den jenseitigen Höhen, wo die Wachtfeuer loderten, da hielt Er seit vierundzwanzig Stunden Rast und Rat allein mit sich selbst; denn Menschenrat hatte dieser Mann niemals gehört, und hatte er jemals den Gottesrat gehört, der aus der Tiefe eines Gewissens spricht?

Im Siedelhof lag wieder jedes Kämmerlein, lagen Scheuer und Stall gefüllt mit Lechzenden und Blutenden aus der Feinde Reihen; aber aller Haß sieben langer Jahre war ausgetilgt; keiner dachte an Ruhe; Fräulein Erdmuth ging wie auf Federn in der langen, leuchtenden Octobernacht zwischen dem letzten Feind und dem ersten Freund.

Und dieser erste Freund war der älteste und treueste. „Freiheit!“ brüllte Magister Polykarpus Storch mit teu-tonischer Bärenstimme in das geöffnete Thor des Siedelhofes. „Freiheit!“ und noch einmal „Freiheit!“ dann trabte er weiter an der Spitze der ersten Verfolger, denen er den Weg auf die diesseitigen Höhen zeigte. Kaum eine Stunde später – und die Kanonenschläge des Marschall Vorwärts heßten die gegenüberlagernden Feinde aus ihrer kurzen Raft. Wenige Minuten später loberte die Flußbrücke in die Höhe; ein Halt, das der Kaiser seinem grimmigsten Verfolger gebot; das legte auf dem Grund des deutschen Fürsten, der des fremden Kaisers treuester Freund gewesen und in dieser Stunde der Gefangene eines anderen deutschen Fürsten war.

Während dieser Verfolgungspause, im Schimmer des weitleuchtenden Brückenbrandes sprengten zwei Reiter in das Thor des Siedelhofes: der hohe Feldmeister und sein Beigeordneter, Fräulein Erdmuthens Geworbener und Geretteter, der nach der Waffenruhe nicht in Lützows zerstreuter Schar, sondern in den Reihen des Schlesi-schen Heeres seinen Platz gefunden hatte. Braun, verwettert waren die Züge, die blaue Litewka war von Pulver geschwärzt, der rechte Armel hing schlaff an der Seite herab, aber das schwarzweiße Ehrenkreuz schmückte die hochklopfende Brust. Im Nu ging's von den Rossen hinab und hinein in die Halle, unter der Dame freudig strömende Augen.

„Wort gehalten, Sieg!“ rief der General, ihre beiden Hände schüttelnd.

„Freiheit!“ jubelte sie, unter halbem Schluchzen und dunkel erröthend.

„Und nun ade, Freiin von Kettenloß, und unter die Haube, Frau Demut.“

„Noch nicht, Exzellenz; erst die Friedensglocken.“

„Unser Pakt, schöne Dame?“

„Gilt, tapferer Herr, und soll erneuert werden.“

Sie löste ihre Hände aus denen des Generals und ging sicheren Schrittes auf den Adjutanten zu, der mit niedergeschlagenen Augen und blaß, als hätte er die Befreiungsschlacht verloren, unter der Tür stehen geblieben war. „Lieben Sie mich noch, Hermann?“ fragte sie, groß und klar zu ihm aufblickend.

„Erdmuth!“ stammelte er, indem er halb besinnungslos zu ihren Füßen niederstürzte.

„Das ist Verrat!“ rief der General.

„Das ist Treue!“ versetzte das Fräulein. „Eines deutschen Soldaten Frau sollte ich werden, am Tage, wo Deutschland wieder zu Ehren gekommen sei. So unser Vertrag. Und dies die Ratifikation: mein Herz und meine Hand dem deutschen Manne, der die seine geopfert hat, um das Leben eines befreundeten, fremden Helden zu retten. Hätte ich treulicher wählen können, mein General?“

„Teufelsmuthchen!“ rief der General, brückte herzhaft einen Kuß auf ihre Stirn und verließ rasch die Halle. Sein Adjutant folgte ihm nach wenigen Minuten, deren Inhalt geahnt werden möge.

Als aber die Glocken des Friedensfestes läuteten, da führte der General ein glückliches Paar vorüber am Freiheitshügel zum Altar in dem Kirchlein am Flusse. Der Hausmeier, Herr Magister Polykarpus Storch, welcher den Säbel abgelegt hatte, aber den rückerstatteten Raub des Kosaken als Trophäe an seinen Füßen trug, machte voran-

schreitend mit ausgebreiteten Armen Platz durch die drängende, jubelnde Menge aus Stadt und Land. Der fromme Pastor hielt die Trauungsrede; der Ruhmesdichter lieferte das Hochzeitskarmen. Der Friedenssyndikus brachte den Trinkspruch aus auf das junge Paar. Auf dem Grabe des Majors lag der erste Blütenkranz; von allen Gesichtern leuchtete die Freude; die Tafeln im Hofe brachen schier von Schüsseln und Kannen, in denen kein Bissen oder Tropfen zurückgeblieben ist, und viele Jahre lang erzählten sich die Leute von dem Friedensfeste unter dem Freienhügel.

Hauptmann Wille hat das Schwert nicht wieder mit der Feder, sondern mit dem Pfluge vertauscht und nur im nächsten Jahre für etliche Sommermonde wieder aus der Scheide gezogen. Die geopfert Rechte hat er nie vermisst, um der anderen Rechten willen, die er sich durch dieses Opfer eroberte. Der Hausmeier wurde noch einmal zum Herrn Magister und hat sechs stämmige Vuben auf dem Siedelhofe großgezogen.

Frau Erdmuthé hätte zu dem Willmut und Helmut und Freimut und Konsorten gar gern eine kleine Desmuta gehabt. Aber alles Glück ist nun einmal nicht beisammen, und erst ihr erstes Enkelkind hat das ihrige vollgemacht.

Dem General, dem es, gottlob! erspart worden ist, die Waffen seines zweiten Vaterlandes jemals gegen das erste zu tragen, ist ein treuer Freund der Leute auf dem Siedelhofe geblieben und manchesmal als wertester Gast in seinen Mauern eingekehrt; eine Frau genommen hat er nicht. Seine Taten auch in späterer Zeit sind zu laut geworden, als daß er sie selber im Munde führen sollte.

Wenn er aber einmal recht guter Laune war, nach einem neuen Triumph oder einem frohen Ehrenmahl, dann erzählte der alte Herr im Kreise der Freunde und unterhaltender, als wir es ihm nachgetan, den Streich, den ihm Fräulein Muthchen mit ihrem Rekruten gespielt hat.

Die goldene Hochzeit

Erstes Kapitel

Solange unser ehrwürdiger Dom gestanden – und das ist Jahrhunderte länger als irgendein heutigentages noch solides Gottes- oder Menschenhaus im Lande weit und breit –, hatte er keine Feierlichkeit erlebt gleich der, welche in der Mittagstunde des ersten Junius (an dessen Abend ich diese Darstellung zu Papier bringe) in seinen Mauern begangen werden sollte.

Goldene Hochzeiten freilich sind nicht selten in der Gemeinde gefeiert worden; denn die Luft streift heilsam vom Gebirge herüber, die Landschaft ist fruchtbar, der Volksstamm wohlhabend und kräftig, war letzteres zumal in der guten alten Zeit, wo man mit seinen Genüssen noch mehr auf den Wagen als auf den Krügen Rücksicht nahm, – daher es denn nicht als etwas Außerordentliches erscheinen kann, einen oder den andern das Alter des Psalmisten erreichen, wohl gar um ein Jahrzehnt überschreiten zu sehn.

Vielleicht mag es auch schon vorgekommen sein, daß ein derartiger Jubelbund vor dem Altare unseres Gotteshauses für die Ewigkeit erneuert worden ist; wengleich Seine Hochwürden der Herr Oberdomprediger und Propst, Doktor Renatus Henrici, trotz gründlichster Forschung in schriftlicher wie mündlicher Überlieferung, keine solche Begebenheit in seiner Domchronik hat verzeichnen können. Der Fall aber ist erweislich hier nicht dagewesen und wird mutmaßlich auch andernorts so leicht nicht dagewesen sein, der Fall sage ich: zum ersten: daß die goldene Hochzeit, wie die grüne, von dem nämlichen Diener Gottes und an dem nämlichen Altare, will sagen an dem unseres Domes,

eingesegnet worden ist. Zum zweiten: daß beide, der Jubelbräutigam und sein Seelenhirt, heute wie damals in dem nämlichen Amte fungieren, will sagen, jener als zweiter, dieser als erster Pfarrer am Dom. Zum dritten: daß auch die Brautjungfer noch am Leben ist und in keiner anderweitigen Stellung als vor fünfzig Jahren, will sagen: als Jungfrau und Wirtschaftsführerin ihres unbeweibten Herrn Bruders, des Herrn Oberdompredigers, Doktor Renatus Henrici. Und endlich zum vierten: daß sogar Schreiber dieses, nämlich meine Wenigkeit, Zebedäus Gutedel, als Küster und Kirchner am Dom, die hohen Altarkerzen anzuzünden und das erste wie das letzte Trauungszeugnis seines Vorgesetzten in das Kirchenregister einzutragen berufen ist.

Rechnet man zu diesen vier Punkten noch das Ansehn, in welchem die beiden Domsfamilien Henrici und Borsdorf über die Gemeinde hinaus, im ganzen Lande, ja bis zum Thron in die Höhe gestanden sind; rechnet man dazu, daß das Amt am Dom in diesen beiden Familien gleichsam erblich gewesen ist, indem schon der Großvater und Vater unseres Herrn Propstes — — —

Notabene: Ich werde, wohllautenden Wechsels halber, den Herrn Oberdomprediger Henrici einmal Herr Propst und ein anderes Mal Herr Doktor titulieren, indem selbiger die letztere Würde, beiläufig schon seit vierzig Jahren, auf Grund eines Ehrendiploms der hohen Universität Wittenberg bekleidet. Ich meine aber die eines Doctor theologiae, wie weiland der große Martinus Luther; beileibe nicht philosophiae, die ja jeder bedeutungslose Skribent um ein Dubelbei von Gelehrsamkeit und sogar gegen Geldspesen zu erlangen vermag. Des Herrn Doktors

Amtsbruder, der Jubelbräutigam, passiert umschichtig als Domprediger oder Herr Magister.

Ich wollte also sagen, daß bereits der Großvater und Vater unseres Herrn Propstes desselbigen Stellung am Dome innegehabt haben, wie auch daß bereits der Vater der Jubelbraut, Magister David Adami, in dem zeitweiligen Amte ihres Ehegatten fungierte; daß aber besagter Ehegatte hinwiederum dem alten Oberdomprediger und Propst Henrici, Vater des jezeitigen, als Substitut zur Seite gestanden, bis nach des ersteren Verschleiden, der letztere --

Aber mich bedünkt, als ob ich mich bei Aufzeichnung dieser geistlichen Erbfolge einigermassen ins Unklare zu verwickeln im Begriffe sei, und ziehe zu richtigem Verständnis daher vor, einfach und sachgemäß die Stammtafel unseres ehrwürdigen Domchronisten zu kopieren, insoweit nämlich solche Stammtafel die beabsichtigte Darstellung berührt oder, korrekter ausgedrückt, von selbiger Darstellung berührt wird. Demzufolge:

A. Oberdomprediger und Präpste am Dome zu †:

a) Dr. Renatus Henrici von 1760 bis 1805.

b) Dr. Renatus Henrici, des Obigen Sohn, von 1805 bis dato.

B. Domprediger, das heißt zweite Prediger, am Dome von †:

a) Magister David Adami, von 1770 bis 1800.

b) Magister Renatus Henrici, nachheriger Oberdomprediger und Propst, von 1800 bis 1805.

c) Magister Christian Borsdorf von 1805 bis dato.

Alle diese Umstände in Betracht gezogen, wird nun die Behauptung keineswegs ungereimt erscheinen, daß das Greisengeschlecht in der alten Propstei am Dom ---

Notabene: Erst unter dem gegenwärtigen Regiment ist die Propstei in zwei getrennte Behausungen abgeteilt, der innere Zusammenhang vermauert, eine besondere Eingangstür von der Straßenseite für eine jede von ihnen angelegt, auch der ursprünglich gemeinsame Hof und südlich nach der Niederstadt sich absenkende Garten durch eine manns hohe Mauer separiert worden.

Aber, beiläufig: ich werde mich dieser erläuternden Randbemerkungen, Parenthesen und Notabenes in Zukunft zu entraten suchen, da sie den zierlichen Fluß der Rede doch bemerkbarlich stören. Bin ich nur erst über die unerlässliche Einleitung hinweg, so spüre ich zum voraus, welcher unhemmbarer Zug aus dem bewegten Gemüt in meine Feder strömen wird.

Was ich also sagen wollte, war, daß männiglich das Patriarchengeschlecht in der grauen Propstei am Dom, inklusive des bescheidenen Anhängels in der Küsterei, als leibhaftig mit dem hehren Tempel verwachsen betrachtet ward; vergleichbar dem Esen, der im Laufe der Jahrhunderte zum Baume erstarrt und, unlöslich in seine Fugen eingerankt, seinen Lebenssaft aus dem feuchten Gemäuer saugt. Was ich fernerhin sagen wollte, war: daß das heutige Jubelfest nicht nur als eine seltene, erfreuliche Familienfeier, sondern wie eine wunderbar erbauliche Begebenheit zur Gloria unseres weitberühmten Domes von Stadt und Landschaft verhandelt und mitgefeiert ward. In sämtlichen Korporationen hatten sich glückwünschende Sendungen, in allen Familien der Gemeinde Spenden der Liebe und Hochschätzung vorbereitet. Die Kränze und Kronen, zum Schmucke des Altarplatzes gewunden, hatten zwar eiligst beseitigt werden müssen, da der gottselige Eifer

des Herrn Propstes dieselbigen als eine weltliche, ja heidnische Zierat, welche bereits die erste Christenheit aus ihren Erbauungsstätten verbannt hat, bezeichnete: sie waren jedoch, die Kränze und Kronen nämlich, bei stiller Nacht in sinniger Anordnung vor der Propstei befestigt worden. Der Herr Domrektor hatte eine Kantate gedichtet und der Herr Domkantor sie kunstvoll in Musik gesetzt, die Damen und Herren der Stadt, bis zum hohen Adel hinauf, beteiligten sich an ihrer Aufführung. Eine Deputation des geistlichen Konsistoriums war aus der Provinzialhauptstadt eingetroffen; durch alle Tore zogen die Herren Amtsbrüder der Ephorie, in feierlichem Ornate, dem gemeinschaftlichen Sammelplatze in der Domaula zu; alle Leute trugen Sonntagskleider; aus allen Türen strömte ein Würzeduft festlicher Kuchen und Braten, denn da war wohl kaum ein Haus, das nicht einen Gast aus der Umgegend beherbergte. Vom frühesten Morgen ab wogte auf dem Domplatze ein froherwartungsvolles Treiben, und netto zwei Stunden, bevor der Domvogt das große Portal auf der Westseite öffnete, lauerte vor demselben die liebe Menschheit Kopf bei Kopf gleich einer Mauer, um im ersetzten Augenblicke auf die gelegensten Schau- und Hörplätze vorzudringen.

Über dieses Portal, das von Kennern als ein Musterwerk fälschlich „altdeutsch“ benamseten Baustiles gepriesen wird, wie auch von dem Dom in seiner Gesamtheit muß befürwortet werden, daß lange vor dem heutigen Jubeltage der Zahn der Zeit bedenklich an ihnen zu nagen begonnen hatte. Seit Jahren war von einer gründlichen Renovation die Rede gewesen. An Mitteln fehlte es bei dem beträchtlichen Kirchenvermögen nicht.

Die städtischen Behörden wie das geistliche Konsistorium der Provinz hatten das Unternehmen wiederholentlich in Anregung gebracht; ein hoher Landtag sich damit beschäftigt. Seine Majestät der König, auch im Kunstgebiet, wie männiglich bekannt, der Erste seines Reichs, hatte diese Restauration „eine Herzenssache“ für Allerhöchstdieselben genannt. Weltberühmte Künstler vom Baufach waren entsendet, Gutachten, Pläne, Anschläge eingereicht worden, – dennoch aber die dringliche Angelegenheit seit einem vollen Jahrzehent schlechthin gescheitert, gescheitert an dem Widerspruche und Widerstande des gewaltigen Henrici, der, ich weiß mich nicht faßlicher auszudrücken, in seinem Regimente ein Autokrat war und den Dom gleichsam als ein seiner Treue anvertrautes Dominium betrachtete.

Herstellung der Baufälleigkeiten genehmigte, ja heischte, jedwede Neuerung verweigerte er. Jedweder neue Stein sollte genau in die alte Fuge passen, jedweder Schnörkel, jedwedes Ornament genau nach dem alten Muster gemeißelt, kein Chorstuhl verrückt, kein Nebenaltar beseitigt werden. Nicht eine der Privatkapellen auf und unter den Emporen durfte fallen, noch viel weniger diese Emporen selber. Die kleinen Betkäfige und Andachtslauben, die sich trennend zwischen der vorderen Tauf- und mittleren Predigtkirche eingenistet hatten, galten, als Denkmale protestantischer Bersenkung, ihm höchst erhaltenswert; eher aber würde der außerordentliche Mann sein Regiment, ja sein Leben geopfert haben, als die durchbrochene Steinwand, – obschon mahnend an die katholische Vorzeit –, die gleich einem kunstvoll gewebten Vorhang das Heilige von dem Allerheiligsten scheidet. Alles sollte erhalten oder

•

wiederhergestellt werden, wie es gewesen oder geworden war. „Zutaten, nicht Zerstörungen!“ herrschte der Propst. Man munkelte von gar eifermütigen Auftritten zwischen Kunstjüngern und Behörden einerseits und dem Domrepräsentanten andererseits; man wußte von hemmenden Gewalteingriffen, die zuverlässig keinem anderen als diesem allerhöchstbegünstigten Greise zugute gehalten worden wären, bis dann schließlich ein königlicher Kabinettbefehl die heikle Angelegenheit vorderhand in den Ruhestand versetzte.

Lieber Himmel! Wir kleinen Leute sehen und hören gewisse Dinge in einem weit schärferen Lichte als die Hauptpersonen, vor welchen bemäntelnd hinter dem Berge gehalten wird. Wir, dem Küster, ist die Allerhöchste Absicht so wenig wie die allgemeine Ansicht von der Sache entgangen: der Aufschub erfolgte nicht als Bewilligung, sondern aus Schonung für unseren alten Herrn.

Wie lange konnte er es denn noch treiben in seinem Regiment? Der Bau erforderte Jahre. Sollte man den Greis per fas et nefas aus seinem urväterlichen Heiligtum in ein bescheidenes Interimskirchlein der Vorstadt verweisen? Ihn wohl gar aus der Propstei vertreiben, in welcher seine und seiner Ahnen Wiege gestanden hatte und welche nach dem in der Stille von obenher angenommenen Plane samt der anklebenden Umgebung – auch der Küsterei! – der Erde gleichgemacht werden mußte, um dem Gotteshause eine freie Anschau und Umschau zu gewähren? Nein. Wir Alten sollten von der Bühne erst abtreten, bevor das Neue ins Leben gerufen ward.

Aber wir Alten treten ab weit, weit später, als man vorausgesehen. In dem feuchtkalten, selten durch einen

Sonnenstrahl erquickten Dunstkreise unseres Gotteschreines umfängt uns eine wunderbarliche Lebensluft, die uns ein Geschlecht nach dem anderen überdauern läßt. Die heimliche Erwartung, daß der Propst, nachdem er schon vor Jahren sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum gefeiert, sich freiwillig in den Ruhestand begeben werde, ward zuschanden: der eiserne Greis dachte nicht daran, seinen Posten zu verlassen, ehe Gott ihn rief. Unermüdet forscht er vom Morgen bis zur Nacht in seiner Zelle; ungebeugt steht er jeden Festtag auf der Kanzel. Nicht auf eine Stunde überläßt er, selber zu Händen seines Amtsbruders, des Herrn Magisters, die Schlüssel der Kleinodienkammer in seinem Heiligtum, und mancher Fremdling hat in den letzten Jahren, da die Eisenbahn einen lebhaften Verkehr für unsere Stadt hervorgerufen, der alte Herr aber haushälterischer mit seiner Zeit und Kraft geworden ist und seine Führerschaft nur noch, als einen Akt gnädiger Herablassung, absonderlich hohen und gelehrten Häuptern zugute kommen läßt, mancher Fremdling, sage ich, hat vor der geschlossenen Reliquienkapelle unseres Domes abziehen müssen, ohne die kostbaren Messgewänder, die kunstvollen Altargefäße und andere Karitäten aus alter, allein kirchlicher Zeit in Augenschein genommen zu haben. Insbesondere aber ist mancher vergebliche Seufzer gefallen um den Anblick der seltsamen Rose von Jericho, die ein Kreuzritter aus dem Heiligen Lande zu uns gebracht haben soll und die in geographischen Handbüchern als die höchste Merkwürdigkeit, ja geradezu als das Wahrzeichen unserer Domstadt aufgeführt wird, wiewohl sie dem Auge doch nur als ein vertrocknetes Mößlein erscheint, an dem noch nicht einmal ein Mensch die Probe gemacht, ob es, mit

Wasser besprengt, in Wahrheit zu einem frischen Gewächse in die Höhe quillt oder gar zu einer farbigen Blume erblüht.

Es würde für den dereinstigen Leser dieser Historie vielleicht nicht ohne Interesse sein, an dieser Stelle eine Schilderung der Seltsam- und Kostbarkeiten aus dem Kronschätze unseres Oberhirten eingeschaltet zu finden. Aber ein unredliches Geschäft für den Schreiber würde solche Einschaltung sein, da jener gelehrte und gründliche Forscher längst schon auch das geringfügigste Stücklein in seiner Domchronik niedergelegt hat und aus dem Grabe heraus seinen demütigen Handlanger und Diener eines geistlichen Diebstahls bezichtigen könnte. Das sei ferne von mir! Hat gegenwärtiges Skriptum doch wesentlich auch nichts mit dem Dome als solchem zu schaffen, nur mit seinen Ins- und Beisassen am Tage der heutigen Jubelfeier. Ja, sammele ich im Grunde doch nur das Material zu einem erbaulichen Lebensbilde für eine würdigere Hand, wenn eines Tages die meine in Staub zerfallen wird, und verzeichne ich doch nur sonder Kunst und Studium die Umstände, welche dieser Jubelfeier erst ihre wahre Bedeutung gegeben haben; Umstände, die in meiner vertraulichen Stellung mir ganz allein zu Auge und Ohr gekommen sind und die in der Henricischen Chronik dereinst nicht nachzulesen sein werden.

Nach mustermwürdiger Historieneschreiber-Sitte beginne ich demzufolge mit dem Allgemeinen: will sagen mit Himmel und Wetter, die sich der jubelierenden Menschheit zu einer Festgenossenschaft verbündet hatten.

Denn nachdem ein kühler, regnerischer Waimonat in der

Lat weniger Wolke verbreitet hatte, als gemäß der alten guten Bauernregel Segen für Scheuer und Faß in Aussicht stellte, lagerte sich heute, am ersten Junius, ein wolkenloses Blau über die erquickte Erde, blinkte die liebe Sonne warm und goldig hernieder und hatte das Gebirge über Nacht all die grauen, dicken Nebelkappen abgeworfen, in die es sich seit Wochen gehüllt. Deutlich, wie mit dem Griffel gezeichnet, begrenzten seine Felsspitzen und Waldrücken den westlichen Horizont.

„Wie diese Heiterkeit gleich beim Erwachen das teure Hochzeitspaar ergötzen wird!“ sagte ich zu mir selber, nachdem ich gerührten Herzens im ersten Dämmerungschimmer mein Morgendanklied gesungen hatte.

Denn der Magister Vorsdorf war ein Freund und sozusagen Liebhaber der sichtbarlichen Natur. Sein erster Blick galt den Morgen- und sein letzter den Abendsternen; Wind und Wolken wußte er zu berechnen wie ein Schäfer oder Jägermann; solange seine anjeko leider schwach werdenden Füße ihn trugen, schweifte er mit Botanistertrommel und Schmetterlingschere in Wald und Flur umher. Daheim aber wartete er in Schachteln und Gläsern des gesammelten Gewürms, wartete des Bienenhauses in seinem Garten mit der Sorgfalt eines Familienvaters. Seine Insektensammlung wurde von Kennern als eine Sehenswürdigkeit gepriesen, in ihrer Art kaum geringer als selber die Kleinodienkammer unseres Doms; seines Aurikelflors im Fenz, der Pracht seiner wiederholt bis in den Herbst hinein blühenden Rosen würden sich herrschaftliche Anlagen nicht zu schämen haben. Mit offenem Auge sucht, findet und unterscheidet er das unscheinbarste Gebilde, mit gedeihlicher Hand pflanzt, pflegt, fördert, veredelt er

den schwächsten Keim, und wer, wie ich in jüngeren Jahren, ihn auf einer sommerlichen Wanderung durch das Gebirge begleitet hat, der darf sagen, daß er gleichzeitig Lust und Belehrung eines Reisenden gekostet.

Wie aber der himmlische Vater Sinn und Trieb der Menschen verschiedentlich geschärft, wie er sie gerichtet hat, daß, Rücken an Rücken gelehnt, dem einen die sichtbare, dem anderen die unsichtbare Natur zur Offenbarung wird, davon hatte man, wie an keinem zweiten, an des Magisters Amtsbruder und Nachbar ein lehrreiches Exempel.

Seitdem Renatus Henrici den Oberposten am Dome angetreten, hatte er das Weichbild unserer Stadt keinen Fußbreit überschritten; der Gottesacker der Gemeinde, der in sein Amtsbereich gehört, war seine äußerste Grenze. Ja, in der langen Zeit, wo kaum einer seiner Schritte mir verborgen geblieben ist, habe ich ihn nur ein einziges Mal sich, was man so lustwandeln nennt, außerhalb seines Gartens bewegen sehen. Das geschah aber in jenem Frühling, fünfzig Jahre vor dem heurigen, da er just in die Oberdomwürde aufgerückt war und die liebliche Magdalene Adami, die Mündel und Pflgetochter seines weiland Herrn Vaters, als arme Domwaise, neben seiner Schwester Debora, unter seinem Dache und Schutze verweilte.

Ach, damals lag freilich die Zukunft weit reicher, als sie sich nach Gottes unerforschlichem Ratschlusse gestaltet hat, vor meinen hoffnungstrunkenen Blicken. Die vier Domkinder, Christian Borsdorf (sein Vater war Rektor der Domschule) und Debora Henrici, Renatus Henrici und Magdalene Adami, versprachen, zwei Paare am Dome zu werden; die geistliche Erbsolge schien in doppelter Weise und in den kräftigsten Geschlechtern gesichert. So vor

fünfzig Jahren. Und heute? Renatus und Debora Henrici sind ledigen Standes und solchergestalt ohne Leibeserben verblieben; dem Christian Vorsdorf und seiner Ehegattin Magdalene Adami sind von einer zahlreichen Nachkommenschaft nur zwei Großkinder erhalten worden: von einem Sohne eine Tochter, Debora Vorsdorf, und von einer Tochter ein Sohn, Renatus Friedheim; beide als Augen- und Herzenstrost ihrer alten Tage, in ihrem Hause lebend; die Enkelin, eine holdselige Jungfrau, just so alt wie ihre Großmutter heute vor fünfzig Jahren, nämlich achtzehn; der Enkel, als Substitut seines Großvaters, wie dieser damals bei dem weiland Oberdomprediger Henrici. So heute! Und gesetzt den denkbar glücklichsten Fall, daß der königliche Patron unseres Doms keinen anderen als den Friedheim zum Nachfolger seines Großvaters, eventualiter auch noch auf einen höheren Posten, berufen sollte, ein Fall, der – man berechne die Scharen älterer Bewerber bei solcher Aussicht! – der also gar nicht in Betracht kommen dürfte, ohne die Verwendung des einflußreichen Henrici zugunsten des Erbherkommens und ohne die löblichen Eigenschaften des jungen Kandidaten, – gesetzt also diesen glücklichen, aber, ach! nur allzu unwahrscheinlichen Fall, so hieß er Friedheim, nicht Henrici, nicht einmal Vorsdorf; die alten Namen, die alten Erinnerungen löschen aus; alles wird anders; auch gut, will's Gott! besser in manchen Stücken vielleicht; aber anders, unergründlich anders, und dieses Anders tut einem achtzigjährigen Herzen weh.

Endlich aber ich selber, Zebedäus Gutedel, der ich in der Jugend meine Freiheit aufgegeben und die Leibeigenschaft des Ehestandes auf mich geladen hatte, nicht ohne zärtliche Neigung, es ist wahr, aber zum ersten doch in der

Hoffnung, dem Dome einen Erbküster zu erzielen, auch ich fahre in die Grube. – Aber wohin schweift mein Geist! Ach, die Folgerichtigkeit ist eine schwere Kunst, wenn eine Idee, sozusagen eine Hauptidee, unablässig in unserem Hirn und Herzen wühlt! Da bin ich schon wieder bei dem A und D meiner schlaflosen Nächte und sollte doch eigentlich bei jenem hoffnungsvollen Frühlingstage sein, an welchem ich Renatus Henrici mit einem Strauße gelber Butterblumen aus dem Poetengange hinter unserer Ruhwiese zurückkehren sah.

Aber diese Maienanwandlung war entschwunden, flüchtig wie sie aufgestiegen; Renatus Henrici war damals schon ein allzu tiefsinniger Gelehrter, ein viel zu weit schallender Redner und Schriftsteller, gleichsam ein protestantischer Kirchenvater geworden, um sich auf die Dauer eine weicheherzige Stimmung für die vergängliche Natur zu gestatten. Hatte er nicht Bücher und Handschriften? hatte er nicht Amt und Regiment, hatte er nicht seinen Dom? Alles das für den forschenden Geist! für das Leibliche aber, zur wohlthätigen Erschütterung von Lunge und Zwerchfell – wennschon er bei seinem gesegneten Appetit und bis zur Stunde ungestörten Kreislauf sämtlicher Körperfunktionen dieser Nachhülfe kaum zu bedürfen schien –, hatte er da nicht seinen Garten? Konnte er nicht – und tat er es nicht regelmäßig bei Wind und Wetter, in Regen und Schnee –, konnte er nicht jeden Nachmittag in der Zeit, wo das Sonnenlicht schwach und das Lampenlicht blendend wird, fünfunddreißig Minuten nach der Uhr in dem alten Ullmengange auf und nieder spazieren und seinen Gedanken dabei Audienz geben, ohne von einem fremden Menschen gesicht oder gar einem schwaghaften Mundwerk gestört zu

werden? Schützte ihn nicht die manns hohe Mauer vor der Begegnung der Nachbarmfamilie und das dichte Gestrüpp selber vor deren belästigenden Blicken? Hätte ein anderer Mensch außer seiner Schwester Debora die pflichtschuldige Rücksicht gezeigt, gleichsam als ein Schatten oder Schutzengel, in tiefem Schweigen, zehn Schritt hinter ihm drein zu wandeln?

Was aber den Horizont betrifft, Wolken, Sonne, Mond und Sterne, welche die hohen Bäume des Gartens verdeckten: kannte dieser Forscher in Gott nicht einen weiteren Himmel und eine höhere Unendlichkeit als die, welche schwache, wenn auch mitunter recht fromme Menschenkinder hinter derlei Luftgebilden und leuchtenden Himmelskörpern erträumen?

„Alles Vergängliche ist nur Schein und Widerschein“, sagte Renatus Henrici, und Renatus Henrici, der sein ganzes Wesen in das Sein versenkte, hätte der nach einem Widerschein fragen sollen?

Zweites Kapitel

Nein, der Mann war zu groß, um nach dem Maße gewöhnlicher Menschen gemessen zu werden. Er wußte das auch, und darum wollte es mich schier bänglich wie ein Zeichen heranschleichender Altersschwäche bedünken, daß ich ihn heute morgen, als er aus der engen dunklen Schlafzelle zwischen den beiden von ihm bewohnten Zimmern trat, nicht wie alle Tage in die nach dem Dome belegene Studierstube und alsobald auf das mächtige, mit Büchern und Skripturen beladene Pult, sondern auf das nach dem Garten führende Fenster des Frühstücksgemachs zuschreiten und in die aufsteigende Sonne blicken sah.

Ich sah ihn, sage ich; denn ich saß schon eine gute Weile in dem sogenannten Küsterzimmer, nach welchem beide Türen der präpstlichen Gemächer Tag und Nacht geöffnet stehen, und harrte der Anweisungen, die er mir in der Frühe entgegenzunehmen geboten hatte. Keine seiner ungewohnten Bewegungen entging mir daher. Er öffnete ein Schößchen, sog mit einem tiefen Atemzuge – wenns nicht etwa ein Seufzer gewesen ist – die würzigen Düfte ein, die aus dem Magistergarten herüberdrangen, und stand darauf wohl zehn Minuten lang regungslos in den goldenen Morgenhimmel versunken, so als ob er ein seltenes, zwiefältig zu enträtselndes Palimpsestos vor Augen habe, dergleichen Pergamente er höher als alle andere Handschriften in Ehren hält.

Solchergestalt in Betrachtungen vertieft, stand er noch am Fenster, als seine Schwester, „das Domfräulein“, wie sie von aller Welt genannt wird, nachdem sie dreimal leise an die Tür geklopft hatte, in das Zimmer trat.

Sie neigte tief, aber schweigend zum Gruße das Haupt, ließ einen verwunderten Blick auf den Bruder am Fenster streifen, setzte das Kaffeegeschirr, das sie im Arme trug, auf den Tisch, schenkte eine Tasse ein und stellte den Kest, welcher, in langsamen Zügen geschlürft, den ganzen Vormittag vorzuhalten pflegte, auf der Kohlenpfanne warm. Sie war im Begriff, sich leise, wie sie gekommen, wieder zu entfernen, als der Propst, ohne seinen Platz zu verlassen, sich mit der bedeutsamen Frage an sie wendete:

„Träumst du zuzeiten, Debora?“

„Zuzeiten, Kenatus,“ antwortete das Fräulein mit großen befremdeten Augen.

„Ich niemals, – aber diese Nacht,“ sagte er und blickte wieder hinaus in die Sonne.

Sie wollte sich zum zweiten Male entfernen; zum zweiten Male hielt ein Laut aus seinem Munde sie fest.

„Fünfzig Jahre, Debora!“ murmelte er, in Erinnerungen verloren.

„Fünfzig Jahre, Renatus!“ wiederholte das Fräulein, indem sie mit langsamen Schritten sich seinem Platze näherte.

„Mir ist, als wäre es gestern gewesen, Debora.“

„Mir ist es alle Tage seitdem wie gestern gewesen, Renatus.“

„Die Sonne scheint klar wie damals, der Himmel ist blau und die Koppe unverhüllt.“

„Der Flieder blüht spät wie damals, da die Rosen bereits im Aufbrechen sind.“

„Ein halbes Jahrhundert, Debora!“

„Ein halbes Jahrhundert, Renatus!“

Es folgte eine Pause. Die beiden hohen Gestalten standen nebeneinander, regungslos, als wären sie von Stein.

„Debora!“ hob endlich der Bruder wieder an, „Debora, die Zeit ist unmerklich gekommen, und Ordnung nütze auch in geringfügigen Dingen. Debora, morgen mache ich mein Testament.“

„Ich mache es mit dir, Renatus.“

„Genau weiß ich es nicht, aber – fünfzig Jahre! – es summt sich zusammen; dreißigtausend müssen es sein.“

„Bei mir ist es mehr. Und außerdem: fünfzig Jahre! es spinnt und webt sich zusammen: jeden Jahrgang ein Gedeck und ebensoviel Stück Leinwand sind es, Renatus.“

„Wir haben keine Kinder, Debora.“

Das Fräulein senkte die Augen zu Boden.

„Keine Blutsverwandten, keine Freunde, Debora.“

Das Fräulein seufzte.

„Sterbe ich vor dir, Debora --“

„Gott verhüt es, Renatus.“

„So genießest du bis an dein Ende, was ich verlasse.
Aber unser Erbe --“

„Unser Erbe --“

„Ist der Dom.“

„Der Dom!“

Du lieber Himmel, dachte ich in meinen Gedanken, was soll der Dom mit dem schönen Keinen und Drell? Und selber, was soll der Dom mit den Henricischen Erbtälern, er, der schon so viele ungenutzt in seinem Gotteskasten liegen hat? Mit diesen Gedanken aber jagte der alte, immer neue Aufruhr mir durch Kopf und Herz.

In den ungezählten Lebensstunden, die ich harrend auf dem Küsterstuhle in stiller Betrachtung des gottseligen Fleißes dieses Mannes hingebracht und mich in die Zellen der gelehrten Benediktiner, die einstmals in diesen Räumen geheimst, zurückversetzt, da hatte sich in meinem inwendigen Menschen die Überzeugung ausgebildet, wenngleich ich schwarz auf weiß sie leider nicht darzutun vermag, die Überzeugung, daß das Domgeschlecht der Henrici von einem jener Mönche seinen Ursprung leite, einem Pater Henricus etwa, dem der große Doktor Luther mit dem Exempel der Ehelichkeit das klösterliche Gelübde sprengen ließ. Und nun nagte es an meiner Seele wie ein Wurm, dieses gesegnete Exempel an einem Henrici zuschanden werden und den letzten seines Namens der Grube entgegenfahren zu sehen, gleichsam wieder als einen Mönch.

Ehe ich nun aber zu beschreiben versuche, was mich bei

seinen Worten heute morgen stärker als jemals erschütterte, möge es mir, ohne Unbescheidenheit, vergönnt sein, in die Schilderung meiner hohen Vorgesetzten ein Wörtchen über meine eigene Wenigkeit einzuweben, insofern selbige nämlich das Verhältnis zu jenen hochverehrten Personen berührt.

Keine schreiendere Ungerechtigkeit und keine empörendere Zügellosigkeit der Presse als die Schablone, nach welcher in spasshaften Historien, in schnurrigen Märlein und selber in gereimten Versen – die ich aber als ungereimte traktiere – das Amt meiner Kollegen, der Kirchner und Küster, gleich einem Schmarogerdienst, die Zunft in ihrer Gesamtheit – Ausnahmen lasse ich gelten – als eine von Schlemmern und Hansnarren verspottet wird; in ihrer geistlichen Art etwa den Barbieren und Schneidern an die Seite zu stellen, die unter den bürgerlichen Handtierungen samt und sonders wie Hasenfüße und windbeutelige Poffenreißer abkonterfeit werden, da ich doch manchen beherzten und gesezten Mann unter denen ihres Zeichens kennen gelernt habe. Wahrlich, es ist kein Kunststück von diesen Herren Historienschreibern, derlei abgedroschene Allotria immer von neuem wieder aufzuwärmen, und gedenke ich vor meinem Abscheiden zur Rechtfertigung meiner Standeswürde mit einem Schriftstück vor das Publikum zu treten, auf welches ich mir zum voraus erlaube, die Blicke aller Wahrheitsfreunde hinzulenken; ein Schriftstück, dem ich die kraftvollsten Stunden meines Lebens zugewendet und das, ich hoffe es, das Gedächtnis der alten Domküsterei, nachdem diese längst dem Erdboden gleich sein wird, frisch und lebendig erhalten, den erloschenen Namen „Gutedel“, wenn auch in bescheidener Entfernung

von dem der Henrici, – aber nicht ohne Ehre für unsern Dom dessen Schriftstellern beigegeben wird.

An dieser Stelle nur eine Frage im allgemeinen:

„Man gönnt einem Fürsten viele Kammerherren, einem Feldherrn viele Adjutanten, und einem Kirchenoberhaupte will man einen einzigen Küster verkümmern?“

Und eine zweite im besonderen:

„Ein Parasit und Faulenzer, ein Hansnarr nach der skribentischen Schablone, würde ein solcher sich eines Verhältnisses rühmen dürfen, wie Zebedäus Gutebel sich des seinen zu einem Vordorf und Henrici?“

Denn das zu dem heutigen Jubilar und seiner werten Familie kann ich, ohne Schmeichelei, schlechthin ein gemüthliches nennen. Gehöre ich nicht zu ihnen wie der letzte Ring einer Kette? Bin ich um ein Haar breit weniger als Hausfreund? Werde ich nicht in Freud und Leid zu Rate gezogen? Erhalte ich nicht mein Teil von allen Wünschen und Sorgen, wie von allen Leckerbissen, die der Haushalt mit sich bringt: im November von der Schlachtschüssel, zum heiligen Christ meinen Wecken, am grünen Donnerstag eine Honigscheibe aus dem Bienenhause? Wann klingen im Magisteranteil der alten Propstei die Gläser zu einem Prosit oder Memento aneinander, daß Zebedäus Gutebels Freuden- und Tränenkelch sich nicht mit dem ihren mischt?

Weit verschieden dahingegen der Standpunkt des Henricischen Geschwisterpaares gegenüber meiner bescheidenen Person. Ich kann ihn nicht anders als einen erhabenen bezeichnen, und nicht ein einziges Mal in soundso viel Jahren bin ich vor das Angesicht meines höchsten Oberhauptes mit einer anderen Empfindung getreten als der,

die mir in den hohen, grauen Hallen unseres Domes wie ein Schauer der Feierlichkeit vom Wirbel zur Zehe rieselt.

Gleichwohl habe ich mich just von diesem außerordentlichen Herrn der ehrendsten Beweise der Gewogenheit zu rühmen gehabt. Erst durch seine Verwendung ist die Domküsterei zu den Erträgen gelangt, welche sie heute zu einem beneidenswerten Posten macht. Aus seinem eignen Säckel hat er dereinst meine Mutter, als Küsterwitwe, meinen blindgeborenen Bruder und manchen aus meiner Frauen Sippschaft reichlich unterstützt; und das ohne vorausgegangene Bitte, ohne Frage nach der Verwendung, mit sichtbarlicher Scheu vor dem Habdank. Renatus Henrici ist großartig im Geldpunkte, wie in jeglichem andern; wie hätte ohne das sein Vermögen auch nicht weit die dreißigtausend übersteigen sollen, deren er vorhin erwähnte? Denn, mit Ausnahme seiner Bibliothek, bedarf er für die eigne Person so wenig als ein Klosterbruder; er war ein Erbsohn von Mutterseite, und die Oberdomstelle trägt, schlecht gerechnet, an die dreitausend im Jahre; die sogenannten Stolagebühren noch gar nicht einbegriffen, die er jederzeit in die Domkasse fließen läßt.

Deselbigengleichen hat der Propst Henrici mit eigner Hand meinen Ehebund eingesegnet, meine Kindlein getauft und sie zu Grabe geleitet, als Gott der Herr sie mir wieder nahm. Der Fall ist nicht vorgekommen, daß ich mich erinnere, aber hätte ich Rat gesucht für meinen Geist, ich würde mich an den Doktor gewendet haben; suchte ich Trost für mein Gemüt, und es geschah des öfteren, ging ich hinüber in das Magisterhaus. Über alle und jede Wohltat jedoch muß ich mich rühmen der stillschweigenden Zeugenschaft an allen Arbeiten und Handlungen des ehr-

würdigen Mannes, des stolzen Bewußtseins, niemals durch ein Zeichen der Verheimlichung oder des Mißtrauens von ihm gekränkt worden zu sein. Und wäre es mitten in der Nacht gewesen, ich durfte unangemeldet bei ihm eintreten; ich trug seinen Hausschlüssel in meiner Tasche und wartete im bequemen Rükstuhle des allezeit für mich offenen Borgemachs den Augenblick seiner Muße für mein Anliegen ab. Ich gehörte eben zum Dom; ich war ein Erbe von Vätersseite an selbigem so gut als er selbst; wer den Diener beleidigte, hätte den Herrn beleidigt; gleichwie einer, der etwa die Sakristei verunreinigt oder den Klingelbeutel bestohlen, das Heiligtum der Kirche selber geschändet hat. Und so kann ich denn dreist behaupten, daß ich nie mit einem Menschen wie mit diesem mich gleicherweise in Fleisch und Wein verwachsen, sozusagen eines Leibes und eines Geistes empfunden habe, wenn ich mich auch unter keinen Umständen unterfangen haben würde, meine Stimme zu einem Einspruche zu erheben, Rat oder Widerrat aufkommen zu lassen, selbst wenn ich dann und wann nicht gleichen Sinnes mit dem gestrengen Herrn des Domes zu sein vermochte.

Wie ich ihn aber anjago vor dem Fenster stehen und ungeblendet, gleich dem Ar, in die glänzende Morgensonne schauen sah, wie ich ihn seines letzten Willens und des fühllosen Erben von Stein erwähnen hörte, da trat von neuem und ägender denn je die Zukunft vor meine jammervolle Seele, wo dieser uralte, kräftige Stamm, im Schatten des Domes aufgewachsen, verdorren und spurlos verschwinden, wo diese Wohnstätten, Zeugen so langbewährter geistlicher Tugend, der Erde gleich sein sollten. Und nicht ein Name übrig, der aus dem neuen Regiment

in das alte zurückdeutete; kein Faden, kein Klang, der das Verbende mit dem Abgeschiedenen verband! Sei es um die Gutebel und um die Küsterei; es kann Kletterpflanzen verschiedentlichen Namens geben. Sei es um die Vorsdorf: sie waren ein neues Reis, nur durch Ehelichkeit der alten Eiche aufgepfropft; aber die Henrici, die Pröpste! die Wurzel und die Krone dieser Eiche zu gleicher Zeit, auch sie, auch sie! Unwillkürlich faltete ich meine Hände und flehte, – flehte um ein Wunder!

Die heißen Tropfen schwammen in meinen Augen, und als ich sie hinunterpressen wollte, um nicht mit den Spuren unliefsamer Weichlichkeit vor meinem Herrn zu erscheinen, da schnürte sich mir die Gurgel zusammen, ein Schlucken ergriff mich, ein Husteln, und dieses Geräusch weckte den Doktor aus seiner Kontemplation.

„Der Küster!“ sagte er, sich besinnend.

Das Wort war mir ein Befehl; ich trat in das Frühstückszimmer und unter die Augen des gewaltigen Mannes.

Hätte ich seit den mehr als siebenzig Jahren, daß ich in unserer Domschule neben Kenatus Henrici mensa desklinieren gelernt oder auf dem Domhofs Ball und Kreisel mit ihm gespielt, – wiewohl letzteres häufiger mit Christian Vorsdorf, dem Dritten im Bunde der Domknaben, denn jener war allezeit mehr ein Schul- als Spielfkamerad – hätte seit diesen mehr als siebenzig Jahren ich Kenatus Henrici heute zum ersten Male wiedergesehen, wahrlich! auf den ersten Blick würde ich in dem Greise den Knaben wiedererkannt haben, so wenig, oder so naturmäßig hatte er sich verändert, und so unauslöschlich prägte seine Erscheinung sich dem menschlichen Gedächtnisse ein.

Er war schon damals um Kopfhöhe größer als wir

anderen seines Alters; Fleisch besaß er so wenig als heute an seinem Körper, aber wie heute noch eine eiserne Muskulatur und eine steilrechte Haltung, welche die Last der Jahre nicht um eine Linie gekrümmt hat. Seine mächtig geschwungene Nase gleicht der des Königs der Lüfte, und der Herrscherglanz in dem weitgeöffneten, dunkeln Auge, die hochgewölbte, über der Nasenwurzel dicht verwachsene Braue, die gemahnen mich jedesmal an das Bildnis von Gott dem Herrn im Jüngsten Gericht über dem Hauptaltar in unserem Dom. (Wer möchte denn auch beweisen, daß nicht ein Henrici dem alten Maler als Modell zu diesem Meisterstück gefessen hat?!) Sein rabenschwarzes Haar, nur mit wenigen hellen Fäden untermischt, strebt über der breiten, gewaltigen Stirn in die Höhe, gleich einem Wald, und setzt seinem Längenmaße noch ein beträchtliches zu. Selten rötete auch im Knabenalter ein Blutstropfen die gelblichen Wangen, und das blendende Gebiß zeigt sich dieses Tages noch unerschüttert zwischen dem schmalen, schwachgefärbten Lippenaum. Eine Fürsten- und Helden-gestalt, dieser Mann!

Und wahrlich! wie ein Fürst und Held nimmt er sich auch aus drüben in der Bilderreihe der Präpste zwischen den Spizbogen des hohen Chors. Alle überragt er. Der schwarze Salar und die Bäffchen dünken einem nur zur Verhüllung über eine Ritterrüstung geworfen: die leiseste Bewegung, und Schwert wie Harnisch leuchten hervor.

Und ein Held, ein Fürst, das scheint er nicht nur, nein, das ist dieser Mann. Ein Fürst und Held im Geist! Denn einer, der seit Menschengedenken kein Zeichen von Schwachheit, von Sehnsucht oder Verlangen kundgetan; einer, der niemals sichtbarlich Freude oder Leid von einem andern

Menschen empfangen; der niemals zeitliche Not und Sorge getragen; der niemals zagend an einem Kranken- oder Sterbebette gesessen, ja, nicht einen einzigen Tag selber auf dem Krankenbette gelegen; einer, der keines Menschen Hand gedrückt und geflehet hat: „sei mein Freund!“; der niemals vor einem Menschenauge gezittert, geseufzt, geklagt oder eine Träne geweint; der von jeglichem Gottes- und Menschenwerk nur einen Andachtstempel und die Geistesfrüchte der Vor- und Mitwelt in sein Leben aufgenommen, – ist der nicht ein anderer als die unruhigen Tausende rings um ihn her? Ist er nicht geboren, über sie zu herrschen? Ist er nicht ein Held und Überwinder? Er hätte auf einem Throne stehen sollen! Und wahrlich! wie auf einem Throne steht er auch: einsam, unerreichbar über der niederen Welt; sei es vor dem Pult in seiner stillen Klausur; sei es auf der Kanzel mit dem markerschütternden Wort, oder am Altar mit dem erhobenen Kelch des Sakraments; sei es am Rande des Grabes, wenn er das Vergängliche verschütten sieht und den Segen über das Unvergängliche spendet.

„Küster, du schwärmst!“ höre ich kopfschüttelnd den Nachgeborenen sagen, dem diese Blätter in die Hände fallen werden. „Dein Held und Herr ist eine Ausgeburt deiner müßigen Stunden drüben im Küsterstuhle der grauen Propstei. Hat Kenatus Henrici denn nicht Vater und Mutter gehabt wie andere Erdenöhne? Hat er nicht dieses Tages noch eine Schwester? Hat er nicht einen Amtsbruder, der sein Jugendfreund gewesen und dessen Ehefrau unter seinem Dache herangewachsen ist?“

Auf diese Fragen antworte ich wie folgt: „Ja, natürlich hat er eine Mutter gehabt, aber sie verloren, ehe ein

Kind diesen Verlust ermißt; er hat einen Vater gehabt, aber ihn hinscheiden sehen als müden Greis. Ja, er hat noch heute eine Schwester, die sein Ebenbild ist und gleichsam sein Widerhall: lang, hager, kühn von Nase, schwarz von Haar, gelb von Farbe, gesund und ungebeugt wie er; einsam und karg von Worten wie er; strickend und spinnend, wenn er liest und schreibt; lebend für seine Ehre, wie er für des Domes Ehre; Geist von seinem Geist und Wein von seinem Wein. Er hat auch einen Jugendfreund und eine Jugendfreundin gehabt, – aber dennoch, oder eben darum ist Kenatus Henrici das geworden, was er ist und was ich von ihm behauptet.

„Zebedäus!“ rief der Propst, als ich in die Studierstube trat; und weil er nicht wie gewöhnlich vor seinem Pulte saß, sondern, sich vom Fenster abwendend, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer hin und wider schritt, traf mich ein Strahl aus seinem Feuerauge.

„Was ist Ihm, Zebedäus?“ fragte er. „Hat Er geweint?“

„Zu Befehl, Hochwürden, ich habe geweint,“ stammelte ich verwirrt ob einer Aufmerksamkeit, die weder mir noch wohl einem anderen je im Leben von ihm zuteil geworden war.

„Warum hat Er geweint, Zebedäus?“

„Hochwürden, – dieser Tag, – und was ich eben vernommen – –“

„Daß ich von meinem Tode gesprochen habe? Hat Er mich für unsterblich gehalten, alter Mann?“

„Beileibe nicht darum. Wer wäre reifer als Hochwürden für das ewige Freudenreich!“

„So ist es wohl gar mein Testament, das Ihn kleinmütig macht?“

„Auch das nicht, Hochwürden. Selber ein Jüngling tut wohl, sein Haus zu bestellen.“

„Nun, warum weint Er denn, Zebedäus?“

„Ich weine von wegen des Erben, Hochwürden.“

„Wüßte Er einen würdigeren Erben als unseren Dom?“

Eine nie gekannte Mutigkeit kam über mich. Ganz gewiß die Wirkung meines inbrünstigen Gebetes von vorhin. „Aber der Dom ist von Stein,“ so wagte ich mich heraus. „Er fühlt die Wohlthat nicht, und er bedarf sie nicht, Hochwürden. Der Dank ihrer Erben erquickt die Wohltäter im Jenseits.“

Er runzelte die Stirn und beschleunigte seine Schritte. Eine lange Weile sprach er kein Wort. Endlich aber begann er von neuem und, wie mir schien, mit einem weichmütigen Klang. „Er hat auch keine Kinder, Zebedäus.“

„Ich bin nur ein geringer Mann, Hochwürden,“ versetzte ich. „Ich heiße Gutedel, nicht Henrici. Sie starben bald nach der Geburt. Es waren ihrer acht; aber ein Wiegenkind gleicht dem andern; ihr Bild ist mir entschwunden. Beschleicht mich zuzeiten die Wehmut, tröste ich mich mit denen, die niemals einen Leibesseggen empfunden haben.“

„Nun, sieht Er, Zebedäus,“ entgegnete milde der Propst, „ich tröste mich mit denen, die ihn wieder verloren. Alles Fleisch ist wie Gras und verweht wie die Blumen des Feldes. Aber ein Bau wie dieser predigt vielen Geschlechtern. Noch in Trümmern wird er dereinst, wie selber die Tempel der Heidenwelt es tun, an die Ewigkeit mahnen. Unser Erbe, Alter, sei der Dom!“

Ich meinte, einen schwachen Seufzer zu vernehmen, einen Seufzer aus dieser Brust! Ein Geist alter Stunden schien aus einem Winkel hervorzuschleichen und an seine Seele zu klopfen. Mein Mut wuchs.

„Daß sei ferne!“ so fuhr ich kühnlich heraus, „Jehova hat dem frommen Patriarchen einen Samen erweckt, da er höher betagt war als Hochwürden.“

Renatus Henrici lächelte; ja, er lachte beinahe laut.

„Er faselt!“ sagte er, gegen das Domfräulein gewendet, das beistimmend mit dem Kopfe nickte. „Er faselt, Debora!“

Aber über mich war eine Berwegenheit gekommen, die mich pflichtschuldigen Respekt und lange Gewohnheit vergessen hieß. „Hochwürden!“ rief ich aus, „Hochwürden, Gott der Herr zeugt in dem Menschen nicht nur durch das Blut! Er zeugt auch durch das Herz!“

„Was will Er damit sagen?“ fragte der große Mann, der alles wußte, die Augen verwundert auf mich Unwissenden gerichtet.

„Ich will damit sagen,“ antwortete ich unerschrocken, „ich will damit sagen, Hochwürden, daß es auch Kinder gibt durch Wahl; Namen, die man überträgt; Erben, nicht nach weltlichem Gesetz, aber nach freier Neigung des Gemütes. Und wenn ein Fremder gefunden würde, wert, der Sohn eines Henrici zu sein, an seinem Beispiele sich emporzuranken, seines Geistes in seinem Heiligtume weiterzuwirken, und der leiblich kinderlose Greis wollte zu ihm sagen: ‚Trage du meinen Namen, sei du mein Sohn und Erbe!‘ so wäre es schier so gut, als wenn er seinem eigenen Stamme entsprossen, und dem Dome wäre ein Henrici neugeboren, wie dem Abraham ein Israel!“

Der Doktor war während meiner Rede noch bleicher geworden, seine Augen bohrten gleich einem Stahl in die meinigen. „Spricht Er von einer Person oder setzt Er nur einen Fall?“ fragte er scharf, aber ruhig.

Ich muß es Tollkühnheit nennen; aber: „Ich sprach von einer Person,“ sagte ich zuversichtlich und nannte darauf einen Namen, – einen Namen –

Ich kann einen heiligen Eid darauf ablegen, daß ich niemals vor gegenwärtiger Stunde diesen Anschlag gehegt; daß ich lediglich wie durch höhere Eingebung diese Rede gehalten, diesen Namen aufgerufen habe. Und kaum war er meinen Lippen entschlüpft, so überfiel mich auch ein Zittern und Zagen, als ob ich auf die Knie sinken und um Vergebung für meinen Frevel hätte stehen müssen. Denn, wiewohl ich aus mancher Erfahrung das Eiferartige in meines Herrn Gemüte hatte kennen lernen: diese Wirkung hatte ich nicht erwartet.

„Schweige Er!“ herrschte er mit einer Donnerstimme, und der Blick seiner Augen traf mich wie ein Strahl der Vernichtung.

Seine Wangen waren aschfarben geworden, die Brust keuchte nach Atem; ich sah einen Schlagfluß heranziehen mit der Empfindung eines Vätermörders. Debora stand wie eine Säule starr und steif. Die furchtbarste Pause meines Lebens!

Aber nur wenige Minuten, und er hatte sich gefaßt. Er schritt in die Studierstube; wir hinter ihm drein. Er setzte sich auf den alten Lederstuhl vor dem Pult, blätterte in den aufgeschlagenen Skripturen und sagte darauf gelassen wie alle Tage:

„Er kommt wegen der Lieder, Zebedäus.“

Ich neigte bejahend das Haupt, denn meine Zunge war noch starr.

„Hat Er sich besonnen?“

Ich schüttelte.

Er wendete sich an das Fräulein. „Erinnerst du dich der Lieder, Debora, die wir heute vor fünfzig Jahren während der Trauung gesungen haben?“

Das Fräulein blickte beschämt ob ihrer Bergeßlichkeit zu Boden. „Der Lieder? der Lieder, Kenatus?“ stammelte sie, „des Textes wohl, es war —“

„Ich weiß ihn,“ unterbrach er sie. „Auch gibt es nur einen für einen Diener am Amt. Er muß es heute wieder sein.“

„Kurioser Text für die goldene Trauung!“ rumorte es heimlich in mir, meiner Bestürzung zum Trotz. „Wer heiratet, tut gut; wer nicht heiratet, besser.“ Bei der grünen Hochzeit hatte ich das nämliche gedacht.

„Die Lieder, Debora?“ fragte der Propst von neuem. Sie schüttelte händeringend den Kopf.

„Es ist gut, ich weiß sie zu finden. Sie werden bei der Rede verzeichnet stehen.“

Damit öffnete er ein verborgenes Fach in seinem Pult und zog ein versiegeltes Kubert hervor, das er einen Augenblick zögernd zwischen seinen Fingern hielt. Mir war, als sähe ich es wie einen Schatten über seine Züge laufen, ehe er hastig und heftig das Siegel erbrach, einen kleinen, rostigen Schlüssel hervorzog und ihn in einen zweiten heimlichen Kasten steckte. Eine herrische Handbewegung hieß uns das Zimmer verlassen. Wir flohen.

„Die Türe zu!“ schrie er mir nach.

Ich schloß sie leise und tief beschämt. Seit sechzig Jahren

die erste Kränkung des Mißtrauens! Das Fräulein schleuderte einen durchbohrenden Blick auf mich herab, indem sie mit großen Schritten den Raum bis zu ihrem eigenen Zimmer zurücklegte. Die Ähnlichkeit mit ihrem brüderlichen Vorbilde war mir noch keinerzeit so aufgefallen.

Ich stand atemlos vor der geschlossenen Thür; ratlos, was mit mir selber zu beginnen. Ich kam mir vor wie Adam, den der Engel aus dem Paradiese vertrieben hat. Drinnen hörte ich das Klappern und Rasseln des Schlüssels im Pultsack, dann des Herrn heftige Schritte im Zimmer auf und ab. Von neuem Drehen und Rütteln. Endlich, endlich – den Ruf: „Zebedäus!“

Eilenden, bebenden Fußes trat ich ein. Der Propst stand in vergeblicher Bemühung vor dem Kasten, der, in fünfzig Jahren ungeöffnet, verquollen und dessen Schloß eingerostet war. „Vermag Er's?“ fragte er ungeduldig.

„Versuchen – Hochwürden,“ stotterte ich; flog in des Fräuleins Gemach; erbat mir ein wenig Öl und Seife und huschte, mit beiden versehen, in das Studierzimmer zurück, gefolgt von der Dame, die gewohnt war, ihrem Bruder jede häusliche Dienstleistung eigenhändig zu gewähren.

Meine Versuche währten eine Weile. Ich fürchtete, den Bart abzubrechen und den gereizten Herrn noch mehr aufzubringen. Seine Unruhe verwirrte mich, die Hände zitterten immer heftiger.

„Laß Er's!“ rief der Propst zu wiederholten Malen; aber sooft ich innehielt, erwachte die Begierde von neuem, und er befahl: „Fahr Er fort!“ Endlich bewegte sich der Schlüssel. Ein Ruck aus Leibeskräften – der Kasten fuhr heraus und polterte auf die Platte des Pultes. Ich selber war auf den Herrenstuhl zurückgetaumelt. Indem ich mich hastig

erhob, offenbarte ein einziger Blick mir den ausgestreuten Inhalt: vergilbte Papiere, einen goldnen Fingerreif, eine rote verblaßte Busenschleife und ein kleines weibliches Porträt, — ach, ich erinnerte mich seiner nur allzuwohl!

In diesem Augenblicke drangen aus dem Nachbargarten die Töne einer feierlichen Morgenmusik. Posaunen und Menschenstimmen schallten zu uns herauf: „Herr Gott, dich loben wir!“

Der Doktor winkte wie vorhin, aber sanfter, mit der Hand. Das Fräulein und ich verließen das Zimmer. Diesmal schloß ich ohne Geheiß die Thür.

Ich trat an das Fenster des Vorgemachs, öffnete ein Schößchen und schaute über die gemauerte Scheidewand hinweg auf die Erholungsstätten der beiden Domfamilien. Ein gewaltiger Unterschied auch hier!

Zu meinen Füßen ein Streifen Land, so etwa, wie ich mir einen Urwald vorgestellt habe. Mächtiger Schatten, wildwuchernde Pflanzung zu beiden Seiten des einzigen geebneten Pfads zwischen den riesigen Ulmen, die sich am Ende zu einer Laube erweitern. Nie hat seit einem halben Jahrhundert ein Mensch in dieser Laube geruht; die steinernen Tische und Bänke sind dunkel bemoost; schwarogender Teufelszwirn, das verrottete Pfahlwerk überwuchernd, hat fast den Eingang versperrt. Der Rasen neben dem Ulmenwege ist niemals von einer Sichel berührt worden; manns- hoch schießt er empor, verwelkt in Winterszeit und schießt von neuem mit frischem Trieb. Hin und wieder hat sich eine Malve oder Königskerze aus alter Zeit zwischen den unbeschnittenen, struppigen Hecken von Buchs und Tagus neu bestockt; dunkler Efeu umrankt das Gemäuer; Spagen, Dohlen, Fledermäuse, Käuzlein sogar, nisten in seinen

Ritzen und scheuchen die fröhlichen Singvögel hinüber in den blühenden Magistergarten, wo liebevolle Hände ihnen Körner und Brosamen streuen.

Dieser Nachbargarten, im Gegensatz, wie emsig und sauber gepflegt! Zu beiden Seiten des Fruchtbaumganges die Gemüsebeete mit Blumenstreifen eingefäumt; Narzissen und Goldlack ihre Düfte streuend, künftighin von dem Flore des Sommers und Herbstes abgelöst; die mittägige Flucht des Hauses mit Nebgeländen, die schattigen Seitenmauern mit Beersträuchen bezogen, und die Laube am Schluß, von blühendem Flieder und Geißblatt überrant, nach der Gartenseite lustig geöffnet, mit reinlichen Sitzplätzen gefüllt; die Bienen schwärmend aus ihrem Stock, die Tauben flatternd aus ihrem Schlag; Meise und Goldammer zwitschernd in Baum und Zaun.

Die Musikanten hatten auf der Straße hinter der Laube Posto gefaßt; vor derselben, vom Hause her, regte sich frohe Geschäftigkeit. Die Magd, im Sonntagspuz, kam klappernd mit dem Kaffeegeschirr; die Enkelin und selber der junge, geistliche Enkel brachten blumengeschmückte Kuchenkörbe. Und als ich die kleine Debora – so will ich sie zur Unterscheidung von dem großen Domfräulein heißen – so flink und zierlich daherschweben sah, im weißen Kleid und grünen Taftschürzchen, einen frischen Mai-blumenstrauß vor der Brust, so schlank und doch rundlich, so freudenhell, da stand mir jene andere leibhaftig wieder vorgezaubert, deren Bildniß vorhin im alten Pult – – aber halt!

Das waren die nämlichen hellgelben Haarzöpfe, das eirunde, blütenreine Angesicht umrahmend, das nämliche Erdbeermündchen, dieselben sanften und doch klugen, gold-

braunen Aurlafaugen. Hurtig breitete sie das weiße Tuch über den Gartentisch, ordnete Tassen und Kannen, schmückte die Plätze des Jubelpaares mit festlichen Gewinden, und nachdem alles bereit, legte sie mit einem herzinnigen Aufblick ihre Hand in die ihres Betters Renatus, dessen Züge und Habitus mich gleicherweise, wie niemals zuvor, an die des Großvaters in seiner Jugendzeit gemahnten.

So, Hand in Hand, flogen sie nun dem Jubelpaare entgegen, das vom Hause her langsam auf die Laube zugeschritten kam. Der Choral verstummte; die Posaunen schwiegen; wohlklingende Männerstimmen hoben, ohne Begleitung, eine weltliche, aber nicht minder bewegliche Weise an. In diesem Augenblicke standen die Jungen den Alten gegenüber, beugten sich über ihre Hände und zogen sie an ihre Lippen; die Alten aber drückten die Kinder wechselseitig an ihre Herzen unter strömenden Tränen. Die Kluft eines halben Jahrhunderts schien ausgefüllt, ihre eigne Jugend wieder aufgewacht in dem lieblichen Paare.

Ich zog mein Sacktuch hervor, um meine überlaufenden Augen zu trocknen, und erst bei dieser Bewegung wurde ich gewahr, daß das Domfräulein hinter mir gestanden und, so gut wie ich selbst, Zeuge des rührenden Auftritts gewesen war. Sie sah weiß aus wie eine Wand. Ich entfernte mich eilfertig, unter tiefer Verbeugung; in meinem Herzen brannte die Frage, ob am Nebenster wohl auch der Bruder, und mit welchen Gefühlen, das Bild im Magistergarten überschaut habe?

Ich hatte in meinem Hause ein festliches Karmen, gebunden in Goldpapier, zur Feier dieses Tages bereitliegen; mit wenigen Strichen war die Ode, in der ich vor fünfzig Jahren, wo ich ein geläufigerer Dichterling als heute war,

die grüne Liebeshochzeit besungen, schicklich für die goldne Jubelhochzeit umgewandelt worden. Desgleichen harrte ein Paar Mundtassen der Überreichung, von ähnlicher Form wie die meines ersten Hochzeitsangebundes; nur daß an Stelle der blühenden Rosen und Bergißmeinnicht ein goldnes Gewinde das feine Meißener Porzellan überranfte.

Aber selber der Razensprung nach der Küsterei währte mir zu lange für mein bewegtes Gemüt. Sonder Armen noch Tassen stürzte ich hinüber zu den Glücklichen in dem Magistergarten.

Die Musikanten hatten sich zurückgezogen; die Familie saß um den Frühstückstisch in der blühenden Laube. Der Morgentau glitzerte gleich Freudentränen auf Blume und Blatt; es duftete wie Weihrauch in dem kleinen Gehege. Meine Zähnen rannen unaufhaltsam, meine Füße schwanften.

Und jetzt werden die gütigen Menschen meiner gewahr; das Jubelpaar schreitet mir entgegen. „Alter, treuer Freund!“ sagt die Matrone und faßt meine beiden Hände. Der Greis sinkt an mein Herz: „Alter, braver Gutedel!“ ruft er aus.

Ach, wie soll ich es denn nur beschreiben, was noch in der Erinnerung meine Brust zu zerspringen schwellt?

Ja, wohl ist es groß, an seinem Oberherrn in schweigender Ehrfurcht in die Höhe zu blicken; aber weinend seinen Vorgesetzten am Busen zu halten als einen Freund, – diese, diese Wonne! – Und ich, der ich fünfzig Jahre lang, in erquickendem Wechsel, beide dieser Seligkeiten gekostet habe, – wahrlich, wahrlich, es hat niemals einen Glücklicheren meines Amtes gegeben!

Und wie nun auch das jugendliche Entelsgespaar mir ent-

gegenflatterte, nicht nur geschwisterliche, nein, – ich ahnete es ja längst! – nein, bräutliche Liebe in Wort und Blick; wie sie mich Zitternden unter die Arme faßten, mich zum Kaffeetische führten und mich bedienten, als wäre ich einer der Ihrer; wie die holdselige Debora mir die Wangen streichelte, mich ihr Gutedelchen nannte und mir die braunen, knusperigen Kandstückchen des selbstgebackenen Rosinenkuchens zuschob, die ich so vorzugsweise liebe; wie sie dazwischen immer ihrem Kenatus so seelenvergnügt in die treuen, blauen Augen blickte, dann wieder den Großeltern Hand und Lippen küßte und es aus jedem an sich unbedeutenden Worte herausklang: „Sind wir nicht die allerglücklichsten Kinder? und hättet ihr Alten an eurem Ehren- und Jubeltage wohl größere Freude erleben können als durch uns?“ da, da schwoh mir das Herz immer höher und weiter, und ich fühlte, daß ich meine leiblichen Kindlein, wenn Gott der Herr sie mir gnädig erhalten, nicht zärtlicher darin hätte bergen können als dieses gesegnete Liebespaar.

Nachdem wir uns hinlänglich an Speise und Trank gelabt hatten, wurde die Stimmung gelassener und nunmehr die Verlobung der Enkel, wie deren Aussicht für die Zukunft, gründlich hin und wieder besprochen. Ich erfuhr auf diese Weise, daß der junge Hülfsprediger am gestrigen Tage von einem adligen Kirchenpatron, der sein Universitätsfreund gewesen war, den Antrag einer Pfarrstelle in einer abgelegenen Provinz erhalten habe und daß die Sicherheit eines heimatlichen Nestes, verbunden mit der Jubelstimmung der Vorfeier, die langgehegten Herzenswünsche zur Aussprache gebracht.

Die Stelle war bescheiden, würde jedoch unter anderen

Verhältnissen für einen jungen Anfänger immerhin ein Treffer zu nennen gewesen sein. Hatte der Großvater denn aber nicht den Plan, sich emeritieren zu lassen, und die langgehegte heimliche Hoffnung, den Enkel in seine Stelle rücken zu sehen? Hieß es nicht den letzten erwärmenden Sonnenstrahl aus dem Leben des alten Paares verweisen, wenn sie sich in weite Ferne und berechenbar auf Nimmerwiedersehen von den geliebten Kindern trennen mußten? Annehmen und scheiden, oder ablehnen und aufs Ungewisse hoffen, die Frage war ein bitterer Tropfen in unserem Freudenkelche.

„Ach!“ so dachte ich wehmütig in meinen Gedanken, „ach, wenn ich doch nur auf eine einzige Stunde der Propst, Doktor Kenatus Henrici wäre! Denn was kostete es mich dann mehr als ein Schreiben an meinen allergnädigsten Landesherrn, der sich mir, – nämlich dem Propst, – von Jugend ab huldreich, ja schier unterwürfig erzeigt hat, gleichwie ein Sohn und Lehrling im Geist; was, sage ich, kostete es mich weiter als eine bittende Darstellung, und das Amt am Dom hätte keinen anderen Erben als den würdigen Großsohn meines alten Freundes und Konfraters Vordorf.“

Meine Gedanken hatten sich in der Stille mit denen des guten Magisters begegnet.

– „Ja, wenn – Er – zu einer Fürsprache zu bewegen wäre!“ – sagte er, mit der Hand auf das Nachbarhaus deutend, nach einem tiefen Seufzer.

Ich antwortete mit einem noch tieferen. Der Auftritt, dessen Zeuge ich vor kaum einer Stunde gewesen war, benahm mir jegliche Hoffnung.

„Wir haben kein Recht, mein Christian, eine Bitte

zu wagen," sagte die Matrone leise, mit gesenktem Blick.

„Nein, wir haben kein Recht!" seufzte der Greis. Und auch ich schüttelte den Kopf.

Der junge Herr Renatus aber erhob sich und sprach aus warmer Seele: „Und warum hätten wir kein Recht, liebe Großeltern, eine Bitte, eine Frage mindestens an den strengen alten Mann zu wagen? Was könnte mich abhalten, noch in dieser Stunde vor ihn zu treten und zu sagen: Sie waren der Jugendfreund meines Großvaters, der Bruder und Wohltäter seiner Gattin – –“

„Um des Heilands willen, nicht diese Erinnerung, mein Sohn!" riefen beide Alte aus einem Munde.

„Nicht diese Erinnerung!" wiederholte ich.

Doch der feurige Jüngling ließ sich nicht irremachen. „Sie kennen mich," fuhr er lebhaft fort; „Sie haben meine selige Mutter und mich selbst mit beiden gnadenreichen Sakramenten in den Bund der Christenheit eingeführt; Ihnen zu Ehren trage ich den Namen Renatus. Ich bin unter Ihren Augen aufgewachsen; Sie haben meine Zeugnisse geprüft, meinen Wandel beobachtet. Sie wissen, in welchem Sinne ich seit Jahresfrist meinem Großvater ein Gehülfe gewesen bin, Gottes Wort von der Kanzel verkündet, die Pflichten christlicher Seelsorge in der Gemeinde geübt habe. Achten Sie mich fähig und würdig, an meines Großvaters Statt, unter Ihnen, neben Ihnen das Amt an diesem hehren Gotteshause dauernd zu verwalten? mich an Ihrem Beispiele weiterzubilden und mit meinen Gaben vor Gott wie Menschen zu bestehen? Wenn Sie aber dieser Aufgabe mich fähig und würdig achten, wollen Sie dieses Anerkenntnis laut

werden lassen, daß ich mein inneres wie mein äußeres Lebensloß auf Ihr Zeugniß zu gründen imstande sei?"

Drittes Kapitel

Wir drei Alten saßen schweigend, die Augen zu Boden gesenkt. Es ist ja so schwer, einem vertrauenden Menschen Mut und Glauben durch unsere Zweifel abzukühlen. Die jugendliche Braut dahingegen schaute mit siegesfreudigem Blick und hochroten Wangen zu ihrem Verlobten in die Höh; die Vergangenheit nicht ahnend, deren Mahnen uns Greise so bänglich bewegte.

„Und ich, ich gehe mit dir, Kenatus!“ rief sie, indem sie ihre Hand in die seine legte. — „Tritt du vor den alten Herrn; ich trete vor die alte Dame.

„Fräulein Debora! will ich sagen und recht demütig ihre Hand küssen; Fräulein Debora, Sie haben mich niemals freundlich angesehen, sooft ich Ihnen im Kirchstuhle gegenübersaß; Sie haben mir niemals ein Wort gegönnt, kaum meinen Gruß erwidert. Und doch sind Sie meine Patin; doch trage ich Ihren Namen, der jeden Morgen und jeden Abend in unseren Gebeten widerklingt. Und doch hat man von Kind auf mich Sie lieben gelehrt wie meine Mutter im Himmel, und ich sehne mich nach Ihrem Segen zu dem Bunde, den ich mit meinem Kenatus geschlossen habe. Denn ich liebe meinen Kenatus; und seit ich die Seine geworden, dünken mich alle Menschen näher, ja so nahe gerückt, daß ich sie an mein Herz ziehen und sie so froh und glücklich sehen möchte, wie ich selber es bin. Aber meine Großmutter blickt traurig an dem Tage, mit welchem der liebe Gott so wenige begnadigt. Ihr Auge sucht eines, das ihrer Jugend schwesterlich zuge-

•

lächelt hat und jetzt sein Begegnen vermeidet; – warum? ich weiß es nicht. Ihre Hand streckt sie nach einer, die sie mit Wohlthaten beladen und jetzt ihren Druck verweigert; – warum? ich weiß es nicht. Fräulein Debora, lösen Sie den Stachel aus dem Herzen der alten Frau; blicken Sie freundlich zu ihr hinüber; führen Sie heute die Elternmutter, wie Sie vor fünfzig Jahren die bräutliche Jungfrau zum Altare geführt; kehren Sie ein in unser Haus, ein teurer, langersehnter, ein vielgesegneter Gast!“ –

„Geh, meine Tochter, geht, meine Kinder!“ rief die Matrone hastig und mit bebenden Lippen.

„Gehet gleich jetzt; euer Herz ist warm, euer Vorsatz von Gott. Er geleit euch!“

„Ja, geht, lieben Kinder,“ sagte gelassener der Greis, der nicht die Kühnigkeit seiner Gattin in das Alter hinübergerettet hatte.

„Ja, gehen Sie, Herr Renatus, Fräulein Debora,“ sagte auch ich. „Gottes Wege sind wunderbar; auch die zu den Herzen der Menschen.“

Frohen Mutes, Arm in Arm, schwebte das Paar den Gartenweg entlang. Wir blickten ihm nach, stumm, mit gefalteten Händen.

„Und wir, Christian?“ hob nach einer langen Pause die Matrone an; „sollen wir sie allein gehen lassen? Nicht ihnen folgen, an diesem Tage, vielleicht in der letzten Stunde? Nicht danken, wenn ihnen gelang, was uns nimmer gelingen sollte? Bitten, wenn sie vergeblich gebeten haben; noch einmal bitten um den Frieden dieses Erinnerungstages, um die Ruhe unseres Sterbebettes?“

„Kendchen, Herzenskndchen!“ wendete der alte Mann be-

denklich ein. Aber sie schlang, sanft errötend gleich einer Braut, die Arme um sein weißes Haupt; ihre heißen Tränen perlten darauf nieder, – und sie gingen.

Ich hinter ihnen drein, Schritt für Schritt, wie ihr Schatten. Wir redeten kein Wort. In wenigen Minuten standen wir auf der Schwelle des Nachbarhauses. „Zum ersten Male seit fünfzig Jahren!“ flüsterte die Matrone.

Im Vorgemach hörten wir die bewegte Stimme des Enkels aus dem Studierzimmer; die der Enkelin aus dem Fräuleinzimmer dringen. Die Großmutter hielt plötzlich inne.

„Nicht vor dem Ohre des Kindes,“ sprach sie errötend. „Du, Christian, erwarte Renatus hier oben, ich gehe in den Garten, bis Debora entlassen ist. Sie, lieber Freund, geben mir einen Wink zu rechter Zeit.“

Damit ging sie leise die Treppe wieder hinunter und in den Garten; ich sah vom Fenster sie in der großen nächsten Laube des Hintergrundes verschwinden. Ihr Eheherr schlich mit eingepreßtem Atem im Zimmer auf und ab; um mir Mut einzulösen, nahm ich die große Postille zur Hand, die auf dem Tische vor dem Küstlerstuhle ihren Platz und mir manche Stunde des Harrens erbaulich verkürzt hat. Ich las das dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefs; das heiligste Kapitel, das, nach meinem Dafürhalten, die Hand eines Menschen aufgezeichnet hat. Ich wußte es auswendig, Wort für Wort, seit länger als siebenzig Jahren. Jedesmal aber, daß ich es von neuem las, klang es mir wie eine neue Botschaft; und mit dem Schlusssatz: „die Liebe ist die größte unter ihnen!“ – den Gaben des Geistes nämlich, – da fühlte ich heute eine köstliche Gewißheit in mein Herz einziehen; die Gewißheit: daß auch der starke,

eifrige Mann dieses Hauses, der in seinem Glauben und Hoffen nicht erst aus einem Saulus ein Paulus zu werden brauchte, für die höchste unter den Gaben doch noch eine Stunde von Damaskus erleben werde; das Wunder, um welches ich am Morgen schon einmal an dieser Stelle gefleht hatte.

Raum aber, daß diese Freudigkeit in mir warm geworden war, wurde ich übergossen wie von einer eisigen Traufe. Die Rede des Supplikanten in der Studierstube war verstummt: Kenatus Henrici gab seinen Bescheid. Den Wortlaut unterschied ich nicht, aber der Ton der Stimme klang wie kurzes, scharfes „Nein!“ Und einen Augenblick später stürzte auch Kenatus, der Enkel, aus der Tür, und der Kiegel wurde hastig von innen vorgeschoben.

„Alles vergebens!“ rief der junge Mann mit verstörten Mienen und einer abwehrenden Handbewegung, indem er sich eilig entfernte.

„Ich mußte es!“ flüsterte kleinlaut sein Großvater und wollte dem Enkel folgen. Ich aber hielt ihn zurück.

„Das Fräulein!“ bat ich, auf der Dame Zimmer deutend.

Er schüttelte den Kopf; allein ich drängte ihn nach der Tür. Er legte die Hand auf die Klinke, kehrte aber wieder um und blickte mir ängstlich in das Gesicht. Ich öffnete beherzt und schob ihn über die Schwelle in dem Augenblicke, als die kleine Debora wie ein verschrecktes Vögelchen über sie heraus flüchtete. Hinter ihr stand das Domfräulein, steif wie eine Statue vor der neuen behelligenden Erscheinung.

Die Tür fiel in das Schloß. Die Kleine floh ohne Aufenthalt der Treppe zu; Tränenspuren feuchteten ihre Augen, sie schüttelte den Kopf über dieses starre, unverständliche

Menschenräthel. Ich folgte ihr, um der in der Laube harrenden Matrone das Scheitern des kindlichen Angriffsplans mitzuteilen.

Jählings stockte mein Fuß. Ich hörte des Propstes Thür sich schließen und seinen heftigen Tritt der Treppe nahen. In diesem Augenblicke fürchtete ich mich schier vor ihm. Ich schlüpfte behende hinter die Thür, die aus dem Hausflur in den Garten führt, und lugte durch die Lücke der Angel, wohin er sich wenden werde.

Die kleine Debora war überrascht am Fuße der Treppe stehen geblieben, des Mannes Aufregung aber so gewaltig, daß er sie erst bemerkte, als er Auge in Auge ihr gegenüber innehielt. Sie, die er jeden Tag in ihrem Garten hätte beobachten können, der er jeden Sonntag auf dem Kirchwege begegnet war, — er sah sie heute zum ersten Male. Er sah sie; — aber es war, als ob eine Sinnentäuschung ihn überflöge, vielleicht durch den Anblick des alten kleinen Bildnisses hervorgerufen. Fünfzig Jahre waren plötzlich verschwunden; nicht Debora, Magdalena Adami in ihrer Jugendschöne stand vor Kenatus Henrici hingezaubert, und Kenatus Henrici, der Greis, erzitterte unter einem Jünglingschauer.

Sie beugte sich bis zur Erde vor der hohen Gestalt, griff mit Lebhaftigkeit nach seiner Hand und führte sie an ihre Lippen. Bei dieser Bewegung löste sich der kleine Mai-blumenstrauß von ihrem Busen; er fiel in seine Hand. Er riß sich hastig von ihr los, indem er sich nach der Gartenseite wendete. Die kleine Debora floh wie ein Reh der Straßentür zu.

In den Garten ging er, zu dieser Stunde! Ich wußte nicht, was ich denken sollte. Von ihm unbemerkt

schlüpfte ich aus meinem Versteck und hinter den dichten Tagushecken der Laube zu. Dabei lauschte und lugte ich durch die Lücken nach dem alten Herrn.

Er ging auf dem gewohnten Wege zwischen den uralten Küsterriesen; aber nicht in dem gleichmäßigen Tempo seines Dämmerungsganges, nicht Tritt für Tritt, die Hände auf dem Rücken und die Augen am Boden. Er machte etliche Schritte, hielt dann inne; setzte sich von neuem in Bewegung, fuhr mit der Hand über die Stirn. Ein Zug von Kampf oder Krampf bewegte die schmalen, farblosen Lippen; die tiefe Furche zwischen den Brauen glättete sich und grub sich stärker wieder ein in jähem Wechsel. Ein Etwas arbeitete heimlich, aber mächtig in seiner Brust. Noch einmal hielt er still. Mechanisch führte er den kleinen Strauß an sein Gesicht; schaute lange in die weißen Glockenfelche und sog, wie befremdet, ihren Balsam in sich hinein. Ein tiefer Seufzer, ein Atemzug der Erquickung rang sich empor. Hatte er zum ersten Male einen Blumen-
duft gespürt?

Bei unserm letzten Spaziergange hatte mir Christian Borsdorf die gar sinnige Legende erzählt, wie ein frommer Christenapostel mit der eindringlichsten Rede vergeblich versucht hatte, das im freien Feld um ihn gescharte Heidenvolk von dem Wunder der dreieinigen Gottheit zu überzeugen. Verzweifelnd blickt er zu Boden, gewahrt ein bescheidenes Kleeblatt, pflückt es, hält es in die Höhe und ruft: „Die ihr nicht glauben wollt, schaut! wie dieses kleine Blatt, so der große Gott: drei und doch eins!“ Das Heidenvolk aber schaut, glaubt und ehrt noch heute das Kleeblatt als sein heiligstes Symbol.

Seltzam! diese Erzählung fiel mir wieder ein, als ich

Renatus Henrici die erquickende Maienwürze einatmen sah. „Alles Natürliche ist Sinnbild des Übernatürlichen!“ hatte mein Freund gesagt, und ich dachte bei mir selbst: „Der Duft, der geheimnißvoll labend in den Busen dringt, sollte der nicht das wahrhaftige Sinnbild der Liebe sein? sollte nicht Gott der Herr, wie durch die Gestalt eines Blatts, so durch den Weihrauch einer Blüte seine ewigen Wunder einem Menschenherzen offenbaren können?“

Renatus Henrici hatte die Laube erreicht; ich stand verborgen kaum fünf Schritte von ihm entfernt. „Sobald er sich wendet,“ dachte ich, „gebe ich der armen Frau einen Wink.“

Aber er wendet sich nicht. Er steht ungeschlüssig; was hält ihn? Hebt dann hastig den Arm; er zittert; – was treibt ihn? Er schlägt das wuchernde Gestrüpp zurück und tritt in das düstere Laubgemach. Ein jäher Ausschrei! – Sich gegenüber sieht er das Weib, das er fünfzig Jahre lang in der Stille, sei es der Tugend, sei es des Hasses oder – der Liebe? gemieden hat, gleich einer Verbrecherin.

Sie war von ihrem Sitze aufgesprungen bei seinem Nahen.

„Renatus!“ stammelte sie freudenvoll durchzuckt.

Aber schon hatte er sich gesammelt und wollte entfliehen. Sie griff nach seiner widerstrebenden Hand. „Du kommst zu mir,“ sagte sie; „Renatus, du suchst mich hier, hier an dieser, dieser Erinnerungsstätte?“

„Ich suchte niemand. Ich kam aus Zufall dieses Weges,“ versetzte er herbe, indem er sich zur Rückkehr wendete. Sie aber stellte sich ihm am Ausgang entgegen, faßte von neuem nach seiner Hand und sprach:

„Nicht aus Zufall, Renatus! Das Begegnen an dieser

Stätte, Wand an Wand neben Ihnen, Tür an Tür, fünfzig Jahre lang vergeblich ersehnt, erfleht, erstrebt, nennen Sie es Führung, Renatus, und gehen Sie heute nicht von mir ohne Wort, wie an jenem Tage, und so oft seitdem; heute nicht, wo das Grab mir näher ist als damals der Altar; heute hören Sie mich und entschühen mich.“

„Entschühen?“ fragte er kalt. „Sind Sie verklagt worden, Frau?“

Sie neigte schweigend das Haupt bis auf die Brust.

„Niemals, niemals!“ rief er heftig.

Sie aber entgegnete mit dem beweglichen Stimmenklang, den ihr das Alter nicht geraubt hatte: „Ja, ich bin verklagt worden; ich bin es worden, Renatus. Nicht laut, nicht öffentlich, nicht mit Worten und Zeichen; aber im Herzen und Gedanken; aber im Schweigen und Weiden; aber durch Ihr einsames Leben; aber durch Ihre Großmut, unerforschlicher Mann.“

Sie machte eine Pause; vielleicht in der Hoffnung eines Wortes von ihm. Er sprach es nicht; aber er blieb. „Renatus,“ hob sie endlich wieder an; noch leiser, noch bebender als zuvor, „einst liebten Sie ein Kind, eine Waise — —“

„Lassen wir, was so lange vergangen ist,“ unterbrach er sie. „Sie und ich, wir würden es nicht mehr ver stehen.“

„Ja, wir verstehen es noch,“ entgegnete sie. „Auch Sie, Renatus, verstehen es. Und ich? O, wohl verstehe ich es, was fünfzig Jahre an meiner Seele gezehrt wie ein Wurm und auf meinem Haupte gebrannt wie eine glühende Kohle. Hören Sie mich, daß ich Ihnen sage, in dieser äußersten Stunde, wie ich es verstand.“

Wieder machte sie eine Pause. Er regte sich nicht. Nachdem sie sich gesammelt hatte, fuhr sie fort:

„Sie liebten ein Kind, eine Waise, deren Bruder Sie gewesen, deren Schützer und Wohltäter Sie geworden waren; liebten sie und gedachten sie zu Ihrem Eigentum zu machen für das Leben. Widerstandslos hatte sie ihr Wort verpfändet, ohne zu ahnen, was es bedeute. Und die Sie liebten – verriet Sie. Hier unter diesen Bäumen, die den Treuspruch vernommen, wurden Sie Zeuge eines zwiefältigen Treubruchs, – nein, eines zehnfältigen. Denn der andere, dem sich das Herz der Geliebten zugewendet, war ein Diener Gottes, wie Sie, war der Freund Ihrer Jugend, Renatus, und hatte seine Treue Ihrer Schwester verlobt, der Schwester und Wohltäterin auch des treulosen Kindes.

„Wie es geschehen konnte, daß zwei von einander strebten, die so Heiliges verbindet, zwei zu einander, die das Heiligste scheiden sollte? Renatus, klagten Sie den Trieb an, der so schwach macht und zugleich so stark macht, so stark, daß er heute, nach fünfzig Jahren, noch ungebrochen des Weibes und des Mannes Herz regiert. Nicht, daß sie sich liebten, war ihre Schuld; daß sie dieser Liebe keinen Damm zu setzen wußten – auch das nicht einmal. Aber daß sie kleinmütig zagten, zögerten, täuschten, die zufällige Überraschung sprechen ließen, statt eines redlichen Vertrauens; daß sie Betrüger, Verräter zu werden verdienten.

„Aber die Betrogenen, Berratenen, sie schalten nicht; – sie schwiegen; – sie schmähten nicht: sie deckten zu; sie halfen, förderten, spendeten mit reichlichen Händen, geleiteten die Treulosen zum Altar, und an der Schwelle ihres Hauses schieden sie von ihnen, – für immer.

„Seit dieser Stunde wandeln sie ihren Pfad, einsam zu zweien; meiden sie ein Geschlecht, dessen Nächste ihrem Glauben Hohn gesprochen. Sie forschen, sie schaffen, sie spenden und üben strenge Tugend. Ihr Haus ist ein Tempel, und ein Tempel ist ihr Haus; aber sie wehren dem Danke und der Bewunderung, und niemals hat Gottes Liebe wieder zu ihnen geredet durch eines geliebten Menschen Mund.

„Sene anderen aber, jene treulosen Liebenden; ach, auch sie waren nicht glücklich. Glauben Sie mir, Kenatus, sie waren es nicht; trotz ihrer Liebe, trotz äußeren Gedeihens, bei allem Segen der Familie und eines heimatlichen Herbs; die Lide der Verrathenen breitete sich über den Frieden und die Fülle ihrer Herzen, Kenatus, wenn ich Sie und die Schwester, die Ihnen treu geblieben ist, im Schatten dieser Bäume auf und nieder wandeln sah, so schweigend, so wechsellos, so ohne Regung einen Tag und alle, diese fünfzig Jahre, da hätte ich mich aus meinem Fenster und zu Ihren Füßen stürzen mögen mit dem Flehen: vergib mir und lebe auf! Wenn Sie die priesterliche Hand auf meine Kinder und Enkel legten im ersten Sakrament, wenn Sie mir das heilige Veröhnungsmahl spendeten, da zitterte meine Hand, die Ihre zu fassen, und meine Seele schrie: Sprich dich selber los als Mensch, nachdem du mich als Priester losgesprochen. Und endlich in jenen schmerzreichsten Stunden, als Sie den letzten Segen über die Gruft der Kinder spendeten, da flehte das Herz der Mutter: ‚Nimm sie, mein Gott, und den Reichtum, den du uns geraubt, lege ihn denen zu, die wir arm gemacht haben.‘ Heute aber, Kenatus, heute, wo dein priesterliches Wort unseren Bund, wie einst für das Leben, so für die Ewig-

feit weihen, deine Hand zum letzten Male auf meinem Haupte ruhen soll, – denn bald, morgen vielleicht, in meinem Sarge, da fühl ich ja nicht mehr; lege sie heute auf mich, daß ich fühle mit einem erneuerten Herzen. Der uns erhalten, wie durch ein Wunder, so nahe einander, so ferne einander; hat er uns erhalten zu ewigem Entfremden? O, reiße die Mauer nieder, die du um dich und zwischen uns gezogen; sei noch einmal mein Wohltäter, mein Bruder, liebe meine Kinder, Kenatus, mache meine Sterbestunde froh!”

Sie konnte nicht weiter. Sie schluchzte wie in Krämpfen, sank zu seinen Füßen, umklammerte seine Knie. Und er?

Ich hatte alle Scheu vergessen; ich war hervorgetreten, stand dicht an seiner Seite und weinte laut. Aber er sah und hörte mich nicht.

„Magdalene!” rief er und stürzte neben sie zu Boden und schlug mit der geballten Faust an seine Brust; „Magdalene, Schwester, Geliebte! – Ich habe meines Herrn Botschaft bis heute verkündet, ein unnützer Knecht!”

Dann aber richtete er sich auf, zog sie in die Höhe, breitete die Arme aus und hielt sie an seinem Herzen, lange schweigend, bis alles Zittern sich gelegt. Ich schlich mich ungesehen von dannen. Ehe ich die Gartentür erreicht hatte, sah ich das alte Fräulein hereintreten, Hand in Hand mit dem Jugendfreunde. Auch ihre Augen waren gerötet. So schritten sie nach der Laube der Schuld und der Bersöhnung; ich aber floh in mein Kämmerlein und lobpreisete Gott.

Viertes Kapitel

Vier Stunden waren verflossen seit dieser. Der Doktor hatte mich nicht einmal angeredet, sooft er an dem Rüsterstuhle vorübergegangen war. Er pflog lange Unterredungen mit der Schwester. „Heute, gleich heute; wir haben Eile, Debora!“ hatte ich ihn sagen hören. Er schrieb, siegelte! nahm ein frisches Blatt. Die Thür hatte er nicht wieder abgeschlossen; ich durfte ihn beobachten wie sonst. Er schien um fünfzig Jahre verjüngt, ging wie auf Federn mit leichten, elastischen Schritten. Auf seinen Wangen brannte ein Purpurfleck, der fremden Blüte gleich, die erst in hundert Jahren jählings zum Aufbruch kommt. O, du Kleinod unseres Domes, du Wundermoos aus dem Gelobten Land! – alles Sinnliche ist nur Gleichniß des Übersinnlichen, – ein Morgentau hat das dürre Moos zur Rose angeschwellt!

Aber auch das Fräulein war in Eifer geraten. Sie flog treppauf, treppab, klapperte mit dem Schlüsselbund, öffnete Kisten und Truhen und schleppte, mit der Magd um die Wette, die schweren Linnenbündel, die sie samt ihren Domarmen in einem halben Jahrhundert zusammengespinnen hatte, vom Boden in das erste Stock. Das gab eine Bescherung, daß man ein halbes Duzend Bräute hätte ausstatten können, oben in dem großen Zönael, der, je nachdem, die beiden Domwohnungen schied oder verband und dessen Hallen nicht wieder zu einer Festlichkeit geöffnet worden waren, seitdem Propst Henrici, der Vater, die Verlobung der beiden Dompaare in ihnen gefeiert hatte. Das war ein Leben in der alten, stillen Propstei, als ob ein Sturmwind sich jählings erhoben habe, aber einer, der

die schweren Wolken verjagt, die Lüfte rein und die liebe Sonne heiter macht.

Erst eine Stunde vor der Trauung kam die alte Dame zur Ruhe, und bald darauf trat sie aus ihrem Zimmer in dem kostbaren Anzuge, den sie sich vor etlichen Jahren hatte anfertigen lassen, als Ihre Majestät die Königin unserer Stadt und Kathedrale Hochbero Besuch in Aussicht gestellt hatten. Ihre Majestät haben bis dato diese Verheißung nicht zu erfüllen geruht, aber wie gut war es doch, daß der festliche Anzug fix und fertig lag!

Der schwere schwarze Seidenmoiré floß in einer Schleppe an der stattlichen Gestalt hinab; über dem dunkeln Haare breitete sich das feinste Spitzengewebe; am Halse, und fast bis zum Gürtel niederhangend, prangte das unschätzbare Erbteil der reichen, seligen Frau Mutter, eine morgenländische, mattweiße Perlenschnur; über dem Herzen aber ruhte das Ordenskreuz, das der Dame für bewiesene vaterländische Tugenden während der Kriegsdrangsale verliehen worden war. Wie sie in diesem Staate, mit majestätischen Schritten an mir vorüberrauschte, erschien sie mir erst recht als das „Domfräulein“, ich erhob und verbeugte mich in ehrfurchtsvoller Bewunderung. Sie aber nickte mir lächelnd zu, als ob sie an sich selber ein Gefallen trüge. In meinem Leben hatte ich die große Debora nicht so guter Laune gesehen.

„Es ist Zeit, Renatus!“ sagte sie, bei ihrem Bruder eintretend.

„Ich bin bereit, Debora!“ antwortete er, indem er sich ohne Säumen von seinem Pulte erhob.

Sie half ihm den langen, seidenen Talar anlegen, den er nur ein einziges Mal getragen hatte, als er vor seinem

königlichen Herrn jene denkwürdige Rede hielt, von welcher Höchstderfelbe öffentlich bekannte: sie habe ihn erweckt wie eine Prophetenstimme; sie heftete die feinen Besschen an seinen Hals und an seine Brust den Ordensstern, der auch nur an jenem Ehrentage an das Licht gezogen worden war. Sie hatte ihm diese Hilfsleistungen beim Ankleiden gelassen und pünktlich jedweden Sonn- und Festtag in fünfzig Jahren erwiesen; heute aber flogen ihre Blicke und Hände, und wie er sie so schmuck und strahlend sich gegenüberstehen sah, da sagte er lächelnd: „Du siehst ja aus wie eine Prinzessin, liebe Schwester!“

„Ich bin auch stolz und froh wie eine Prinzessin, lieber Bruder,“ versetzte sie.

Er erwiderte nichts; aber er nickte ihr zu, und – ja, ich kann beschwören, daß ich es gesehen mit diesen meinen leiblichen Augen, Renatus Henrici küßte seine Schwester Debora auf die Stirn!

Eilig, als hätte sie es versäumt, rauschte sie nun die Treppe hinab und hinüber in das Magisterhaus, in das sie seit fünfzig Jahren keinen Fuß gesetzt hatte.

Der Propst trat in das Rüstergemach. Er sagte auch jetzt noch kein Wort zu mir; aber im Vorüberstreifen fielen seine Augen auf das noch aufgeschlagene dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefs und dann hinüber auf mich mit einem Blick – einem Blick, der mich in meinem letzten Stündlein beseligen wird.

Er schritt voran; ich in gebührender Entfernung hinter ihm drein. Die dichtdrängende Menge machte mit ehrerbietigem Neigen vor uns Platz, wie vor einem König und seinem Hof. In der Sakristei senkte er seine Knie auf den Betschemel nieder, wie jedesmal vor der Predigt

oder einem feierlichen Akt. Aber er betete länger als ein Vaterunser, und er betete auch anders als sonst: mit erhobenem Blick, über der Brust gefalteten Händen und bebenden Lippen.

Die große Domglocke, Maria gloriosa, hob aus; er richtete sich auf und schritt, von mir gefolgt, zum Altare des hohen Chors.

Die drei Pforten des Lettner's standen geöffnet; im Mittelschiffe und auf den Emporen drängte sich Kopf bei Kopf. Weißgekleidete Jungfrauen, Rosenkronen im Haar und in der Hand, bildeten eine Kette, den Hauptgang entlang. Rings um den Altarplatz hatten die Würdenträger der Stadt und Umgegend Posto gefaßt; die Behörden, das Offiziercorps in seiner Paradeuniform; selber, – und das schreibe ich nieder als ein Dokument gar beherzigenswerter Eintracht und Ehrerbietung vor unserem Gotteshause und seinem Oberherrn, – selber die Geistlichkeit der katholischen Konfession und der Rabbiner der Judengemeinde. Aber Renatus Henrici schien von all dieser Fest- und Herrlichkeit nichts gewahr zu werden. Seine Augen blickten unverwendet nach oben, als ob er eine himmlische Eingebung empfangen.

Nun aber öffnete sich das große Portal; die Glocken schwiegen; die ersten Klänge der Kantate hoben an. Feierlich langsam, von blumenstreuenden Kindern eingeleitet, bewegte sich der Hochzeitszug das Schiff entlang. Voran und alle überragend das Fräulein Debora Henrici, dem großen Mittelthurne auf unserem Dome vergleichbar, in seiner majestätischen Erhabenheit. Zu ihrer Rechten die bleiche, schwächliche, noch im Alter schöne Jubelbraut, im silberfarbigen Gewande, den goldenen Kranz über der

schneeweißen Haube und dem nicht minder weißen, welligen Haar. Auf den linken Arm des Fräuleins gestützt, der Jubelbräutigam; mehr gebeugt vom Alter als wir anderen, seine Zeitgenossen, aber noch immer einen Schimmer der Jugend auf den rosigen Wangen und einen freundlichen Strahl in dem blauen, schwimmenden Auge. Ein goldener Hochzeitsstrauß glänzte an dem schwarzen Talar. Den drei Greisen folgte das bräutliche Entelpaar, und diesem, je zwei und zwei, die lange Reihe der Amtsbrüder der Ephorie.

Der Zug hatte sich um den Altarplatz geordnet, bis der Gesang verstummte. Nun trat das Jubelpaar vor den priesterlichen Freund; das Fräulein dicht hinter den beiden, den Blick durchdringend auf den Bruder gegenüber gehftet. Renatus Henrici aber, der Achtzigjährige, hob mit mächtiger Jünglingsstimme jene wunderbare Rede an, die man eines Tages nicht in seinen Sammlungen lesen wird, weil sie, ohne Ausarbeitung, frei aus seiner Seele strömte, mit deren vollständigem Text ich aber meine Schilderung krönen würde, wenn ich mich des Gedächtnisses meiner jungen Jahre noch rühmen dürfte, und wenn der Aufruhr in meinem Gemüt nicht noch den Rest desselben gefangengenommen hätte.

„Gib mir die Liebe, mein Gott,“ so betete er zum Eingang, – und ich wußte nun schon, welches Register er aufgezogen; – „gib mir die Liebe und lege deinen heiligen Geist auf meine Lippen. Denn wenn ich mit Menschen und mit Engeln redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.“

Darauf der Bibeltext. Nichts von Heiraten und Nichtheiraten; nichts von Gut- oder Bessertun. Kein Wort

von damals; ein neuer Text, ein frischer Spruch, ein heutiger Morgensegen! „Bis hierher und nicht weiter; hier sollen sich brechen deine stolzen Wellen!“

Und diesen Wall und Damm, den der Herr gegen die Wogen des Menschenlebens gesetzt hat, den nannte er das Herz.

„Reißt diesen Fels aus seinem Grunde,“ so rief er, „und ihr habt die Flut, die alles Göttliche zerstört, und euch bleibt die Wüste, in welcher alle Pflanzung erstirbt. Dann werdet ihr sehen, wie das Verwandte auseinanderstrebt, das, was in einander wirken sollte, die Gemeinschaft flieht; sehen, wie die natürliche Ordnung sich löst, der Diener zum Herrscher, der Herrscher zum Dränger wird, Maß und Einklang im Toben der Willkür untergehn. Denkt euch die Menschheit ohne Liebe, – aber wer denket das Chaos? Und wer schaudert nicht bei der Vorstellung, oder vor der Erinnerung, wie ein größeres der menschlichen Gebilde sich für einen Zeitmoment aus der ewigen Ordnung löst und erst nach blutigen Kämpfen durch eine eiserne Faust in ein Gesetz zurückgebannet wird?“

„Sehet aber, und sehet mit Schauern auch den einzelnen Menschen, wenn er sich lieblos aus dem Zusammenhange seiner Brüder löst. Denn der vereinzelte Selbstling, der sich stark dünket, und so schwach, frei und in Wahrheit ein Sklave ist, der lieblose Selbstling, und hätte er niemals erweislich eine Sünde begangen, er ist ärger als der erwiesene Sünder, der mit Inbrunst ein einziges Menschenherz an dem seinen gehegt; und der Selbstling frevelt, wenn er sagt, er sei ein Christ. „Wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie will er Gott lieben,

•

den er nicht sieht?' spricht der Herr; und Er entschüht das sündige Weib mit den Worten: ‚Du hast viel geliebt, dir wird viel vergeben werden.‘ Gott gab sich einen Sohn, und er gab ihn uns: die Liebe, die höchste unter den dreieinigen Gotteskräften, – das ist die Summa des Christentums.

„Der Mensch aber, der sich lieblos vereinzelt, er liebt nicht Gott, sondern einen Götzen. Und er stellt den Götzen hoch auf einen Altar; und der Götze ist er selbst. Der Quell seiner Offenbarung ist asterweiser Stolz, und das Feld seiner Arbeit hat eine felsige Kinde und eine Decke von Asche, in welcher die zarten Keime des Gemütes ersterben.

„Meine Brüder, die ihr hierhergekommen seid, um mit uns, den Greisen, den Ratschluß langmütig erhaltender Barmherzigkeit zu einem heiligenden Zwecke zu verehren; meine Brüder, wäre einer unter uns, welchen diese meine Rede trifft, der seinen Mitmenschen den Rücken kehrt oder sich hoffärtig über seinesgleichen erhebt; der nach keinem Freunde begehrt und dem Feinde die Hand der Versöhnung verweigert, – wäre ein solcher unter uns, der fühle in dieser Stunde seine Zwietracht mit Gott; er schlage an seine Brust und sage: ‚Herr, sei mir Sünder gnädig!‘ dann aber, und wäre es in der letzten Stunde, dann öffne er seine Arme und wende das Antlitz nach den Hütten seiner Brüder.“

Der Redner machte eine Pause. Er hatte getan nach seinen Worten: an seine Brust geschlagen wie der Zöllner, und dann die Arme ausgebreitet, als ob er ein lange versäumtes Geschlecht an sein Herz zu drücken begehre. Durch die Gemeine ging kein Atemzug. Renatus Henrici

aber fuhr fort, den Blick voll strahlender Heiterkeit auf das Jubelpaar gerichtet.

„Sehet dahingegen jenen anderen, der liebend in der ewigen Ordnung verharrt. Unmerklich lösen sich alle natürliche und göttliche Rätsel vor seinem Gemüt. Der tötende Winterfrost entweicht, ein milder Dunstkreis breitet sich über die schaffende Erde; gierig saugt der Boden des Himmels Erquickungen in sich; Pflanzungen erblühen, süße Düfte steigen in die Höhe; seine Werkstatt wird ein Garten, sein Haus eine Heimat; Hand an Hand reiht sich zur Kette, die aus der vergangenen in die zukünftige Ewigkeit leitet.

„Und so habt ihr euch geliebt, meine Freunde; so liebet euch weiter von Kind auf Kindeskind. Duldet euch, traget euch, helfet euch untereinander; bauet weiter an dem Walle, vor welchem die stolzen Gewässer sich brechen, bis er hinauf in den Himmel ragt. Mischt ein Staubkorn der Erde sich in den reinen Mörtel, scheidet es nicht aus, daß es einzeln, die Lüfte trübend verfliege; es bindet sich dennoch zum Kitt, bildet sich zur Schicht, auf welcher die Saaten der Zukunft treiben. Denn nur die Liebe bringt Frucht und Fülle und Frieden und ewige Seligkeit.

„Diese Liebe aber, die trägt und duldet, die das Ungleiche ebnet und das Gleiche verbindet; die Liebe, die nicht eifert und sich nicht bläht, an der die Wogen des Menschenstolzes sich brechen, die Liebe, die stärker als der Tod und des Gesetzes Erfüllung ist, diese Liebe bewähre sich für und für auch an diesem hehren Gotteshause. Sein verfallendes Gewand wird neu werden. Sei es einträchtig gewirkt in dem Geiste, den eine neue Zeit aus sich herausgeboren hat. Auch die Zeit fließt aus Gott.

Jüngere Diener, Männer dieser Zeit, werden nach uns, den Greisen, das ewige Evangelium in seinen Hallen predigen, die heiligenden Gnadenmittel spenden, bald, vielleicht morgen schon. Lenke dann die Liebe ihre Zungen, öffne ihre Arme, regiere ihre Geister zu dessen Herrlichkeit, der die Liebe schuf; das heißt, der sie ausströmte aus sich, einströmte in uns, daß wir seine Kinder heißen sollten. Amen.“

Er schwieg. Durch die Tausende, die seine Rede gehört hatten, ging es wie Waldesbeben im Abendhauch. Da war wohl keiner, der nicht ahnete, was ihre Bedeutung war. Drei aber unter ihnen: die Schwester, die Jubelbraut und ich, der Diener, wir wußten, daß wir nicht nur einen erweckenden Aufruf vernommen, nicht nur das Zeugniß einer späten, letzten Erfahrung der Seele, sondern eine öffentliche Beichte und Buße zur Sühne eines achtzigjährigen, verfehlten Lebens.

Aber noch einmal öffnete er seinen Mund und sprach: „Und wie ich diesen Ehebund eingesegnet habe vor einem halben Jahrhundert für das zeitliche Leben und heute zum zweiten Male segne für die Ewigkeit, nach der kurzen Brautnacht des Todes; und weil ich nicht weiß, ob die Hand des Greises priesterlich das Band wird knüpfen dürfen, das die Enkel verbinden soll, wie es die Ahnen verbunden hat, so tritt vor mich in dieser Stunde, du junges Paar, daß ich den Segen über dein Verlöbniß spreche, als ein Vater und Freund.“

Tiefbewegt traten Renatus und Debora, die Enkel, vor den Altarplatz und beugten ihre Knie; die Jubelktern hinter ihnen. Renatus Henrici aber legte seine Hände auf beider Paare Haupt und sagte nichts weiter als: „Liebet euch, meine Kinder, so wird Gott euch lieben.“

Er schritt uns voran in die Sakristei. Einer um das andere, die alte wie die junge Braut, der alte wie der junge Bräutigam, lagen sie dort an dem Herzen des greisen Geschwisterpaares. Wie er aber seinen Paten Kenatus in den Armen hielt, da fragte er feierlich: „Kenatus, willst du fortan meinen ganzen Namen tragen? Willst du auch mein Gehülfe im Amt, willst du mein Sohn und dereinst mein Erbe sein?“

Erschüttert sank der Jüngling zu seinen Füßen; er aber hob ihn auf, legte seine Hand in die der weinenden Braut und wankte leise nach der Tür.

„Hab ich es recht gemacht, Freund Zebedäus?“ flüsterte er mir zu mit einem Händedruck und dem freundlichsten Lächeln, das ich jemals auf seinen Lippen wahrgenommen habe.

Ich aber faltete die Hände und betete: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Sohn in seinem ewigen Erbe gesehen.“

Phosphorus Hollunder

Phosphorus Hollunder saß am Schreibtisch seines mit Komfort und Zierlichkeit ausgestatteten „Museums“ – wie er es nannte – in der Apotheke zum Hollunderbaum, die er neuerdings vom Keller zum Giebel modern hatte herstellen lassen. Er memorierte die Rede, mit welcher er heute, am Sylvesterabend, die Schwesternloge zu erbauen gedachte. Denn Phosphorus Hollunder war Maurer; – welcher Apotheker wäre in Herrn Hollunders jugendlicher Heldenzeit es nicht gewesen? – Er galt für den begeistertsten Sprecher in der Loge zur Feuerigen Kugel, zumal an den Schwesternabenden, wo sein Vortrag kein schönes Auge trocken gelassen haben soll.

Er hatte laut gelernt und ein helloderndes Feuer in seinem Gemüt entzündet. Mit großen Schritten ging er nunmehr im Zimmer auf und ab. Der Strom der Phantasie war sicher in das Gedächtnis geleitet; ein Anstoß nicht zu befürchten; wenn aber ja, so ist Phosphorus Hollunder der Mann, der sich auf seine Inspiration verlassen darf.

Angeregt durch liebliche Bilder von Frauenhuld und Frauenwürde, welche naturgemäß den Stoff seiner heutigen Rede bilden, drängt ihn aus allgemeinen Regionen eine unwiderstehliche Macht in die Heimlichkeit seines Herzkammerleins zurück und zaubert den Gegenstand seiner lange verschwiegenen Minne lebend und lebend vor den entzückten Blick. Da steht sie, die Hehre, die Cäcilia aller seiner zarten – leider nie veröffentlichten Lieder. (Den Zeitgenossen Hollunders brauchen wir kaum zu sagen, daß ‚Urania‘ und ‚Die bezauberte Rose‘ seine Vorbilder und Lieblingsdichtungen waren; das jüngere Geschlecht wird sich derselben aus der Literaturgeschichte erinnern.)

Das Herz geht dem Redner über. Während er in starker Bewegung auf und nieder schreitet, ruft er aus:

„Verschmähst du mich, Blanka? Weisest mich von dir? O Mädchen, halte ein! Besinne dich, bedenke, ich bin ein gebildeter Mann, ein wohlangesehener Mann, – nicht auch ein wohlanzusehender Mann?“

Sein Blick fiel bei der letzten, nur gelispelten Frage in den goldumrahmten Trumeau zwischen den Fensternischen; errötend senkte er die Augen jedoch hastig zu Boden und fuhr mit weichen Tönen in seiner Selbstempfehlung fort: „Bedenke, ich bin ein guter Mann; oder wenigstens, ich könnte es werden, denn ich liebe dich, Blanka, und die Liebe macht gut.“

Die alabasterne Stuhluhr schlug in diesem Augenblick sechs und spielte die Melodie von „Wie der Tag mir schleicht, ohne dich verbracht.“ Eine Mahnung an die Toilette; denn um sieben sollte die Versammlung ihren Anfang nehmen, und Herr Hollunder war an bedeutenden Tagen gern der Erste. Er zog daher den palmendurchwirkten Kaftan aus, der in Verbindung mit dem purpurfarbigen Fez ihm ein ausnehmend muselmännisches Ansehen gab, wenschon er in allem übrigen durch morgenländische Kennzeichen oder Neigungen je nachdem weder interessieren noch abstoßen konnte. Rauchte er doch nicht einmal und trank statt des Kaffees Schokolade. Auch war sein Haar von der Helle des Flachsens, und sein Nasenbein schlug auch nicht entfernt einen orientalischen Adlerhaken.

Ohne sich in seinen peripatetischen Ergüssen stören zu lassen, begann er darauf sich in den Gesellschaftsanzug zu hüllen, der fürsorglich auf dem Sofa ausgebreitet lag. Indem er die Weste von himmelblauem Moiré überstreifte,

durchzuckte es ihn aber plötzlich wie bei dem Stich eines giftigen Insekts, und es dauerte eine Weile, bis die grelle Dissonanz in elegische Molltöne überging.

„Was kann dir dieser Leutnant sein, Blanka?“ fragte er. „O, fliehe ihn, fliehe ihn! Er wird dich verderben. Es ist nicht Sitte und Treue in ihm, und Sitte und Treue sind die Pfeiler, auf welche das Weib sein Glück zu bauen hat. Und doch lächelst du ihm, Geliebte! O, wohl sehe ich es, wie holdselig du lächelst, wenn er unter deinem Fenster vorübergaloppiert. Ich sehe es, und es schneidet mir durch das Herz. Was reizt dich an dem Leutnant, Blanka? Kann Reiten glücklich machen? Oder eine blißende Uniform? Heißt das Bildung: über Hindernisse setzen, ein keuchendes Pferd zu Tode jagen? Das As in der Karte, den armen Vogel im Fluge treffen ohne Fehl? Er wird dein Herz treffen, Mädchen. Er ist ein roher Gesell. Ich habe ihn beobachtet am Pharotisch und bei der Bowle. Da offenbart sich des Mannes Natur. Ich spiele niemals, und beim Glase werde ich traulich und mache Verse, wie die Freunde sagen. Aber dieser Leutnant, o, o! Was elektrisiert euch Frauen, sobald er sich zeigt? Hat er Bildung? Hat er Geist? Hat er nur ein Herz? – Er trägt einen Orden, weil er, es ist wahr, einmal eine kühne, eine edle Tat getan. Aber es geschah in jachem Affekt, nicht aus besonnener Wahl. Das ist kein Wert, der dauernd ein zärtliches Weib beglückt. Er besitzt auch eine schöne Gestalt und – –“

Wieder fiel Phosphorus Hollunders Blick in den Spiegel, und er lächelte nicht ohne Befriedigung, während er die Schleife des weißen Atlastuches breit zog. „Und – Schönheit ist allerdings ein Schlüssel, der uns die Pforten der

Menschenherzen erschließt. Das beweist dein Anblick, Blanka, dein allesbewältigender Anblick! Aber Schönheit des Leibes allein? Nein, Geliebte, wäre nicht auch deine Seele edel und hold, ich würde dich fliehen, wie eine Schlange.

„Du bist arm, mein Kind,“ fuhr er nach einer Pause fort, indem er die blitzende Diamantnadel in dem spitzengeränderten Jabot befestigte. „Du bist arm, mein Kind, und das beglückt mich; so werde ich dir manche Freude bereiten dürfen, die du jetzt nicht kennen lernst. Denn ich gebe so gern; und wem gäbe ich lieber als dir? Dein wäre alles, was mein ist, und ich nur dein Sklave.

„Aber du bist ein Edelfräulein; bist du auch stolz, Mädchen? Blanka von Horneck, ein ehrwürdiger Name! Indessen auch der Hollunder Erinnerung reicht Jahrhunderte zurück. Betrachte über der Apotheke den Baum in grauen Stein gemeißelt, das Wahrzeichen unseres Geschlechts, und darunter die Jahreszahl 1530. Wir haben uns die schöne Sitte des Adels angeeignet in Bild und Schrift, das Andenken unserer Ahnen ehrfürchtig zu wahren. Drei Jahrhunderte blicken wir zurück auf Väter, die unserer Stadt zum Muster bürgerlicher Tugend und Treue gereichten, auf häusliche, züchtige Mütter, Vorbilder ihres Geschlechts. Drei Jahrhunderte lang vererbte die Apotheke auf einen Erstlingssohn, einen Phosphorus, das heißt Lichtbringer, Lichtmagnet, Morgenstern! Ein bedeutungsvoller Name! Ich habe ihn wieder angenommen statt des nüchternen ‚Ernst‘, den meine Eltern ihm beigelegt hatten. Ernst Hollunder – wie unmelodisch, wie nichts sagend! – Die jüngeren Söhne unseres Geschlechts widmeten sich dem geistlichen oder gelehrten Stande. Es gibt manchen nam-

haften Hollunder in den Annalen der Wissenschaft. Gern wäre ich ein jüngerer Sohn gewesen; aber ich bin der einzige. Ich befaße mich wenig mit meinem Geschäft; ich habe höhere Interessen; doch der Pflicht, welche solche Vergangenheit auferlegt, durfte ich mich nicht entziehen; ich mußte die Apotheke übernehmen. – Ich bin eine Waise, ohne Geschwister, ohne nahe Verwandte," rief jetzt der gute Hollunder mit übergehenden Augen, „ach, liebe mich, Blanka, werde du mein alles!“

Mühsam bewältigte er die weichmütige Anwendung und trat nun, mit dem schwarzen Leibrock die festliche Toilette beendend, noch einmal musternd vor den Spiegel. Ein Blick genügte, ihm sein Selbstgefühl wiederzugeben. „Und dann, Blanka von Horned!“ rief er plötzlich, den Kopf stolz in den Nacken werfend, „Blanka von Horned, was ist Abel heutigtages? Abel ist Bildung. Stelle mich dem Leutnant gegenüber in einem Turnier des Geistes, und er wird seinen Mann gefunden haben," setzte er nach einer Pause, sie und sich selbst entschuldigend hinzu. – „Aber, nein doch, nein. In dir ist keine Schwäche, kein Vorurteil. Du bist rein wie eine Frühlingsblüte. Dein großes, demütig gesenktes Auge, die edle Humanität deiner Mutter sind mir Bürgen; du bist, deinem ritterlichen Namen zum Trost, ein Kind deiner Zeit; du verschmähst nicht das bürgerliche Gewerbe eines Gatten unter dem Ehrenmantel der Bildung. Indessen – solltest du – fändest du – hättest du – o, nur ein Wort – Geliebte – nur einen Wink – und ich opfere dir meinen Stammbaum, ich verpachte die Apotheke, ich kaufe mir ein Rittergut; Blanka, ich mache dich zur Edelfrau.“



Die Uhr schlug halb sieben; Herr Hollunder mußte sein Selbstgespräch beenden, soviel er noch auf dem Herzen hatte; doch fühlte er auch jetzt schon sich erleichtert und frei; seine Werbung war so gut wie angebracht, seitdem er ihre Berechtigung sich selbst klargemacht hatte. Blanka von Horneck, die er seit seinen Schuljahren im stillen verehrt, mußte ihn jetzt verstehen ohne Worte; er hatte eine sichere Stellung ihr gegenüber eingenommen. Nun nur noch ein Bürstenstrich durch die hochgelockte Tolle über seiner Stirn, ein Flakon Eau de lavande über das seidene Taschentuch gesprengt, die weißen Handschuhe angepreßt, den Karbonari übergeworfen und freudig bebenden Schrittes hinüber in die Loge zur Feurigen Kugel.

Im Vorsaal stieß er auf die alte Justine, die seine Kinderfrau gewesen war und nun das Hausregiment führte. „Was machst du hier auf dem zugigen Korridor?“ fragte er gütig, „du wirst dich erkälten, liebe Muhme.“

„Ich stehe Wache, Herr Hollunder,“ versetzte die Alte, mit weniger Freundlichkeit als ihr Herr.

„Du stehst Wache? Wache gegen wen?“

„Gegen die gottlosen Buben, die Lehrlinge unten.“

„Gegen meine jungen Herren?“

„Ja, gegen die außverschämten jungen Herren, just gegen die.“

„Aber erkläre mir, Muhme — —“

„Nun, was ist da viel zu erklären? Der Herr Hollunder waren wieder einmal im Zuge mit einer Predigt; da laure ich dann auf, um die Schlingel fortzujagen, wenn sie auf dem Wege nach dem Kräuterboden hier am Schlüssellocke horchen und sichern, die nichtsnutzige Brut!“

„Spreche ich wirklich laut, wenn ich allein und in Gedanken versunken bin, Justine?“

„Laut und vernehmlich wie von der Kanzel herab, mein Herr Hollunder. Aber nur nicht geniert; ich passe auf. Und was mich anbelangt, meine Ohren müssen in der letzten Zeit gewaltig schwach geworden sein; ich habe nicht am Schlüsselloch den Zusammenhang heute nicht unterscheiden können.“

Herr Hollunder lächelte. Das kommt vom Alleinsein, dachte er bei sich selbst. Man wird sein eigener Unterhalter, man wird am Ende noch ein Egoist. Übrigens glaube ich wirklich, daß ich zum Redner geboren bin! „Ärgere dich nicht, alte Seele,“ tröstete er darauf mit freundlicher Würde seine alte Duenna, „ärgere dich nicht, wenn die jungen Herren mich einmal wieder belauschen sollten. Sie werden nichts Ungeziemendes aus meinem Munde vernehmen. Ein alter Römer hat einmal gesagt,“ – so setzte er im Fortgehen mehr an sich selbst gerichtet hinzu, – „er möchte von Glas sein, daß seine Mitbürger jederzeit den Grund seiner Seele überblicken könnten. Es gibt auch deutsche Männer, die wie dieser Römer denken!“

Herr Hollunder stand schon unter der Thür, als er sich noch einmal zurückwendete, um seiner Wirtschafterin zuzurufen:

„Laß es heute, am Sylvester, den jungen Herren ja an nichts fehlen, liebe Muhme. Spare keine feine Zutat beim Heringsalat, weil ich ihn nicht mit verzehre. Der kleine Keller ist so gern Kuchen. Sei mir beileibe nicht knauserig mit Stollen und Pfefferscheiben, hörst du, Alte. Du aber, treue Seele, bleibe mir ja nicht etwa auf, bis ich

zurückkehre. Schlafe gemächlich hinein in das neue Jahr, in welchem der liebe Gott dich erhalten möge frisch und kräftig wie bisher.“

Herr Hollunder ging; die alte Justine wischte sich eine lange Weile die Augen.

„Welch ein Herr!“ schluchzte sie. „Der richtige Engel, mein Phosphorus! Und wenn ich demaleinst vor Gottes Thron erscheine, werde ich sagen: Ich habe ihn aufgezogen! und voller Gnaden empfangen werden. Großmütig wie ein Löwe. Die außerschämten Bengel soll ich noch extra traktieren!“

Währenddessen nahm Herr Hollunder den Weg durch seine Apotheke. „Ich kann diesen festlichen Abend nicht in Ihrem Kreise feiern, meine Herren,“ sagte er, indem er seinem Provisor die Hand drückte. „Ich verlasse mich, wie in allen Stücken, auf Sie, mein lieber Speck. Machen Sie freundlich den Wirt an meiner Statt. Er versteht sich auf einen kräftigen Punsch so gut wie auf jedes andere heilsame Gebräu. Sie können ihm vertrauen, meine jungen Herren. Ich wünsche Ihnen allen einen fröhlichen Eintritt in das neue Jahr!“

Die jungen Herren wünschten desgleichen und aufrichtigen Herzens; denn niemals hatten Lehrlinge einen gütigeren Lehrherrn gehabt als die des kaum vierundzwanzigjährigen Herrn Hollunder. Einer wie der andere würde daher durchs Feuer für ihn gegangen sein, wenn er es sich auch nicht zur Sünde anrechnete, auf dem Wege nach dem Kräuterboden an seiner Tür zu horchen und seine Gemüths-ergüsse zu bekichern.

*

Über unseres Freundes Erlebnisse während der nächst-

folgenden Weihstunden müssen wir schweigen, da das Mysterium des königlichen Baues dieselben deckt. So viel darf ohne Treubruch indessen ausgeplaudert werden, daß Blanka von Horneck, die nebst ihrer Mutter, der Witwe eines ehemaligen Bruders, eine Ehreneinladung erhalten hatte, ihm niemals so holdselig erschienen war wie heute in ihrem weißen Gewande mit den lichtblauen Schleifen. „Blau, die Farbe des Himmels und Ihrer Augen, die Farbe der auserwählten Seelen,“ wie er ihr während seiner Tischnachbarschaft zuflüsterte, indem er einen verschämten Blick auf sein blaues Gilet fallen ließ. Er fühlte sich in einer unbefangeneren Stimmung als sonst ihr gegenüber, trat mit seinen Ansprüchen kühner hervor, und als nach dem feierlichen Neujahrsgruße die Gesellschaft sich trennte, bot er, zu ritterlichem Geleit, beiden Damen von Horneck seinen Arm. Nur die Mutter nahm denselben jedoch an; das Fräulein hüpfte unter dem Vorgeben, daß die Schneebahn für drei Personen zu schmal sei, hinter der voranleuchtenden Laterne der Dienerin.

„Sie haben eine warme Schilderung von dem Werte und der Bestimmung des Weibes entworfen, Herr Hollunder,“ sagte nach einiger Zeit die Majorin von Horneck, da sie es für angemessen hielt, ihren Beschützer durch ein anerkennendes Wort über seinen Vortrag zu belohnen. „Möchten Sie das Traumbild Ihrer Seele im Leben verwirklicht finden!“ „Ich habe es gefunden!“ fiel Herr Hollunder rasch und feurig ein, stockte aber jählings, errötete dem nächtlichen Dunkel zum Troß und setzte nach einer Pause mit innigem Klang hinzu: „Auch Sie, gnädigste Frau Majorin, sind mir solch ein erfülltes Traumbild der Seele. Ich habe meine selige Mutter nie gekannt;

sooft ich mir aber ein Bild von ihr zu machen suche, erscheint es mir unter Ihrer edlen, hochverehrten Gestalt.“

Was hätte ein junger Mann der Matrone Schmeichelfasteres sagen können. Frau von Horneck drückte schweigend seine Hand; er zog sie an die Lippen, und da sie just vor dem Hause standen, suchte er, sich empfehlend, die der Tochter zu gleicher Huldigung zu fassen. Blanka entzog sie ihm hastig und schlüpfte in die Thür. Dennoch ging unser Freund in einem Rausche von Seligkeit nach Hause. Der warme Handdruck der alten Dame deckte das frostige Ablehnen der jungen. Er träumte in der heiligen ersten Jahresnacht von seiner Mutter im Himmel und von den blauen Augen ihrer Nachfolgerin unter dem Wahrzeichen des Holunderbaums.

*

Frau und Fräulein von Horneck blieben dagegen in ihrem gemeinsamen Schlafzimmer noch stundenlang wach. Das schöne Kind hatte sich, abgespannt von der langen Abendtafel mit ihren Reden und Liedern, alsobald niedergelegt; die Mutter setzte sich an der Tochter Bett und sprach:

„Der Rückblick aus dieser Nacht in ein abgelaufenes Jahr, in ein ablaufendes Leben, ein unwillkürlich banges Ahnen der Zukunft, hat je öfter je mehr etwas Herzbewegendes. Mir ist es nicht wie ruhen zumute. Ich möchte noch ein Weilchen mit dir plaudern, Blanka; vorausgesetzt, daß du nicht allzu ermüdet bist.“

„O, wenn du zu mir redest, du gute, fluge Mama, da werde ich wieder munter und wenn ich noch so müde bin,“ versetzte die Tochter, sich zärtlich an die Mutter schmiegend. „Dir hörte ich zu die ganze Nacht; und wenn du mir erlaubst, liegen zu bleiben, verstehe ich dich noch einmal so

leicht und antworte dir viel klüger als beim Sitzen oder Gehen.“

„So laß dein Köpfschen ruhen, kleine Schmeicheltage,“ entgegnete die Mutter. „Denn du könntest dich nicht klar und ernst genug fühlen angesichts einer Entscheidung, die sich kaum über diese Nacht hinaus verzögern lassen wird.“

„Ich, ich mich entscheiden?“ fragte Blanka erstaunt. „Über was denn, Mama?“

„Herrn Hollunders Absichten in bezug auf dich scheinen mir unzweifelhaft, Blanka. Es wäre ein großes Unrecht, dem redlichen Manne gegenüber eine Zweideutigkeit oder auch nur ein Hinhalten walten zu lassen. Du mußt dich zu einer Wahl entscheiden, liebe Tochter.“

„Zu einer Wahl? Gibt es denn hier eine Wahl, Mama?“

„Nach meiner Meinung: nein. Aber doch vielleicht nach der deinen. Oder wärest du bereits entschlossen, seine Hand anzunehmen?“

„Hollunders Hand, dieses Narren Hollunder, Mütterchen?“

„Hüte deine Zunge, Blanka. Ich kenne wenig bessere Menschen als Hollunder, keinen, der dir beglückendere Aussichten zu bieten hätte.“

„Als Hollunder? Du scherzest wohl, liebe Mutter?“

„Nein, mein Kind. Ich spreche im heiligsten Ernst, nach strengen Erfahrungen des Lebens. Oder schäzest du diese nimmermüde Güte, diese gleichmäßige Heiterkeit, schäzest du ein unschuldiges, warmes Herz so gering, um dagegen etliche lächerliche kleine Anhängsel in Betracht zu bringen, welche der erste beste Schicksalssturm abstreifen wird? Hollunders Geschmacklosigkeiten sind Auswüchse einer mühelosen Jugend, einer allzu bequemen Lage in

Kleinstädtisch bürgerlichen Verhältnissen, eines Berufes, der zwischen Gewerbe und Studium die Mitte hält und dem er sich leider bis jetzt nicht mit ausfüllendem Ernste widmet. So verfällt er in Spielereien, in einen mitunter, ich gebe es zu, etwas läppischen Dilettantismus, während junge Edelleute, zumal im Militärstande, während einer langen Friedenszeit wie die unsere — — —“

„Aber, Mama, welch ein Vergleich! Unsere Offiziere — —“

„Die Gegenüberstellung würde überflüssig gewesen sein, wenn ich nicht wüßte, Blanka, wie ausschließlich du dich, als Soldatenkind, in diese gesellschaftlichen Kreise gestellt fühlst. Ich wiederhole daher: während junge Militärs, in der ähnlichen Lage, ihre Kräfte nicht hinlänglich zu verwerten, nur allzuoft in das entgegengesetzte Extrem verfallen und einem maßlosen Sinnesgenusse frönen. Einen mir vorschwebenden Namen aus dieser Kategorie will ich unterdrücken. Du errätst ihn, liebe Tochter. Dünkt es dir nun aber verzeihlicher, zu spielen, zu trinken, aus bloßem Zeitvertreib Sitte und Tugend Hohn zu sprechen, als, im unbestimmten Drange nach etwas Höherem, in Gebieten umherzuschweifen, für welche die berechtigende Kraft des Talents gebricht? Keine häufigere und leichtfertigere Neigung bei unserer Abschätzung der Menschen, liebe Blanka, als eine Irrung des Geschmacks höher anzuschlagen, das heißt verwerflicher zu finden, als einen Fehler des Gemüths, das Lächerliche mehr als das Laster, den Überschwang der Idealität mehr als deren gänzlich Verneinen. Menschen wie Hollunder werden bald genug im rechtmäßigen Takte schreiten lernen, wenn eine ernste Erfahrung, eine bedeutende Pflicht, ein wahrer Schmerz

•

gleich einer Taufe des Geistes sie überkommt. So wie an einem Bildwerke von Holz oder Stein die edle künstlerische Gestalt erst zutage tritt, wenn ein Regenguß die Farbe abspült, mit welcher kindischer Ungeschmack ihr ein lebhafteres Ansehen zu geben versuchte. Auch die Ehe ist solch ein klärendes Bad; eine geliebte, gebildete Frau leitet einen Mann unmerklich auf die geziemende Bahn und macht ihn zu dem, wofür die Natur ihn bestimmte. Der Übergang mag peinlich sein, mein gutes Kind; aber der Erfolg ist gewiß und der Lohn unermesslich.“

„Ich bin nicht erfahren genug, liebe Mutter,“ entgegnete Blanka, „um mit deinen Ansichten zu rechten. Ich weiß nur, daß mein innerstes Wesen sich gegen sie sträubt. Ist es mir doch niemals in den Sinn gekommen, daß du ein derartiges Loß für mich im Sinne haben könntest. Phosphorus Hollunder! – schon dieser lächerliche Name!“

„Ist die Schule unseres Lebens danach gewesen, um Vorurteile in ihr großzuziehen?“ fragte die Mutter. „Warum ist der Name Hollunder dir lächerlich, Blanka?“

„Wer denkt nicht dabei an ein Transpirationsmittel, Mama?“ versetzte Blanka sichernd. „Zumal bei einem Apotheker.“

„Keine Poffen, Kind! Setze ein Adelszeichen vor den Namen, und du wirst ihn wohl lautend und ehrwürdig finden, so gut wie Ochse, Kalb, Gans, Riedesel und hundert andere, mit denen sich weit lächerlichere Vorstellungen verbinden lassen. Hat dir mein eigener Familienname ‚von Schweinchen‘ jemals Anstoß erregt? Drei kleine Buchstaben vermögen dich mit einer just nicht galanten oder sauberen Namensvetterschaft zu versöhnen, und Phos-

phorus von Hollunder würde dein Ohrchen, kleine Lörin, durchaus nicht mißfällig berühren, gelt?"

Blanka schüttelte den Kopf in einer Stimmung, die zwischen Weinen und Lachen die Mitte hielt. „Einen Mann Phosphorus zu nennen!“ sagte sie.

„So taufe ihn um,“ entgegnete Frau von Horned lächelnd, „nenne ihn Ernst; seine Mutter hat ihm diesen zweiten Namen beigelegt, vielleicht weil sie deine Bedenken vorgefühlt. Ich weiß indes recht wohl, daß dein Einwand nur ein Vorwand ist und daß der Name dir nur darum widersteht, weil er dich an das bürgerliche Gewerbe erinnert. Das Gewerbe kränkt deinen Stolz. Aber worauf bist du stolz, Blanka? Weißt du etwas mehr von deinen Vorfahren, als Herr Hollunder von den seinen? Daß sie brave, ehrenhafte Leute gewesen sind, hier in einer bescheiden bürgerlichen, dort in einer bescheiden militärischen oder Beamtenstellung; mag der Ausgangspunkt der letzteren ein wenig glänzender, der der ersteren ein wenig dunkler gewesen sein: ihr beiderseitiger Bildungsgrad wird seit Generationen sich nicht wesentlich unterschieden haben. Was aber den Apotheker anbelangt, — liebe Blanka, würdest du gegen einen Landwirt etwas einzuwenden haben? Warum scheint es dir nun geringer, mit Gewissenhaftigkeit und Kenntniß die Kräfte der Natur zu verwenden, um der schwersten Menschenplage, der Krankheit, entgegenzuwirken, warum scheint es dir geringer, als seinen Acker zu bebauen, Vieh zu mästen, Korn und Wolle zu verhandeln und auf diese Weise, gleichfalls im Dienste der Natur, die ersten Lebensbedürfnisse zu befriedigen? Gestehe es, Kind, nur darum, weil du auch solche, die du für deinesgleichen hältst, derlei ländliche Hantierungen

treiben siehst und dir noch kein adliger Apotheker bekannt geworden ist. Also aus Vorurteil. Wollte ich dir nun aber auch, wenngleich nicht die Berechtigung, so doch eine verbreitete Wirksamkeit gewisser geistiger Gewöhnungen, die wir Vorurteile nennen, zugestehen, so müßte ich dir in diesem Falle doch eine weit verbreitetere Wirksamkeit entgegensetzen, denn Herr Hollunder ist ein so wohlhabender Mann, daß alle gang und gäben Vorurteile vor seinem Reichtum verschwinden müssen.“

„Ich verstehe dich nicht mehr, beste Mutter,“ wendete Blanka ein. „Heute empfiehlst du den Reichtum eines Mannes, und wie oft hast du mir das Verächtliche einer Spekulationsheirat vorgehalten?“

„Ich tue es noch, mein Kind, insofern eine Heirat nur Spekulation, insofern es nur der äußere Glanz ist, welchen ein Mädchen in der innersten menschlichen Verbindung sucht. Bei einem Manne von Hollunders Charakter wird der Reichtum zu einem erfüllenden Segen. Ich weiß, daß es einer ernstgebildeten Frau, – daß es vielleicht auch dir, liebe Blanka, die Zufriedenheit nicht verkümmern wird, wenn sie ein baumwollenes Kleid statt eines seidenen trägt, ein einfaches Mahl von Fayence genießt, statt Lederbissen von kostbarem Gerät. Vielleicht, sage ich, da ja in dem sich so mächtig verbreitenden Luxus unserer Zeit eine bedenkliche Versuchung selbst für die Bescheidene liegt. Unter allen Umständen jedoch ist es auch für die Bescheidenste schwer, den Dissen zu berechnen, mit dem sie den Gastfreund bewirten, den Groschen, mit welchem sie den Dürftigen unterstützen möchte, ihre wärmsten Impulse allezeit unter Kontrolle zu halten. Bei deiner erregbaren Natur, liebe Blanka, ist es doppelt schwer. Ich fürchte,

ich fürchte“ – Frau von Horneck seufzte bei dieser Wendung –, „daß sich viel von meines Vaters Wesen in dem deinen fortgeerbt hat, mein armes Kind.“

„Du fürchtest das?“ fragte Blanka betroffen, da sie gewohnt war, den frühverstorbenen Vater mit uneingeschränkter Hingebung zu verehren. „Du fürchtest es? War mein Vater nicht edel und gütig? Liebstest du ihn nicht, meine Mutter?“

„Er war ein edler, gütiger Mann, und ich liebte ihn, Blanka,“ antwortete Frau von Horneck und seufzte wiederum bei den Worten. „Dennoch habe ich viel mit ihm und durch ihn gelitten. Denn sein Temperament und Geschick lagen in dauerndem Zwiespalt, ohne daß eines mächtig genug gewesen wäre, das andere von Grund aus zu bewältigen. Ich werde dir diese Erfahrungen ehestens näher bezeichnen, da ich dich vor einer Krise stehen sehe, in der sie dir zur Lehre werden können. Heute möchte ich dir nur noch sagen, wie tief es mich beglücken würde, wenn ich dich ähnlichen Konflikten entzogen wüßte, wurzelnd in einem Boden, in welchem herzensefreundliche Triebe sich entfalten dürften, ohne sich – häufig mehr als unsere Irrtümer – in Klippen umzuwandeln, an welchen ein Lebensschiff nur allzuoft scheitert.“

Blanka ergriff der Mutter Hand; sie fühlte sich je länger je tiefer von deren Ernst bewegt. Frau von Horneck fuhr fort:

„Du hast in der bescheidenen, aber gesicherten Einrichtung, welche mein Jahrgeld mir gestattete, wohl Beschränkung, aber keine Not, keine Sorgen kennen lernen. Schließe ich die Augen, bleibst du mittellos zurück, ohne eine Familie, in deren Verband du dich natürlich und schließlich einrichten dürftest – –“

„D, sprich nicht von dieser unausdenkbaren Möglichkeit, Mutter!“ rief das junge Mädchen mit überströmenden Augen. „Du kannst, du darfst nicht vor mir sterben. Wie sollte ich leben ohne dich?“

„Doch, mein Herz, sprechen wir einmal von dieser Möglichkeit; sie dürften dir weniger fern liegen, als du ahnest,“ entgegnete Frau von Horneck sanft. „Mein kräftiges Aussehen täusche dich nicht. Ein plötzliches Sterben ist fast erblich in meiner Familie; auch mein Leben kann rasch abgeschnitten werden. Was dann mit dir, mein armes Kind? Eine günstige Heirat für eine unvermögende Tochter der gebildeten Stände wird heutzutage je mehr und mehr zu einer Chance wie das große Los, und auf bisher noch wenig gebrochener Bahn selbständig durch die Welt zu dringen, bedingt für uns Frauen einen harten Kampf. Glaubst du dich solchen Kampfes fähig, Blanka? Sieh unsere arme Cousine Viktoria an, wie sauer es ihr wird, sich durch Musik- und Sprachstunden notdürftig zu erhalten. Denke dich in ähnliche Lagen als Lehrerin, Erzieherin, Gesellschaftlerin, allemal als eine Abhängige. Stelle dagegen ein Los an der Seite eines geehrten, eines liebenden Mannes, in gesichertem, bürgerlichem Besitz; ein Walten in angemessener weiblicher Sphäre, in unverkümmerter Freiheit, gütige Neigungen und anmutige Fähigkeiten zu Tugenden und Wohlthaten auszubilden.“

„Aber ich liebe diesen Hollunder nicht!“ rief Blanka aufgeregt. „Er ist mir gleichgültig; nein, nein, er ist mir widerwärtig!“

„Ich will diesen starken Ausdruck deiner Überraschung zugute halten, Blanka,“ versetzte die Mutter. „Schon die Gleichgültigkeit würde als Einwand genügen. Denke dar-

über nach, ob sie der Achtung und Dankbarkeit, die du nicht versagen kannst, dauernd widerstehen kann, ob letztere sich nicht in Freundschaft und endlich in Neigung umwandeln könnten, ob du dich unfähig fühlst, im Recht und Gute den Ballast für dein Lebensschiff zu finden. Bringe auch die Gewöhnung in Anschlag, die selbst üble Zustände erträglich macht, wie viel mehr aber den Trefflichen zu gebührender Schätzung verhilft. Die ausgleichende Macht der Ehe und des Familienlebens ist eine unbestreitbare Erfahrung. Ferne sei es von mir, dich zu überreden, wo ich dich nicht überzeugen kann. Aber es war meine Pflicht, die Vorurteile zu zerstreuen, die schattenartig das Bild eines guten Menschen umfloren; den Blendungen der Jugend gegenüber deine innere wie äußere Lage in das gehörige Licht zu setzen. Jetzt schlafe, mein Kind, und Gott wache über dich in einem neuen Jahr."

Frau von Horned beugte sich tränenden Auges über die geliebte Tochter, die, ihre Arme um der Mutter Hals geschlungen, lange Zeit schluchzend an ihrem Herzen lag. Dann drückte sie einen Kuß auf Blanka's Stirn und legte sich zur Ruhe.

Blanka war erschüttert. Die Vorstellung, ihre Mutter verlieren zu können, durchzitterte sie zum ersten Male, bestürmte sie mit Angst und Entsetzen. Aber eine frohe Jugendlichkeit vermag so düstere, wesenlose Bilder nicht festzuhalten. Andere und wieder andere drängen sich vor. Phosphorus Hollunder als Bräutigam! Weiter trägt der jungfräuliche Blick noch nicht. Er prallt schon ab an dieser ersten Klippe. Und wie durch Zauber taucht am Rande derselben eine andere Gestalt empor; undeutlich, unbestimmt, es ist wahr, aber mit allen Reizen der Schönheit,

der Ritterlichkeit, kühn erfassenden Verlangens. Assur von Hohenwart, der junge Husar, der, seit kurzem in die Stadt verlegt, alle Zungen von sich reden, alle Mädchenherzen schlagen macht. Die Mutter hatte, ohne ihn zu nennen, warnend auf ihn hingedeutet; aber Mütter müssen wohl eine andere Sehlinie haben als ihre Töchter.

Die Tochter sieht ihn, das verunglückte Kind zu retten, dem Ziehbrunnen zustürzen, sich am Seile in die grausige Tiefe winden, sieht nach einer Pause lautlosen Erstarrens den Edlen mit zerfetzten Händen, blutend, besinnungslos in die Höhe ziehen, das gerettete Kind im Arm. Das Zeichen dieser heldenmütigen Tat glänzt wie ein Stern auf der jugendlichen Brust. Dann, wenige Wochen erst sind es her, dann sieht sie sich selbst, lauschend hinter der Gardine hervor, als der Vielbesprochene zum ersten Male unter ihrem Fenster vorübersprengt. Möglich hemmt er das feurige Ross, und mit kühnem Blick die Lauscherin erspähend, senkt er huldigend die Spitze seines Degens vor der Errötenden.

Und dieser ritterlichen Erscheinung gegenüber steht lächelnd Phosphorus Hollunder, wie er im Teekränzchen allbekannte Balladen deklamiert, mit schwacher Stimme Liebeslieder zur Gitarre singt, wenn nicht gar über dem Herdfeuer widerliche Mixturen braut. Sie wagt es, sich als Braut an Assur von Hohenwarts' Arme durch die Hauptstraßen wandelnd vorzustellen, mit stolzem Glück die nachschauenden Blicke der Bewunderer und der Neider genießend. Dann wieder, an Phosphorus Hollunders' Arme, dem spöttischen Lächeln der Bekannten ausweichend, mit niedergeschlagenen Augen ihren Gruß vermeidend, sich durch Hintergäßchen drückend. Hundert ähnliche Bilder

drängen, scheuchen, jagen einander, bis endlich der Schlaf geschlichen kommt, der gute, bilderlöschende und bilderszaubernde Schlaf. „Assur von Hohenwart – Phosphorus Hollunder“ – flüstert die Lippe noch, halb schon im Traum. „Assur! Assur!“ – und sie schlummert ein.

*

Am Neujahrsabend war Ressourcenball. Herr Hollunder, als Vorsteher, der erste auf dem Platze. In seidenen Strümpfen, Schnallenschuhen, chapeau claue, Weste und Binde von weißem Atlas, mustert er noch einmal die Orden, Schleifen, Sträußchen, Bonbons und Nippes, die er aus eigener Tasche angeschafft und mit denen er einen hohen Christbaum geschmückt hat. Herr Hollunder weiß, wem er beim Rotillon mit den sinnigsten Darbietungen seine Gunst bezeigen wird.

Im Hintergrunde des Saals erhebt sich auf einem haut pas zwischen Blumengruppen eine Art von Thron, über welchem, goldflimmernd, ein riesiger Pantoffel schwebt. Einem Teil des schönen Geschlechts, und just dem wichtigsten Teil für den Ordner, ist durch die gestrige Schwesternloge das unbestreitbare Herrscherrecht der Sylvesterstunde verkümmert worden. Herr Hollunder wird den Beeinträchtigten heute glänzend Genugtuung geben. Er neigt sich a priori vor der Würdenträgerin, welcher er das Zepter zu einem mütterlichen Regimente unter dem schwebenden Pantoffel überreichen wird; ach, nicht bloß für diese eine Jahresstunde überreichen möchte. Alles, was er sinnt und schafft, ist Symbol, ist zarter Wink. Trotz dieser Besessenheit ist Herr Hollunder indessen nicht unbefangen, wie sonst bei seiner gesellschaftlichen Pflicht. Während er mit Anmut und Würde die ersten eintretenden Damen be-

willkommnet, schlägt sein Herz wie ein Hammer unter dem glänzenden Gilet, und krampfhaft heftet sich zwischen Büchling und Büchling das Auge nach der Thür, durch welche die Ersehnte eintreten wird. Trägt sie den Strauß, den er am Morgen in seinem Treibhause gepflückt, ihrer würdig, einer Königstochter, sinnvoll gleich einem Selam, eigenhändig gebunden und nebst einer zierlichen Karte für die hochverehrte Frau Mutter als Neujahrsgruß übersendet hat? Trägt sie ihn, so wird er dieses Zeichen der Huld für einen Schiedspruch des Schicksals halten.

Der Saal ist überfüllt. Herr von Hohenwart lehnt mit gekreuzten Armen unter der Thür des Speisezimmers; Herr Hollunder schwebt angstvoll gespannt und doch gefällig die Reihen auf und nieder. Endlich, endlich – da tritt sie ein an der Seite der stattlichen Mutter! Phosphorus Hollunder zwingt einen jauchzenden Aufschrei in seine Brust zurück, denn zu einem duftigen Gewande trägt die Holbe im Haar den weißen Kamelienzweig, den er als Krone in seinen Strauß gewunden. Ihr einziger Schmuck! Blanka sah blässer aus als gewöhnlich, ihr großes Auge war umflort und ruhte häufig am Boden, aber nicht nur unserem Freunde erschien sie von zauberischem Reiz; auch Herr von Hohenwart, dieser Kenner und gefürchtete Kritiker der Frauenschöne, betrachtete das holde Geschöpf mit Entzücken. Herr Hollunder stürzte den Eintretenden entgegen, reichte Frau von Horneck die Hand zur eröffnenden Polonäse, gab mit seinem weißseidenen Taschentuche dem Orchester das Signal zur eröffnenden Polonäse, und voran schritt er der vielgliedrigen wandelnden Schlange mit der Miene eines Triumphators. Als gewissenhafter Vorsteher hatte er die Musik zu den Tänzen selbst ausgewählt, und

war die Polonäse auf die Arie „Kennst du der Liebe Qualen?“ auch nicht ganz neu, so entsprach ihr Text doch wie kein zweiter den Gefühlen des sinnigen Ordners, der sich nicht versagen konnte, durch kunstvolle Verschlingungen und Verschiebungen die Paare bunt zu mischen. Just als bei der Strophe „Und doch, o Mädchen, lieb ich dich“ – er hatte dieses Lieblingslied wiederholt in Konzerten vorgetragen – das Tempo sich schwungvoller zu bewegen anhub, reichte er Blanka zu einer zierlichen Tour die Hand. Seine Augen strahlten den Text zu der Melodie, er wagte einen schüchternen Händedruck und schlüpfte dunkelerrotend der nächsten Dame zu. Wer vermöchte die Wonne des guten Menschen zu schildern? Und als die Geliebte dann beim Antritt zum ersten Walzer mit verlegenem Lächeln, das ihm als holde Schämigkeit erschien, für seinen köstlichen Blumengruß dankte, als er sie bebend in seinen Armen hielt, ihr Atemhauch sich in den seinigen mischte, da, da – o, du überseligster Held Hollunder!

Später am Abend führte auch Herr von Hohenwart, der bisher nicht getanzt hatte, Blanka auf ihren Platz zurück. Ihr Busen wogte, die Wangen glühten, die Augen waren weit geöffnet und die Lippen halb, wie die eines lächelnden Kindes. So engelleicht war sie noch nie im Arme eines Tänzers durch den Saal geflogen, mit solcher Inbrunst hatte noch niemals einer sie dicht an sich heran gepreßt. Sie hatte die Lider nicht vom Boden erhoben, aber sie wußte, daß alle Blicke auf dem unvergleichlichen Paare geruht hatten. Sie fühlte sich gefeiert und beneidet wie noch nie. Herr von Hohenwart fragte sie, ob sie den eben beginnenden Kotillon noch für ihn frei habe. Sie mußte ablehnen.

„Die Tanzlust kommt Ihnen spät, Herr von Hohenwart,“ sagte sie scherzend.

„Sie gönnten mir den Vorzug eines Tanzes nicht früher, Gnädigste,“ entgegnete er, indem sein dunkles Auge das ihre suchte. „Meinen Sie, daß ich noch wie ein Fähnrich tanze, um zu tanzen?“

Sie fühlte eine Blutwoge über ihre Wangen gleiten. Hatte sie selbst heute zum ersten Male doch getanzt nicht bloß, um zu tanzen. Mit gezwungenem Lächeln fragte sie:

„Aber was gewährt Ihnen ein Ball, wenn nicht den Tanz?“

„Was?“ erwiderte er. „Nun, was das Leben überhaupt: einen Moment der Schönheit und außerdem – Langeweile.“

„Langeweile?“ rief Herr Hollunder, der herbeigetreten war, um Blanka's Nachbarin zum Rotillon zu führen, da auch für ihn die Gefeierte vom letzten Balle her versagt gewesen war. Wie gern würde er die Krone der Tänze, hinter ihrem Stuhle harrend, überschlagen haben, hätte seine Dirigentenpflicht nicht mächtig in ihm pulsiert und das gute Herz ihn gedrängt, ein ältliches Mauerblümchen eine frohe Stunde hindurch wieder blühen zu machen.

„Langeweile?“ wiederholte er. „Ach, da beklage ich Sie, mein Herr Leutnant. Ich habe noch niemals Langeweile empfunden.“

„Pillendrehen ist auch eine unterhaltende Beschäftigung,“ versetzte Herr von Hohenwart, zu Blanka gewendet, unbekümmert, daß Hollunder die Bemerkung hören konnte.

„Jedenfalls nützlicher als Schnurrbardrehen,“ gab dieser zurück, vom Zorne schlagfertig inspiriert. Denn, wenngleich unser Freund im allgemeinen von den Dämo-

nen des Kleinlebens die Empfindlichkeit und üble Laune so wenig kannte als die Langeweile, durch den Hohn aus diesem Munde und in dieser Gegenwart fühlte er sich empört.

Er führte seine Dame in die Reihe, und Herr von Hohenwart lachte so unbefangen, als ob von einer Beleidigung aus diesem Munde nicht die Rede sein könne.

„Ich gratuliere Ihnen zu diesem Prachtexemplar von einem Verehrer, Gnädigste,“ sagte er. „Ein närrischer Kauz, wie alle Apotheker.“

Blanka zitterte, ihre Pulse flogen, Blut und Blässe wechselten auf ihren Wangen; sie wußte nicht, ob vor Scham, vor Zorn, vor welchen überwältigenden Empfindungen.

„Wie schön Sie sind!“ rief Herr von Hohenwart entzückt.

Sie erhob sich hastig und folgte ihrem herbeieilenden Tänzer in die Reihe.

Der vortanzende Herr Hollunder überbot sich in sinnvoll erfundenen Touren. Fräulein von Horneck ward mit seinen Blumen und Gaben überschüttet, seine exzentrische Huldigung zum Geflüster der Gesellschaft. Wiederum fühlte sie alle Blicke auf sich gerichtet, aber wie krampfte jetzt das Herz sich ihr zusammen unter diesen Blicken.

Nach dem Neuerfundenen kam nun aber auch das Altbewährte an die Reihe. Zunächst die Lieblingstour, in welcher der Tänzer seine Dame auf einen Stuhl inmitten des Kreises Platz nehmen läßt und ihr nebst einer Rose ein Körbchen überreicht, um mit diesen Symbolen von zwei Cavalieren den einen zu beglücken, den andern abzuweisen. Assur von Hohenwart und Phosphorus Hollunder

waren die Blanka präsentierten Herren. Sie fühlte einen Stich im Herzen, als sie dieselben auf sich zuschreiten sah. Durfte sie den überdreisten Ritter noch ermutigen? den erwartungsvoll bebenden Freier durch ein nicht mißzuverstehendes Zeichen entfernen, oder – oder –? Ihre Augen trafen wie von selbst die ernst auf sie gerichteten der Mutter. Hastig sprang sie auf und reichte unserm Helden die Blüte, dem andern den Korb. Er setzte ihn gelassen auf den Stuhl und tanzte die Tour mit der stattlichen Gemahlin seines Rittmeisters, während Blanka im Arm des Erkorenen voranwalzte. Sie fühlte seinen dankbaren Händedruck, seinen strahlenden Blick; sie wußte, daß er sein Schicksal entschieden glaubte. Ihr schwindelte. Ein dunkler Flor breitete sich über ihre Augen; ohnmächtig sank sie in die Arme der Mutter, die sich mit ihr entfernte, sobald sie sich von dem Anfall erholt hatte.

Unter der Thür warf Blanka noch einen Blick in den Saal zurück.

Das Pantoffelregiment hob eben an mit der letzten Rotillontour, dem Kehraus. Der arme Hollunder lehnte geisterbleich in einer Ecke; die Schönen waren barmherzig genug, seine Qual zu respektieren: keine holte ihn. Herr von Hohenwart verließ lachend den Saal, um im Nebenzimmer an der Champagnerbowle älterer Kameraden teilzunehmen. Er soll in dieser Nacht von sprudelnder Laune gewesen sein, eine kleine Bank proponiert, mehr Geld, als er besaß, verloren und beim Nachhausegehen mit einem jugendlichen Schwarm einen Straßenunfug getrieben haben, infolgedessen es mit der Polizei zu Handeln kam. Er wurde darauf eine Woche lang nicht auf seinem wilden Rappen durch die Straßen jagend bemerkt. Man munkelte von

Strafarrest, von gravierenden finanziellen Verlegenheiten. Der militärischen Laufbahn des übermütigen Kavaliere wurde ein übles Prognostikon gestellt.

•

Das Aufsehen dieser außerordentlichen Ballereignisse und die sich daran knüpfenden Mutmaßungen ihrer Folgen waren in unserer Stadt noch nicht ausgeklungen, als eines Mittags Frau und Fräulein von Horneck im grünumrankten Fenster ihres Wohnzimmers sich gegenüberfaßen. Die Mutter ließ ihre Handarbeit fallen, mit sorglichem Ernst ruhte ihr Blick auf der Tochter, die unter dem Vorwande von Kopfsweh das Gesicht, in die Hände vergraben, auf das Fensterbrett neigte. Jählings schreckte sie empor, das Ohr richtete sich nach der Thür; sie hörte Tritte, erbebte und war im Begriff, nach der entgegengesetzten Seite zu entfliehen, als ein mahnender Blick der Mutter sie willenlos auf ihren Platz zurückzog.

Ein leises Klopfen, und Herr Hollunder schwebte in das Zimmer. Ja wahrlich, er schwebte, mit Bräutigamschwingen und eine Bräutigamsglorie über der umlockten Stirn. Herzhaft küßte er erst der Mutter, dann schüchtern der Tochter die Hand und hob darauf an: „Wie froh macht es mich, Freunde und Bekannte nunmehr an meinem Glück teilnehmend zu wissen und den hohen Gewinn meines Lebens nicht mehr in meinem Herzen verschließen zu brauchen. Der Stich der Verlobungsanzeigen, deren Anschaffung Sie, verehrte Mutter, mir gütigst überließen, hat etwas aufgehalten. Spät gestern abend sind sie indessen von Leipzig eingetroffen; ich habe die für den hiesigen Ort bestimmten heute morgen in Ihrem Namen verteilen lassen

und erlaube mir, die in die Ferne zu versendenden Ihnen zu überreichen.“

Er legte bei diesen Worten mit einer Miene, welche die Befriedigung einer gelungenen Überraschung ausdrückte, in Frau von Horneck's Hand ein Kuvert, das diese freundlich dankend öffnete. Etliche der Blätter fielen auf den Tisch, Blanka warf einen Blick darauf, wurde leichenblaß und verließ, ohne ein Wort zu äußern, mit raschen Schritten das Zimmer. Was mochte so Entsetzenerregendes ihr aufgestoßen sein?

Es waren rosa glacierte Karten von ansehnlichem Umfang; in der Mitte machte die Baronin Wilhelmine von Horneck, geborene Freiin von Schweinchen, die Anzeige der Verlobung ihrer einzigen Tochter Blanka mit dem Herrn Ernst Phosphorus Hollunder; korrekt der Übllichkeit gemäß. Ungemäß war nur die Zutat einer Randzeichnung in Golddruck, von dem kunst sinnigen Bräutigam eigenhändig entworfen. Als Mittel- und Eckstücke prangten größere Embleme: eine aufgehende Sonne, ein Altar mit lodernder Opferflamme, eine Ritterburg von einem Hollunderbaum beschattet, die verschlungenen Wappen der Horneck und Schweinchen mit ihren Gemeiß und Borsten tragenden Schildhaltern; zwischen ihnen hindurch aber wand sich eine Arabeske, in welcher die herkömmlichsten Sinnbilder zärtlichsten Glücks, als da sind Rosen und Vergißmeinnicht, Füllhörner, Herzen und verschränkte Hände, geflügelte Amoretten und sich schnäbelnde Taubchen durch blühende Holunderranken verbunden waren.

Frau von Horneck schaute eine Weile schweigend vor sich nieder, und der arme Hollunder begann zu ahnen, daß er den Geschmack der edlen Dame nicht sonderlich getroffen

habe. Endlich nahm sie das Wort: „Eine zierliche Arbeit, wohlgeeignet für ein Albumblatt; indessen, verzeihen Sie, lieber Sohn, für den gegenwärtigen Zweck würde mir eine einfache Anzeige geeigneter erschienen sein. Eine Annonce schließt Demonstrationen der Freude aus, und Zieraten am unrechten Ort sollten billigerweise vermieden werden. Überhaupt, mein guter Hollunder, gestatten Sie bei dieser Gelegenheit der, welcher Sie so bereitwillig Mutterrechte eingeräumt haben, den Rath und die Bitte, in allen Stücken so schlicht als möglich in Ihrem Auftreten zu sein, wenn Sie den in bescheidenen Verhältnissen herangebildeten Sinn meiner Tochter nicht durch allzu grellen Abstand beängstigen wollen.“

„Ich glaube, Sie zu verstehen, meine verehrte Mutter,“ erwiderte der gute Hollunder, helle Tränen in den Augen. „Sie sind sehr nachsichtig, sehr schonend! Ach, ermüden Sie nur nicht, durch Ihren Rath die Lücken in meiner Bildung auszufüllen, um mich meiner lieben Blanka würdig und fähig zu machen, sie zu beglücken.“

Nach einer Weile entfernte er sich, betrübt über das Nichtwiedererscheinen seiner Braut, betrübter über den Grund desselben. Frau von Horneck blickte ihm mit inniger Rührung nach, seufzte tief auf und ging dann in die Nebenkammer, wo Blanka unter krampfhaftem Schluchzen auf ihrem Bette lag. Sie suchte die Aufgeregte zu beschwichtigen; diese aber rief händeringend: „Diese Lächerlichkeit richtet mich zugrunde! Mit Fingern wird man auf mich weisen. Wie soll ich wagen, den Leuten wieder unter die Augen zu treten?“

„Unbefangen lächelnd, mein Kind,“ antwortete die Mutter; „mit dem Bewußtsein richtiger Schätzung einer kleinen Geschmacksverirrung.“

•

„Klein, Mutter, klein? Und lächeln, wo man vor Scham in die Erde sinken möchte?“

„Du übertreibst, Blanka. Welche Frau hätte nicht irgend- einmal gute Miene zum bösen Spiel, wie oft selbst zu Unbill und Frevel ihres Gatten machen müssen? Welche Frau wäre durch die Ehe geschritten ohne lächelnde Larve, wenn auch das Herz ihr blutete? Und welcher Frau läge es nicht ob, mit leiser Hand den Verirrten auf die rechte Bahn zu leiten, nicht bloß bei Kappalien, wie diesen!“

Da aber das junge Mädchen sich durch kein Zureden beruhigen ließ, sagte die Mutter nach einer Pause ernstern Bedenkens:

„Ich fürchte, unsere Entschließung war übereilt. Wenn dein Widerstreben so tief wurzelt, daß schon beim ersten, geringfügigsten Anlaß Mut und Selbstüberwindung dir gebrechen, so wäre es Sünde, das Glück eines guten Menschen auf das Spiel zu setzen. Noch ist es Zeit zu einer Ablehnung. Man soll keine Aufgabe übernehmen, für welche man die erforderliche Kraft bezweifelt, zumal wenn man nicht sich allein für den Erfolg verantwortlich ist. Ich habe dich für stärker gehalten, als du bist. Fasse dich jetzt und laß uns miteinander das Richtige prüfen und entscheiden.“

Das schwerste Verhängnis schnitt diese Prüfungen ab, bevor sie zum letztgültigen Entscheid geführt hatten, ja, bevor selbst die treffliche Mutter sich völlig klar darüber geworden war, daß, je zarter und zärtlicher ein junges weibliches Herz, man um so unfähiger ist, mit Altersweisheit und Gründen der Billigkeit gegen sein natürliches Verlangen, Reiz der Sinne und der Phantasie, und weit mehr noch gegen seine Abneigungen, ja selbst gegen das blanke

Borurtheil durchzubringen. Die Zweige der Weide neigen und biegen sich bei der leisesten Berührung und fallen doch allezeit in den ihnen gemäßen Hang zurück.

Frau von Horneck erkrankte noch am nämlichen Abend. Ein Nervenschlag lähmte Besinnung und Sprache und machte ihrem guten Leben jäh ein Ende. War es doch, als habe die bis dahin so rüstige Frau diesen nahen Ausgang vorgefühl't und mütterliche Angst sie gedrängt, ihr schutzloses Kind in treuen Händen zu bergen.

Blankas Zustand glich einer Zerrüttung. Es war ein Schlag aus blauem Himmel; der erste, der tiefste, ja, der einzige, der sie treffen konnte. Bis zum letzten vernichtenden Akt lag sie lautlos über der toten Gestalt; stumm und stumpf starrte sie wochenlang in das Leere. Sie schien für alle übrigen Verhältnisse die Erinnerung verloren zu haben; ihres Verlobten Treue, stille Trauer, die anspruchslöse Würdigung ihres Schmerzes bemerkte sie nicht einmal.

Fräulein von Schweinchen siedelte in die Wohnung der Waise über. Doch hatte Blanka von klein auf zu ausschließlich in und mit ihrer Mutter gelebt, um sich der einzigen Verwandten zuzuwenden, und die arme alte Dame war zu dringlich durch ihre Erwerbspflichten in Anspruch genommen, um sich dem trostlosen Kinde, soviel als ihm not getan hätte, zu widmen. Der Verkehr mit früheren Bekannten, ja, bloß deren Anblick, war Blanka zuwider. Aller Wert, alle Bedeutung des Lebens dünkte ihr mit dem Mutterleben ausgelöscht. Man hätte sie in ein Kloster führen, sie lebensdig einsargen können, sie würde keinen Widerstand erhoben haben. In der Selbstsucht ihres Schmerzes dachte sie an nichts, an niemand als die Tote, und dennoch, oder vielleicht gerade darum, dachte sie nicht daran, die letzte müt-

terliche Warnung zu beachten, ihr neugeschlossenes Verhältniß zu prüfen und, wenn erforderlich, zu lösen. Zuckte im Verlauf aber dann und wann ein mahnendes Bewußtwerden ihrer Lage und deren Verpflichtungen in Gegenwart und Zukunft, einem grellen Funken gleich, durch ihr Gemüt, so erdrückte die Last ihrer Hülflosigkeit doch rasch jeden rettenden Entschluß. Was besaß sie? was verstand sie? was vermochte sie? an welche Leistung war sie gewöhnt? welcher Anstrengung gewachsen? nicht einmal der derbultenden Ergebung. Schwerlich hat ein Kind jemals mehr der mütterlichen Führung bedurft; aber schmerzlicher hat auch keines deren Entbehren gefühlt und gebüßt. So lebte sie hin von Tag zu Tag, ohne in ihrer Not das Notwendige fest in das Auge zu fassen und sich ihm in einer oder der anderen Weise gerecht zu machen. Wochen, Monate schlichen hin. Die Tante, über diesen Starrsinn in Verzweiflung, gab ihr eines Tages zu Gehör, daß eine baldige eheliche Verbindung in ihrer inneren wie äußeren Lage das Gebotenste scheine. Hollunder trat während dieser Vorstellung ein. Er drängte, er schmeichelte nicht, gab nur leise seine Sehnsucht zu verstehen, indem er seine Wünsche den Heisungen eines trauernden Gemütes unterordnete. Die treue Liebe des Kindes war ein Reiz mehr in seinen Augen, eine Bürgschaft für die dereinstige treue Liebe des Weibes und seines höchsten Glücks. In diesem gütigen Herzen war kein Moment der Ungeduld und beleidigter Eigensucht. Ob Blanka diesen Adel verstand? Ob sie denselben nur ahnete? Vielleicht daß eine egoistische Leidenschaft sie aufgerüttelt hätte, sie dem Manne näher gebracht oder von ihm losgerissen; dem Manne, welchem sie jetzt ohne Widerspruch, ohne Furcht, wie ohne Hoffnung zusagte,

binnen weniger Wochen sich ihm zu eigen zu geben für das Leben.

Fräulein von Schweinchen, die für den Abend verpflichtet war, entfernte sich in Begleitung des dankbar freudigen Bräutigams. Blanka blieb allein. Für den Johannistag war ihre Hochzeit anberaumt; jetzt hatten wir Mai. Eine Monatsfrist, wie kurz und doch wie lang, um ein Menschenlos zu wenden und zu enden. Ihre Mutter hatte nur weniger Stunden zum Aufhören hienieden bedurft.

„Meine Mutter wird sich erbarmen und mich zu sich hinüberholen vor dem Johannistag,“ dachte Blanka.

Dennoch schnürte die Brust sich ihr zusammen. Ihr Atem ging schwer. Sie öffnete das Fenster. Eine milde, balsamische Maienluft zog herein, Sehnsucht erweckend, bis in das dumpfe Gemüt der Waise. Es zog sie in das Freie, nach dem Grabe der Mutter. Wohl dämmerte es schon; aber sie konnte nicht widerstehen.

Sie saß auf dem grünen Hügel und verjammerte die Zeit. Statt Mut und Klarheit hatte sie an heiliger Stätte nur neues, verwirrendes Weh gefunden, Klagen und unstillbare Tränen. „Hilf mir, Mutter!“ stöhnte sie und rang sich die Hände wund. Sie hatte sich zu einem liebelosen Leben verpflichtet und konnte nicht leben, ohne zu lieben.

Das abendliche Dunkel drängte zum Aufbruch. O, daß sie sich hier hätte betten dürfen für ewig; heute, diese Stunde noch! Keine Stätte dünkte ihr unheimlicher als ihr mutterloses Haus; es sei denn jene, die ihrer harrte, wenn sie dieses Haus verließ. Sie riß sich los.

Als sie aus dem Friedhofspfortchen trat, schauderte sie. Der Weg bis zum Stadttor war nur kurz, aber einsam;

in der umbuschten Schlucht schon nächtiges Dunkel, ringsum lautlose Stille. Und doch war ihr, als spüre sie eine Nähe, wehe ein Odemzug sie an, höre sie ein Regen. Und im nächsten Augenblick schrie sie hell auf. Eine hohe Gestalt stand an ihrer Seite; Assur von Hohenwart umfaßte die Schwankende mit beiden Armen. Sie hatte ihn seit jenem Abend, an dem sie die ersten Worte mit ihm gewechselt, nicht wiedergesehen. Ob aber auch seiner nicht gedacht? Hatte auch sein Bild der Todeshauch verweht?

„Ich bin Ihnen gefolgt, Blanka,“ flüsterte er. „Ich mußte Sie noch einmal sehen, bevor ich Sie vielleicht für immer verliere. Seit Wochen trachte ich nach dieser Minute. Ich verlasse den Dienst, diese Gegend – vielleicht noch mehr. Wir bleiben nur wenige Stunden. Hören Sie mich an. Ich kann nicht so von Ihnen scheiden.“

Ihre Glieder zitterten. Schauer, halb der Furcht, halb ungeahnten Entzückens, rieselten über ihren Leib. Ihre Stimme war gelähmt. Willenlos ließ sie ihre Hände in denen des Verführers. Er horchte auf.

„Stimmen! Tritte!“ sagte er, indem er sie in ein zur Seite liegendes Gebüsch zu ziehen suchte. „Sie widerstreben? Sie mißtrauen mir? Fühlen Sie denn nicht, daß ich Sie liebe? wie ich Sie liebe, Blanka? Blanka, ich muß Sie sprechen. Gestatten Sie mir heute abend den Eintritt in Ihr Haus. Es ist eine Abschiedsstunde, Blanka.“

Sie stöhnte wie ein Kind und machte einen Versuch, sich ihm zu entwinden.

„Ein Abschied vielleicht auf ewig,“ drängte er, indem er sie dicht an sich heranzog. „Soll ich dich auf die erbärmlichste Weise verlieren? Meine Perle durch feile Krämerhände besudeln sehen?“

Dieser schände Unglumpf gab der Betörten die Fassung wieder. Dort ragte das Kreuz über dem Grabe der Mutter. Ihr Schatten umschwebte sie, als sie den Mann verhöhnen hörte, welchen die Verklärte mit letzter Liebesorge zu ihres Kindes Beschützer erwählt hatte. Sie riß ihre Hände aus den umstrickenden. „Fort!“ kreischte sie auf, „fort!“

„Blanka!“ rief Assur und preßte sie mit heißem Verlangen an seine Brust; „Blanka, liebst du diesen Mann?“

Verzweifelt, schwindelnd windet sie mit letzter Anstrengung sich aus seinen Armen, flieht, ohne umzublicken, den Abhang nieder. Vor ihren Ohren schwirrt sein nach-eisender Schritt, gellt der Ruf: „Blanka!“ lange, nachdem rings um sie her alles still geworden, hallt er noch nach, als sie, atemlos ihr Zimmer erreichend, die Thür hinter sich abschließt und halb in Wahnsinn, halb in Erschöpfung zu Boden stürzt. Ein Sturm jach in der Brust entfesselt, hat den Bleidruck der Apathie verscheucht. Furcht und Hoffnung, Widerwillen und Verlangen, eines immer frevelhafter als das andere, selbst vor ihrem umflorten Gewissen, wirbeln durch das fiebernde Blut. Wunsch und Vorwurf jagen und verdrängen sich. Aus dem verlassenen Kinde ist plötzlich ein Weib geworden.

In diesem unbeschreiblichen Zustande fand sie ihre Verwandte. Das alte Fräulein wollte seinen Augen kaum trauen ob des Mädchens verwandelster Erscheinung und Stimmung, ob der glühenden Wangen, der leuchtenden Blicke, der raschen Worte und Schritte. Hatte das Bewußtsein ihres Glücks wirklich nur in der jungfräulichen Brust geschlummert? die Aussicht der nahen Erfüllung die Lebensgeister erweckt? Der Vernunft gemäß mußte die

brave Lehrmeisterin es bezweifeln; aber sie glaubte es gern, und darum glaubte sie es. Der Glaube ist ja allezeit die Planke beim Schiffbruch des Begreifens. Sie wählte die fieberisch Erregte der Ruhe bedürftig und war es selbst nach ihrem erschöpfenden Tagewerk. Da Tante und Nichte nicht, wie Mutter und Tochter es getan, in einem Zimmer schliefen, sagten sie sich Gute Nacht nach kurzem Beieinander.

Blanka legte sich nicht. Sie schritt im Zimmer auf und ab ohne Rast. Das Fenster stand noch offen: lindkühle Nachtluft fächelte ihre glühende Stirn, Düfte von Narzissen und Flieder strömten in die hochatmende Brust. Im Wäldchen drüben schluchzte die Nachtigall in den Naturlauten der Liebe, „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt“. Süßes, unnennbares Sehnen, wonniges Ahnen schmeichelten sich mit diesen Tönen und Düften in der Jungfrau Busen. Sie sah Affurs hohe Gestalt, spürte seinen brennenden Blick, fühlte bebend den Druck seiner Hand, seinen wogenden Atem, als er sie eine Minute lang an seiner Brust gehalten. Ihr war, als hielte er sie noch; als müsse er sie dort halten für ewig. Sie hörte noch einmal seine von Leidenschaft zitternden Worte. Halb unbewußt beugte sie sich aus dem Fenster, lauschte nach seinem Tritt, spähte nach seiner Gestalt. Der abnehmende Mond war aufgegangen; die Straße hell und totenstill. Viertelstunde auf Viertelstunde verrann.

Vom Harren matt, wirft sie sich endlich auf ihr Bett. Unter einem Schlummerschleier winkt und lacht die ersehnte Gestalt; im Traume schweigt der Zweifel. Jählings fährt sie in die Höhe! Der Ruf ihres Namens hat sie erweckt. Gedämpft, aber deutlich: „Blanka!“ Und welche Stimme! Sie stürzt nach dem Fenster, das sie nicht

geschlossen. Ein Blumenstrauß fällt zu ihren Füßen nieder. Sie beugt sich hinaus, sieht noch den Schatten einer hohen Gestalt, hört einen raschen Schritt, in der Bahnhofstraße verhallend. Er! Er entfernte sich. Wohin? Warum? Seine Worte fielen ihr ein: „Ich verlasse das Land – vielleicht noch mehr“; seine Bitte um ein letztes Lebewohl, das sie verweigert. Hatte sie reblich, hatte sie grausam gehandelt? Schon vermochte sie Recht und Unrecht nicht mehr zu unterscheiden. Ist Liebe nicht das oberste Gesetz? fragte sie sich. Und Blanka hatte niemals einen Roman gelesen und nur Worte der Tugend aus dem Munde einer Mutter vernommen.

Sie dachte nicht daran, sich niederzulegen, nicht an ihr Abendgebet, nicht an ihre selige Mutter. Ihr deuchte, daß sie niemals wieder ruhen werde. Sie stand am Fenster, durch das ein frischer Dämmerungswind blies. Im Mosen Nachtkleide und doch fieberheiß preßte sie den blühenden Abschiedsgruß an die Brust, an ihre brennenden Lider, sog seine Düfte ein, als wären es die Atemzüge, die sie vor wenig Stunden berauscht hatten. Ihr ganzes Wesen war in Aufruhr.

Der Morgen graute. Was ist das? Zwischen den Rosen ein weißer Schimmer. Ein zerdrücktes Blatt. Wie ihre Finger zitterten, indem sie es glätteten! Wie ihre Augen funkelten beim Anblick der hastigen und so kühnen Züge.

„Du denkst mir zu entfliehen? Törichtes Kind! Weißt Du denn nicht, daß Du mich liebst, wie ich Dich? Weißt Du denn nicht, was lieben heißt? Mein bist Du, mein! Lebe ich oder sterbe ich, mein! Keine Pflicht, kein Schwur, keine Erden- oder Himmelsmacht kann Dich mir entwinden.“

Am Mittagstisch brachte Fräulein von Schweinchen, merklich beflissen, die Gerüchte zum Vortrag, die sie auf ihren Morgengängen eingeheimst hatte. Leutnant von Hohenwart hatte plötzlich seinen Abschied gefordert, bis zu dessen Eintreffen Urlaub erhalten und in der Nacht die Stadt verlassen. Man sprach allgemein von einem bevorstehenden Duell mit einem Kameraden, in Folge von Beleidigungen am Spieltisch; das soundsoviellste des übermütigen Patrons. Bei Heller und Pfennig nannte man seine Schuldenlast, rekapitulierte die rücksichtslosen Liebesabenteuer, die Überschreitungen jeglicher Art, welche den Tollkopf schon von Regiment zu Regiment getrieben und schließlich, seiner militärischen Tüchtigkeit zum Trost, seine Stellung unhaltbar gemacht hatten. Die sich einsichtiger Dünkenden, und das alte Fräulein gehörte zu ihnen, erklärten, wie es in Zeiten langen Friedens, gleich der, in welche diese Ereignisse fielen, die Tagesordnung ist, die gefährvollen Anomalien eines Berufes, der, auf der einen Seite sflavisch bindend, auf der anderen zügellos, Eitelkeit, Vorurteile, einen barbarischen Ehrbegriff hegend und pflegend, Generationen hindurch ein tatlos zuwartendes Scheinleben führt. Man zählte die Opfer auf, welche diese widerspruchsvolle Einrichtung schon gefordert hatte und noch forderte.

Derlei Zuträgereien, auch von anderer Seite – nur nicht von der ihres Verlobten –, umschwirrten Blankas Ohr. Sie wandelte wie in einem wüsten Traum. Dazwischen das Bewußtsein ihres heimlichen Begegnens, des versagten Lebens, die Todesqual um sein bedrohtes Leben. In jeder unbeobachteten Minute überließ sie sein glühendes Abschiedswort und barg es dann wieder auf ihrem Herzen, gleich

einem Talisman, der ihn zu feien und sie zu befreien vermöge. Manchmal erschraf sie vor sich selbst, wenn sie die eigenen Lippen flüstern hörte: „Im Leben und Sterben mein!“

Endlich, nach einer Woche stummer Höllepein, verbreitete sich die Kunde über den Ausgang des Duells. Beide Gegner waren verwundet, keiner lebensgefährlich, wie es hieß. Herr von Hohenwart, der unfehlbare Schütze, sollte seinen Beleidiger großmütig geschont haben, indem er ihm das Pistol aus der Hand feuerte und die letztere nur leicht dabei streifte. Sein eigener Arm war zerschmettert.

In einer Ortschaft jenseits der Grenze wartete er, nebst seiner Heilung, den Spruch des Kriegsgerichts ab. Dieser wurde als der mildeste vorausgesetzt und auf vollständige allerhöchste Begnadigung gewärtigt, da der Ehrenrat zu dem Zweikampf seine Zustimmung gegeben hatte, Herr von Hohenwart der Beleidigte und der Ausgang kein tödlicher war. In plötzlichem Umschlag verwandelte der geschmähte leichtfertige Damenheld sich zum chevalier sans peur et sans reproche, — eine Woche lang oder zwei, um dann allgemein vergessen zu werden.

Blankes Gemüthszustand in den Wochen, die zwischen diesem Ereignis und dem festgesetzten Hochzeitstage lagen, glich dem Wanken und Schwanken eines leeren Schiffs. Wohl sah sie jetzt ihre äußere wie innere Lage in deutlichem, ja häufig in grellestem Licht. Sie wußte, was eines Mannes Weib sein bedeute. Neigung, Ehre und Gewissen drängten sie zu einem aufrichtigen Wort, zu einer befreienden That. Aber wie das eine aussprechen, die andere durchführen? Arm, hilflos, freundlos, wie sie war, ohne ein Erinnerungszeichen von dem einzigen Menschen, für den und mit dem sie standhaft das Äußerste zu tun und zu

leiden sich fähig gefühlt haben würde. Wer hätte ihr helfen können, als er? Zu wem hätte sie flüchten können, als zu ihm? Zu ihm? Liebte er sie denn noch? Hatte er nicht auch mit ihr bloß sein Spiel getrieben? Nein, nein, nein! Aber hatte sie ihn nicht von sich gewiesen, ihn herzlos gekränkt? Wohin hatten Irrung und Schicksal ihn gescheucht? Nirgends ein Halt. Die Mutter im Grabe, der Geliebte verschollen. Die Zeit rollte vorwärts. Die Unglückliche fand keinen Abschluß.

Und der liebevolle Hollunder? O gewiß, er spürte ihren Kampf, spürte ihn an dem jähen Wechsel ihrer Stimmungen, dem unwilligen Ablehnen jetzt, der reumütigen Dankbarkeit dann. Oftmals stieg wohl die Ahnung in ihm auf, daß sie ihm nicht in gleichem Sinne angehöre, wie er ihr. Aber er war ein Neuling in den Erfahrungen des Herzens, ein gläubiger Neuling; immer wieder siegten Liebe, Vertrauen und vor allem ein mitleidsvolles Weh über seine Zweifel. Immer wieder fand er den Grund ihrer Schwankungen in der stolzen Scheu eines jungfräulichen Gemüths, die er von seinen Dichtern auf Treu und Glauben annahm, in dem Bangen des Verwaistfühlens und unüberwundenem, kindlichem Schmerz, den er im eigensten Herzensgrunde verstand, und so endete er regelmäßig damit, die Anzeichen der Schwachheit als neue Reize der Geliebten zu verehren und sie sich selbst zu einem Sporn der Umbildung, ihren Neigungen gemäß, werden zu lassen.

„Seine Nachgiebigkeit verdirbt alles,“ seufzte Fräulein von Schweinchen. „Keine Frau schätzt einen Mann, der selbst mit ihren Unarten einverstanden ist.“

So nahte der Johannistag. Der aufgeklärte Hollunder verachtete jeglichen Aberglauben; aber er suchte und liebte

Bedeutungen. Wie hätte er das segenspendende Täuferfest nicht zu dem der beseligendsten Weihe erwählen sollen? Der Trauer halber durfte die Feier nur in äußerster Stille begangen werden, deshalb hatte man sie, auf Blankas Verlangen bis zur Abendstunde verschoben. Ein halber Tag Aufschub dünkte ihr Gewinn. Hollunders Vorschlag einer Hochzeitreise war von ihr mit Heftigkeit abgelehnt worden. Sie könne sich nicht aus der Nähe des mütterlichen Grabes entfernen, redete sie anderen und vielleicht sich selbst ein. In Wahrheit grauste ihr vor dem Alleinsein mit dem fremden Manne in einer fremden Umgebung. Dahingegen schien ihr zuzusagen, die Sommermonate nicht in dem großen, geräuschvollen Stadthause, sondern ländlich still in Hollunders kleiner Gartenvilla vor dem Tore zu verbringen. Er hatte sie einladend traulich herrichten und schmücken lassen. Die Zimmer blickten auf eine Blumenterrasse, von welcher parkartige Anlagen sich zum Flusse absenkten. Da auf dessen jenseitigem Ufer neuerdings der Bahnhof errichtet war, mangelte es inmitten des Stillebens nicht an einem zerstreuenenden Wechsel.

In dieses rosenblühende Heim gedachte Phosphorus Hollunder unmittelbar nach vollbrachter Zeremonie seine Gattin zu führen und hier fern von allem wirtschaftlichen oder geschäftlichen Treiben die seligste Lebenszeit zu genießen. Die Beköstigung sollte aus dem Stadthause bezogen werden; nur ein junges Mädchen zu Blankas persönlichem Dienst gegenwärtig sein.

*

Als mit dem siebenten Glockenschlag des Johannisabends Phosphorus Hollunder das Horneck'sche Wohnzimmer betrat, seine Verlobte zur Trauung abzuholen, war

er peinlich betroffen, sie statt in dem bräutlich weißen Gewande, das er unter Fräulein von Schweinchens Anleitung für sie erwählt hatte, im Trauerkleide von schwarzer Seide zu finden. Die Tante äußerte sich entrüstet wie noch nie über diesen Schein eigensinniger Bevorzugung des Todes vor dem neuen Leben. Sei man auch aufgeklärt genug, um das in bürgerlichen Kreisen gang und gäbe Vorurteil gegen die Farbe der Trauer bei festlichen Gelegenheiten unhaltbar zu finden, da Männer ja immer und Frauen der niederen Stände meistens in schwarzem Anzug vor Altar und Taufstein träten, so müßte in vorliegendem Falle diese Wahl für eine unentschuldbare Taktlosigkeit und Undankbarkeit erklärt werden.

„Mit wie viel Mühe und Not“, so schalt sie, „habe ich es auch nur dahin gebracht, durch Kranz und Schleier, wie durch das Entblößen von Hals und Armen der Erscheinung ein einigermaßen festliches Ansehen zu geben!“

„Lassen Sie unsere liebe Blanka, ihrem Sinne gemäß, gewähren, beste Tante,“ fiel Hollunder ihr in das Wort. „Ihr Gefühl, nicht das unsere ist es, das geschont werden muß.“

Blanka empfand in dieser Minute die zarte Liebe dieses Mannes wie einen stechenden Schmerz. Der Vorwurf brannte sie, wie wenig sie solcher Hingebung würdig sei, wie sehr er ein wärmeres, bereitwilligeres Gemüt verdiene. Sie hätte noch im äußersten Moment ihn vor einem schweren Irrtum, sich selbst vor schwerem Betrüge wahren, hätte sagen mögen: „Ich liebe dich nicht.“ Aber auch in diesem letzten Moment war ihr Pflichtbewußtsein verworren, ihr Wille schwach. „Ich kann nicht anders. Komme, was mag!“ dachte sie und ließ sich stumm wie ein Opferlamm zum Wagen führen, den sie mit ihrer Verwandten teilte.

Der Bräutigam fuhr voran und empfing sie am Eingang der Kirche.

Der Platz vor dieser, das Schiff bis zum abgesperrten Altarraum waren Kopf bei Kopf gefüllt. Denn so unscheinbar die Zeremonie angeordnet war, wer hätte sich das Zusammengeben des reichsten Bürgers der Stadt mit deren schönstem Kinde entgehen lassen mögen? Das abendliche Halbdunkel, der düstere Anzug der Braut, ihre Leichenblässe und steinerne Gleichgültigkeit machten schon beim Vorschritt das bänglichste Aufsehen. Blanka erhob den Blick nicht vom Boden. Sicherlich unterschied sie keines der sie umdrängenden, altbekannten Gesichter, bemerkte sie wohl nicht einmal. Warum überrieselte sie denn plötzlich ein Schauer, als sie an dem im tiefsten Schatten liegenden Kanzelpfeiler vorüberschritt? Wer war die hohe, dunkle Gestalt, die, an den Pfeiler gelehnt, ihre Schulter streifte? Hatte ein Laut, ein Hauch ihr Ohr berührt? Oder welchen Spuk trieb ihre Phantasie? Ihre Füße schwankten; halb bewußtlos sank sie auf ihren Sessel im Angesicht des Altars und erholte sich nur notdürftig, während vom Chor das Hochzeitlied erschallte:

„Du bist der Stifter unserer Freuden, Herr, der du Mann und Weib erschuffst.“

Phosphorus Hollunders bindendes Gelübde drang hell und freudig aus seinem Herzen in die der Hörer. Blankas Ja hat selbst ihr Verlobter nicht vernommen. Als der Priester den Trauring an ihren Finger stecken wollte, zitterte ihre Hand so konvulsivisch, sank dann so schlaff an ihrem Körper herab, daß der Reif zu Boden rollte. Hollunder bückte sich nun, ihn aufzusuchen. Vergeblich. Rasch gefaßt, streifte er einen kostbaren Diamantring von seiner

Rechten, ihn gegen den verlorenen auszutauschen. Aber es war nicht das vorbestimmte Symbol der Treue. Durch die Menge lief ein ahnungsvolles Gemurmel. Nur der glückselige Bräutigam und die totenstarre Braut blieben von dem unheilvollen Omen unberührt.

Mit stolzer Siegermiene führte Phosphorus Hollunder sein angetrautes Weib, sein Eigentum vor Gott und der Welt durch das nunmehr völlig im Dunkel liegende Kirchenschiff. Er führte? – nein, er zog, er trug sie nahezu, denn ihre Füße schienen im Boden zu wurzeln. Als sie in die Nähe der Kanzel kamen, staute die zum Ausgang drängende Menge sich derartig, daß das Paar einen Moment innehalten mußte. Wiederum, krampfhafter noch als vorhin, bebte und schauderte die junge Frau. Kalter Schweiß perlte auf ihrer Stirn; die Zähne schlugen im Fieberfrost aneinander. Wie in Todesängsten hob sie einen Moment die Lider in die Höhe; in dem nächsten zuckte sie, wie vom Blitz getroffen, zusammen, ballte, als ob sie einen Gegenstand berage, die herabhängende rechte Hand gegen die Brust und sank besinnungslos in ihres Gatten Arme. Er trug sie in den Wagen; die Tante folgte im zweiten.

Im enggeschlossenen Raume allein mit dem Gegenstande seiner höchsten Wonne, das schöne leblose Weib in seinen Armen, vergaß der geängstigte Glückliche alle bisherige Zurückhaltung. Er umklammerte sie, preßte seine Lippen auf die ihren, erweckte mit den süßesten Schmeichelnamen sie zu einem schauernden Bewußtwerden des Daseins.

Angekommen vor ihrem neuen Heim, das blumengeschmückt im Kerzenlicht strahlte, floh sie, wie ein gejagtes Reh, die Rampe hinan nach ihrem Zimmer. Als nach ein paar Minuten die Tante dieses betrat, stand

sie vor der Lampe, einen verglimmenden Papierfächer in der Hand.

„Was tust du, Kind?“ fragte das Fräulein.

Blanka gab keine Antwort. Sie fiel wie vernichtet auf das Sofa, das Gesicht in die Hände vergraben, und hörte wohl kaum, wie die treue Freundin, zurendend, ermunternd, anpreisend sie auf die Anmut der Umgebung aufmerksam machte.

„In Wahrheit, eine Hütte der Liebe!“ rief das alte Fräulein mit einem Seufzer halb der Wehmut, halb des Entzückens.

Die Glastüren nach der Terrasse standen geöffnet; Rosen- und Drangendüfte drangen sanft berauschend in das Zimmer. Es war ein schwüler Mittsommerabend; zur Nacht drohte ein Gewitter. Schattenartig zog Wolke um Wolke über die noch schmale Sichel des Mondes, über die einzeln am Horizonte bläulich aufsteigenden Sterne; in der Ferne plätscherte, rasch bewegt, der Fluß.

„O, du gesegnete, heilige Täufernacht!“ flüsterte das alte Fräulein mit gefalteten Händen.

Die junge Frau hatte keinen Blick, keinen Laut des Verständnisses, kein Segen erflehendes Gebet. Regungslos ließ sie sich Kranz und Schleier abnehmen, das übliche Frauenhäubchen aufsetzen. Als die Tante dann aber fragte, ob sie ihr die Jungfer zum Umkleiden schicken sollte, wehrte sie es ab mit einer Gebärde des Entsetzens.

Das alte Fräulein ahnete die Schauer eines jungfräulichen Gemüths, die zu erfahren das Schicksal ihr nicht gegönnt hatte, ahnete das Bedürfnis des Sammelns vor Gott im wichtigsten Augenblicke eines Frauenlebens.

„Ach, mein Kind,“ sagte sie, feuchten Auges, „versenke dich nur recht innig in das Bewußtsein, mit deinem eigensten Wesen einen guten Menschen durch und durch zu beglücken. Jedes andere Loos ist kümmerlicher Nothelf für eine Frau. Glaube es deiner alten Verwandten, und Gott wird dich segnen.“

Ach, warum vermied sie aus Schonung hinzuzusetzen: „und deine Mutter im Himmel“? Vielleicht, daß diese Mahnung Herz und Schicksal einer Unglücklichen zum Glück gewendet hätte – vielleicht! Sie küßte recht inbrünstig des jungen Weibes Stirn und ging dann hinüber in Hollunders Zimmer.

„Gönnen Sie ihr eine kleine Pause der Sammlung, werter Freund,“ stammelte sie, kraft ihrer heutigen Mutterrolle, aber errötend und mit niedergeschlagenen Augen.

Phosphorus Hollunder errötete gleichfalls und schlug gleichfalls die Augen nieder. Er küßte der verehrten Tante die Hand und reichte ihr den Arm, sie zum Wagen zu führen.

Durch ein Mißverständnis hatte der Wagen sich zugleich mit der Hochzeitskutsche entfernt; ein männlicher Diensthote war nicht anwesend, die Jungfer voraussichtlich mit ihrer Herrin beschäftigt und Phosphorus Hollunder zu sehr Gentleman, als daß er einer Dame gestattet hätte, von seiner Schwelle aus einen nächtlichen Heimgang sonder Geleit anzutreten. Das alte Fräulein aber, wenn schon die verkörperte Bescheidenheit und, an einsame Abendwege mit Laternchen und Hauschlüssel gewöhnt, sich durchaus keines Schutzes bedürftig fühlend, nahm nach einigem Sträuben diesen selten erlebten Ritterdienst an, im Hinblick auf die Viertelstunde Freiheit,

welche der aufgeregten jungen Frau durch ihn gewährt werde.

So führte denn Herr Hollunder Fräulein von Schweinschen bedächtig nach ihrer ziemlich abgelegenen Wohnung, um alsbald geflügelten Schrittes in die seine zurückzuführen. Die Pause der Sammlung hatte überlange für seine Ungeduld gewährt.

Er klopft an der Geliebten Thür, anfänglich schüchtern, dann hinlänglich vernehmbar. Kein Herein. Er wagt zu klinken. Die Thür ist von innen verriegelt. Bescheiden geht er in sein Zimmer zurück, etliche Male auf und nieder, dann von neuem hinüber, seine Einlaßversuche wiederholend. Vergeblich. Er ruft leise ihren Namen. Keine Antwort. Läuter und immer lauter. Alles still.

„Sie wird auf der Terrasse sein, der Abend ist so zauberisch,“ denkt er und eilt durch den Hof in den Garten. Die Glastür nach Blankas Zimmer steht offen; da er die Ersehnte im Freien nicht erspäht, tritt er ein. Die Lampe brennt. Blanka ist nicht da. Er klopft an die Thür des Schlafzimmers, öffnet leise – auch hier ist sie nicht.

Ein banges Ahnen beschleicht ihn. Doch sein Glaube ist noch tapfer; er wehrt es ab. „Sie wird hinab in die Anlagen gegangen sein,“ beruhigt er sich und folgt ihr, nach allen Seitenpfaden spähend und lauschend, die Mittelallee entlang bis zum Ufer. Da liegt die Gondel, in welcher er geträumt hatte, sich an wonnigen Sommerabenden mit der Geliebten zu schaukeln. Dort wiegen sich ein paar Schwäne, die er aus dem Ei hatte heranwachsen sehen und an deren Familientreue er sich oftmals, wie an einem Vorbilde, erbaut. Von seiner Gattin nirgend eine Spur.

Aber hört er nicht ein Flüstern, spürt ein Bewegen, ein Sichregen, fühlt er nicht Menschennähe? Täuschung! Es ist das Röhricht, das im Windeshauche rauscht – ein Nachtvogel – ein springender Fisch. Er ruft Blankas Namen nach allen Richtungen. Kein Gegenlaut!

Mit stockendem Atem fliegt er in ihr Zimmer zurück. Ob sie in die Mansarde gestiegen ist, die Dienerin zu rufen? Unmöglich! Die Tür ist ja von innen verriegelt. Tödliche Angst durchzittert ihn. Seine Augen irren rings im Zimmer umher; nichts ist verändert. Auf dem Tische liegen Kranz und Schleier, so wie die Tante sie abgenommen, am Boden der Strauß von Orangeblüten, den sie während der Trauung getragen.

Aber halt! Dort auf dem Schreibtisch – eine Unordnung, wie die Hast sie bewirkt, – ein blißender Gegenstand – der Diamantring, den er, statt des verlorenen, an ihren Schwurfinger gesteckt – daneben ein Blatt; ihre Züge, kaum leserlich hingeworfen – die Tinte in der Feder noch feucht. – Zwei Zeilen!

„Ich verlasse Sie, ehe ich Sie elend mache. Denn ich liebe Sie nicht. Ich – ich kann Ihnen nicht angehören!“

„Sie ist tot!“ schreit er auf und stürzt überwältigt zu Boden. Aber nur einen einzigen entsetzlichen Augenblick. Im nächsten ist er wieder Herr seiner selbst, erkennt er mit dem Lichtblick der Liebe und der Verzweiflung die wirkliche Lage und was sie gebot. In diesem Moment der Hellsicht wurde der weichmütige Hollunder zum Mann.

Sie lebt, sie ist entflohen und nicht allein entflohen. Er weiß, er kennt den Verführer. Aber noch kann er ihn erreichen, dem Räuber seine Beute entreißen. Nicht mehr, um sie zu besitzen, nur sie zu retten vor Elend und Schmach.

Die letzten Bahnzüge nach Nord und Süd kreuzen sich in dieser Stunde. Einer von ihnen ist der, mit welchem sie fliehen. Er muß ihnen nach. Auf dem Wege über die Brücke käme er zu spät. Der Kahn muß ihn an das andere Ufer tragen, auf dem der Bahnhof liegt.

Raum den Gedanken ausgedacht, steht er am Ufer. Die Gondel ist verschwunden. Ein ferner Ruderschlag dringt an sein Ohr; der Mond, hinter einer Wolke hervortretend, beleuchtet zwei jenseits landende Gestalten; das leere Fahrzeug treibt stromab. Auf dem Bahnhof läuten die Signale.

Ohne Wahl stürzt der Unglückliche in den Fluß, um schwimmend das andere Ufer zu erreichen. In festen Kleidern ist es ein harter Kampf; allein die Leidenschaft stählt jede Faser. Er setzt den Fuß an das Land in dem Augenblick, als ein schriller Pfiff den Abgang des letzten Zuges verkündet. Zrieselnd, keuchend stürmt er mit letzter Kraft die Rampe hinan, erreicht er den Perron. Schon ist das Signal auch für den entgegengesetzten Zug gegeben; zwei, drei Wagen hat er in Todesspannung durchspäht. Eine lange Reihe steht noch vor ihm, — da, wiederum der herzsprenkende Pfiff. „Halt! Halt!“ schreit er mit den Gebärden eines Rasenden. Der unglückliche Mann bricht leblos zusammen.

Man trägt ihn in den Wartesaal. Der wohlbekannte Bürger an seinem Hochzeitsabend, in seinem Hochzeitskleid, wassertriefend, im Begriffe zu fliehen, von einer Ohnmacht befallen — wer vermag das Rätsel zu lösen, wenn dieses nicht der Wahnsinn ist? Er wird umgekleidet vorsichtig auf einer Bahre in das bräutlich geschmückte Sommerhaus getragen. Ein Bahnbeamter, der vorausseilt, die junge Frau auf das Schrecknis vorzubee-

reiten, verwundert sich, sie nirgend zu finden. Die Dienerin ist in der Mansarde eingeschlafen und weiß keine Auskunft zu geben. Unterdessen bringt man den Kranken und legt ihn in das hochzeitliche Bett. Er schlägt die Augen auf, gibt aber kein Zeichen der Besinnung. Die Ärzte der Stadt sammeln sich zu Rat und Hülfe um das Lager; die Bewohner des städtischen Hauses eilen herbei; die treue Justine, Fräulein von Schweinchen blickten händerringend auf das Entsetzliche, ohne es deuten zu können. So spät schon der Abend, verbreitet sich gleich einem Lauffeuer von Haus zu Haus die Kunde: Phosphorus Hollunder ist kaum eine Stunde nach seiner Trauung irrsinnig geworden, – seine Frau verschwunden.

Mit dem grauen Morgen dämmert auch ein Schimmer der Wahrheit, um im Laufe des Tages, für die Nächststehenden mindestens, deutliche Gestalt anzunehmen. Mehr als einer will am gestrigen Spätnachmittage Herrn von Hohenwart in dunkeln Zivilleidern auf der Straße, ja selbst in der Kirche gesehen haben. Sogar am Bahnhofe soll bei einbrechender Nacht eine hohe Gestalt, die der seinigen gleichen konnte, mit einer tiefverschleierten Dame am Arm bemerkt worden sein. Die Richtung, welche das Paar genommen, war nicht zu erkunden.

Mit den Mittagzügen eilten Fräulein von Schweinchen nordwärts, ein Freund Hollunders gen Süden den Fliehenden nach. Ohne Spur und Kunde von ihnen kehrten sie zurück, sich traurig eingestehend: Was hätte die gelungene Entdeckung dem unglücklichen Freunde genutzt, oder was seiner unglücklicheren Frau? In der Stadt hatte man seitdem erfahren, daß die Untersuchung gegen Herrn von Hohenwart niedergeschlagen, sein Abschiedsgesuch geneh-

migt worden, auch durch den Tod eines Verwandten ihm ein bescheidenes Erbe zugefallen sei.

Phosphorus Hollunder lag währenddessen im Kase- stadium des Fiebers, an der äußersten Marke des Lebens. Wochenlang träumte er von Blut, schäumte von Rache, schrie wütend nach dem Leben seines Beleidigers, dem Mörder seines Glücks und seiner Ehre.

*

Als aber Phosphorus Hollunder mit ausgetobtem Blut sich von dieser schweren Niederlage erhob, da war er ein anderer als in seinen glücklichen Jugendtagen; da war er der, zu welchem eine gütige Natur ihn bestimmt, die herbste Erfahrung ihn gezeitigt hatte; ein Mann, ein Mensch so lauter und fest, wie sie nur einzeln und selten uns begegnen zu unserem Troste und zu unserem Heil. So wie jene treffliche Frau es vorausgesagt, hatte ein reinigendes Bad die kindischen Farben von einem edlen Gebilde gespült und seine Schönheit offenbar gemacht. Der Täufer hatte ihn getauft mit seiner stärksten Essenz – dem Schmerz.

Als er an einem klaren Oktobertage zum ersten Male gebeugt und bleich über die Terrasse schlich, die er so prangend für die Geliebte geschmückt hatte und deren Rosen jetzt verduftet waren, als alle holden Hoffnungen dieses Jahres, alle Bitternis, die Fieberwut der Rache noch einmal an seiner Erinnerung vorüberzogen, noch einmal die Hand sich krampfhaft ballte, da sagte er nach einem langen Blick in die Sonne, die wie ein Gottesauge groß und mild auf ihn niederschaute:

„Auch das Rohr des Schwachen trifft dann und wann sein Ziel. Soll ich ihn töten? Mich von ihm töten lassen, weil das Leben keinen Reiz mehr für mich hat? So oder

so, sie noch elender machen, als sie vielleicht schon ist, oder unfehlbar werden wird. Mein! Die rettende Tat kam zu spät; die rächende ist nicht mein Theil; denn ich habe sie geliebt, und war es ihre Schuld, daß sie mich nicht lieben konnte?"

An dem nämlichen Tage reichte er die Scheidungsklage ein, welche sein Weib von nicht einer Stunde berechtigte, das eines anderen zu werden.

Es gibt eine Gefährtin, treuer als das Glück, hilfreicher als die Liebe selbst, das ist die Mühe. Unser Freund, der bisher mit dem Leben gespielt hatte wie ein Kind, nun suchte er sie, die sich allezeit gern finden läßt, und sie machte ihn zum Mann. Er verließ auf Jahre unsere Stadt, nicht wie früherhin, um zwischen Natur- und halbverstandenen Kunstgenüssen umherzuschwärmen, nein, um zu lernen. Er arbeitete in den Laboratorien bewährter Meister, anfänglich vielleicht nur, um sich zu betäuben, allgemach indes angezogen und gebannt durch den Magnet, der in jeglicher Forschung ruht. Scheidend und verbindend prüfte er Bekanntes und gewann Unbekanntes; heimgekehrt, verwertete er praktisch, was er theoretisch erworben. Er legte die ersten chemischen Fabriken in unserer Gegend an, beförderte deren Wohlstand und seinen eigenen. Die Entdeckung und industrielle Ausbeutung unserer Kohlenlager ist wesentlich sein Werk.

Phosphorus Hollunder wurde nicht wieder Vortänzer der Gesellschaft, sang in Konzerten keine Liebeslieder mehr, dilettierte nicht mehr in Heldenrollen mit überflüssigen Gebärden vor einem lächelnden Publikum; er machte keine Verse mehr mit allbekannten Reimen und sprach im Literarischen Verein, den er begründet, nicht mehr Aufgelesenes,

das er nur halb verstand, sondern wenn er sprach, war es Erkanntes über Gegenstände seines Fachs. Indem er das Notwendige sich vorsetzte, fiel ihm das Nützliche zu, und das Schöne entging ihm selten. Überhaupt aber sprach er nur noch wenig. Auch in der Feurigen Kugel schweigt, so sagt man, der einstmal's beredsamste Mund. Aber die Angelegenheit des „königlichen Baues“, Humanität und christliche Bruderpflicht, die hat Phosphorus Hollunder auf das Panier seines Lebens geschrieben, bekennt sie öffentlich und übt sie ohne Ermüden.

Kurz vor seiner Verheirathung hatten seine Mitbürger ihn zum Stadtrat erwählt. Jetzt übernahm er freiwillig das Dezernat der Armenangelegenheiten und widmete sich demselben mit einer Ausdauer, welche eine völlig neue Ordnung in diese schwierigste aller kommunalen Aufgaben brachte und unsere Einrichtungen zum Muster werden ließ für die gesamte Provinz. Phosphorus Hollunder zeigte, was in einem mittleren Gemeinwesen ein einziger wohlgesinnter und wohlgestellter Bürger zu leisten vermag; wie er den Schlendrian verscheuchen, anregend auf die Lässigen wirken, durch sein Beispiel einen Wettstreit zum Besseren entzünden und sich mit allen Ständen verbinden kann, um das, was not tut, anzubahnen und durchzuführen.

„Wir steuern der Verarmung und ihren entsittlichenden Folgen nicht eher, als bis es den moralisch und materiell Vermögenden Gewissenssache wird, die moralisch und materiell Unvermögenden in ihren eigensten Pflichtenkreis, gleichsam in ihre Familienforge aufzunehmen. Kümmerte nur ein Mensch sich ernstlich und treu um ein paar fremde Menschen, ja, nur um einen einzigen, ein Haus um ein anderes, als gehöre es zu ihm, sie würden sich nicht über-

bürdet fühlen; der Not und Verwahrlosung aber würde weit gründlicher abgeholfen werden, als durch die Mehrzahl kraftzersplitternder Vereine, denen der Blick in das Einzelleben, das Verhältnis von Person zu Person entgeht.“

Nach diesem Grundsatz wirkte unser Freund. Er vertheilte den Mangel unter die Fülle, und sein Theil war der reichlichste. Die Liebe, die eine nicht beglücken, eine nicht erwidern konnte, sie ist zum Segen geworden für einen weiten Kreis. Ihr Hebel in einem guten Menschenherzen war das Leid. Würde die Freude gleiches gefördert, das Erbarmen gezeitigt haben, auf welchem im Ringen ums Dasein der Sieg des Menschlichen, die Blüte des Christentums beruht? „Um die Freude am Leben nicht ersterben zu lassen, müssen wir mit unseren Brüdern und für unsere Brüder leiden lernen,“ so sagt nicht, aber denkt Phosphorus Hollunder.

Er ist jetzt geehrt als Forscher, angesehen als praktischer Geschäftsmann, als Freund und Wohltäter geliebt. Er ist der würdige Vertreter unserer Stadt in der ersten gesetzgebenden Versammlung des Staates; sein Name gehört zu den geschäftigsten über jene Grenzen hinaus. Die kleine Adelspartikel vor demselben wird ihm nicht entgehen, insofern ihn danach gelüstet; einstweilen trägt er einen langen Titel und verschiedentliche Ordenszeichen. Sein Wohlstand mehrt sich von Jahr zu Jahr. Die jungen Fräuleins und ihre Mütter blicken einladend auf den jungen Mann, der eine Gattin verlor, bevor er sie besessen hatte.

In diesem einzigen Punkte jedoch scheint dem liebevollen Hollunder das Herz zu versagen. Er schätzt die Häuslichen, die Bescheidenen, auch die Gebildeten und sogar die im allgemeinen weniger Beliebten, die man charaktervoll oder

bedeutend nennt. Schön aber ist ihm nur eine einzige erschienen, und er hat sie niemals vergessen.

Niemals jedoch und gegen niemand hat er ihren Namen wieder genannt; es wäre denn etwa gegen Fräulein von Schweinchen, mit welcher er in freundschaftlicher Verbindung geblieben ist und welche seit seiner Heimkehr sogar das obere Stockwerk des Hauses zum Holunderbaum bewohnt. Die alte Dame gibt keine Sprach- und Musikstunden mehr; ihre Umstände müssen sich erheblich gebessert haben, in Folge eines Vermächtnisses, wie Herr Hollunder zu verstehen gibt. Man zerbrach sich umsonst lange Zeit den Kopf, von wem und woher, und munkelte dann mancherlei, was indes weder Herrn Hollunder noch auch der alten Dame zur Unehre gereichte. Auch jede Anspielung auf ihre Nichte beantwortet sie nur mit einem Seufzer und Schütteln des ergrauten Hauptes, wensichon man weiß, daß sie in Briefwechsel mit ihr steht und sogar Geldsendungen an sie abgehen läßt. Gott sei Dank, daß sie jetzt dazu imstande ist.

Denn das Schicksal der schönen Frau hat auf die Dauer ihrer Heimat nicht verborgen bleiben können. Sie hat ihre schwere Irrung schwer gebüßt, den Mangel an Mut bis zu jener Stunde, die aus der Schwachheit eine Sünde werden läßt. Kaum, daß der eheliche Segen zum zweiten Male über sie gesprochen, sind einem romantischen Traume an einem Alpensee, sind dem Rausche erster Leidenschaft Kämpfe gefolgt, in welchen zwar nicht die Liebe, aber der Frieden des Herzens erlag. Sie war nicht die Natur, deren Energie den unstillen Sinn eines Assur unter peinvollen Verhältnissen gebändiget hätte. Ohne Beruf, ohne die gewohnten Standesgenossen, sein kleines Erbe bald genug erschöpft, wie hätte der bis dahin rücksichtslos in das Leben Stür-

mende lernen sollen, an der Seite eines einfach zärtlichen Weibes sich häuslich zu beschränken, zu erwerben, im engsten Kreise heimisch zu werden? Nicht nur die Schwäche, auch die Scham mehrte gegen Ungebühr den Widerstand der Frau. Sie fühlte sich eine Last werden und durfte nicht klagen. Sie erntete, was sie gesäet.

Hierhin und dorthin schweifend, vieles ergreifend, nichts festhaltend, von unruhiger Langeweile gefoltert, von Gläubigern gedrängt, haben abenteuernder Sinn, Noth und soldatische Neigung ihn endlich in überseeische Kriegsdienste getrieben, in welchen sein Name bis heute verschollen ist.

Seine Gattin folgte ihm nicht. Ein starrer Körper, ein zartes Kind, gebrochenes Vertrauen, Scham und Gram hielten sie zurück. Aber der ewig geheimnisvolle Zug des Herzens begleitete den Schuldigen mit unsäglichem Sehnsucht und mit unsäglichem Weh.

Kraft und Schönheit welkten rasch; durch mühselige Handarbeit ihr und ihres Kindes Leben fristend, rang sie mit harten Entbehrungen, bis der Umschlag in Fräulein von Schweinchens Verhältnissen auch ihr zugute kam. Ein brieflicher Verkehr bahnte sich an zwischen der Reuigen und der Vergebenden; eine hülfreiche Hand ward geboten und durfte nicht zurückgewiesen werden. —

Mehr als ein Jahrzehnt war vergangen, als mitten in der Nacht der Geheime Kommerzienrat Hollunder mit seiner alten Freundin eine Reise nach den Alpen antrat. Sie fuhren ohne Unterbrechung Tag und Nacht; schweigend saßen sie einander gegenüber. Die Dame trocknete von Zeit zu Zeit ihre Tränen; ihr Begleiter blickte in tiefem Ernste vor sich nieder. Am zweiten Nachmittag

erreichten sie ihr Ziel. Die Dame ließ sich unverweilt nach einem ländlichen Hause führen, das einsam am See gelegen war. Nach einer langen, langen Stunde folgte ihr der Freund.

Als er die schmale Treppe zu dem Siebelstübchen in die Höhe stieg, bebten seine Kniee. Eine Thür stand geöffnet, um über den hölzernen Söller die Strahlen der untergehenden Sonne in das Zimmer bringen zu lassen. Auf der Schwelle war er wie gebannt. Dieses bleiche, von Harm und Not erschöpfte Weib, das todesmatt das Haupt an die Brust der mütterlichen Freundin lehnte, das war sein Weib, vor Gott und Menschen ihm zu eigen gegeben; dies schöne Kind, blauäugig und braunlockig wie die, an deren Kniee es sich schmiegt, es ist ihr Kind, aber nicht das seine. — Phosphorus Hollunder gedenkt der Zeit, da er die Mutter gekannt hat, nicht größer als jetzt ihre Tochter, und schon damals hat er sie geliebt und sich erkoren.

Das Auge der Kranken begegnet dem seinen; er rafft sich zusammen, tritt ihr ruhig und herzlich entgegen. Kein Blick zeigt einen Vorwurf; keine Miene seinen Jammer. Als aber jetzt die unglückliche Frau sich erhebt, ihm entgegenwankt, zu seinen Füßen niedergleitet und laut schluchzend seine Kniee umflammert, da hält er sich nicht länger, unter heißen Tränen zieht er sie vom Boden in die Höhe, drückt sie an seine Brust und hält sie lange umschlungen.

Wochen hindurch saß er nun als treuester Hüter an ihrem Sterbebette. Selbst ohne Hoffnung, suchte er Mut und Lebenshoffnung in ihr aufzuwecken, er rief die kundigsten Ärzte zu ihrer Hülfe herbei, sprach ihr von dem heilsamen Klima des Südens, von ihrer Tochter Erziehung

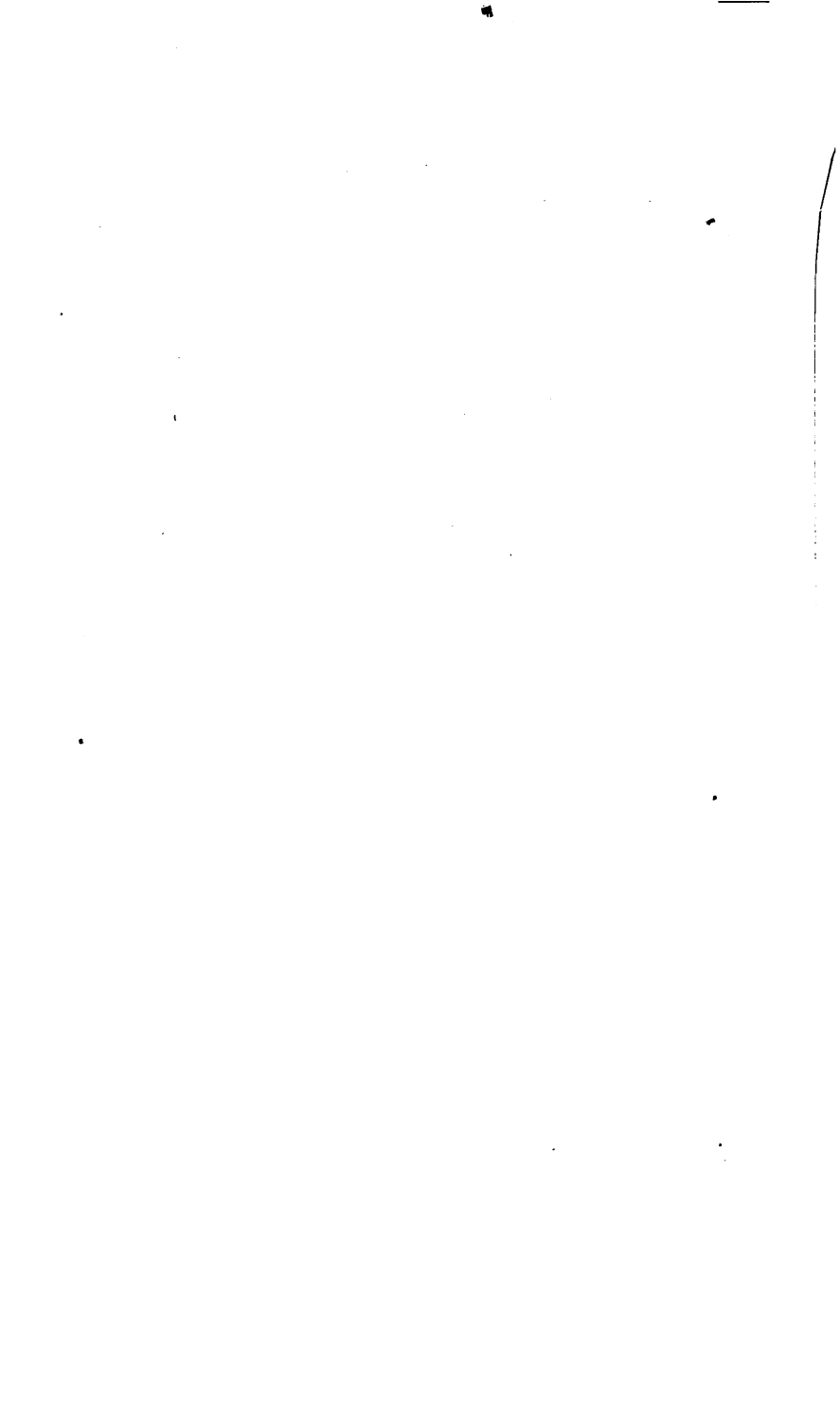
und Zukunft. Die Stimme der Kranken war gelähmt, aber ihre Augen ruhten fast unverwandt auf dem gütigen Manne, mit einem Ausdruck, der Phosphorus Hollunder noch in seiner Sterbestunde beglücken wird. Mehr als einmal führte sie seine in der ihren ruhende Hand an ihre Lippen und legte sie dann wie zum Segen auf ihres Kindes Haupt. Phosphorus Hollunder aber zog das liebe, schmiegsame Mädchen auf seine Kniee, in seine Arme, und sein stummer Händedruck sagte der Mutter, daß ihre Waise des Vaters nicht entbehren werde.

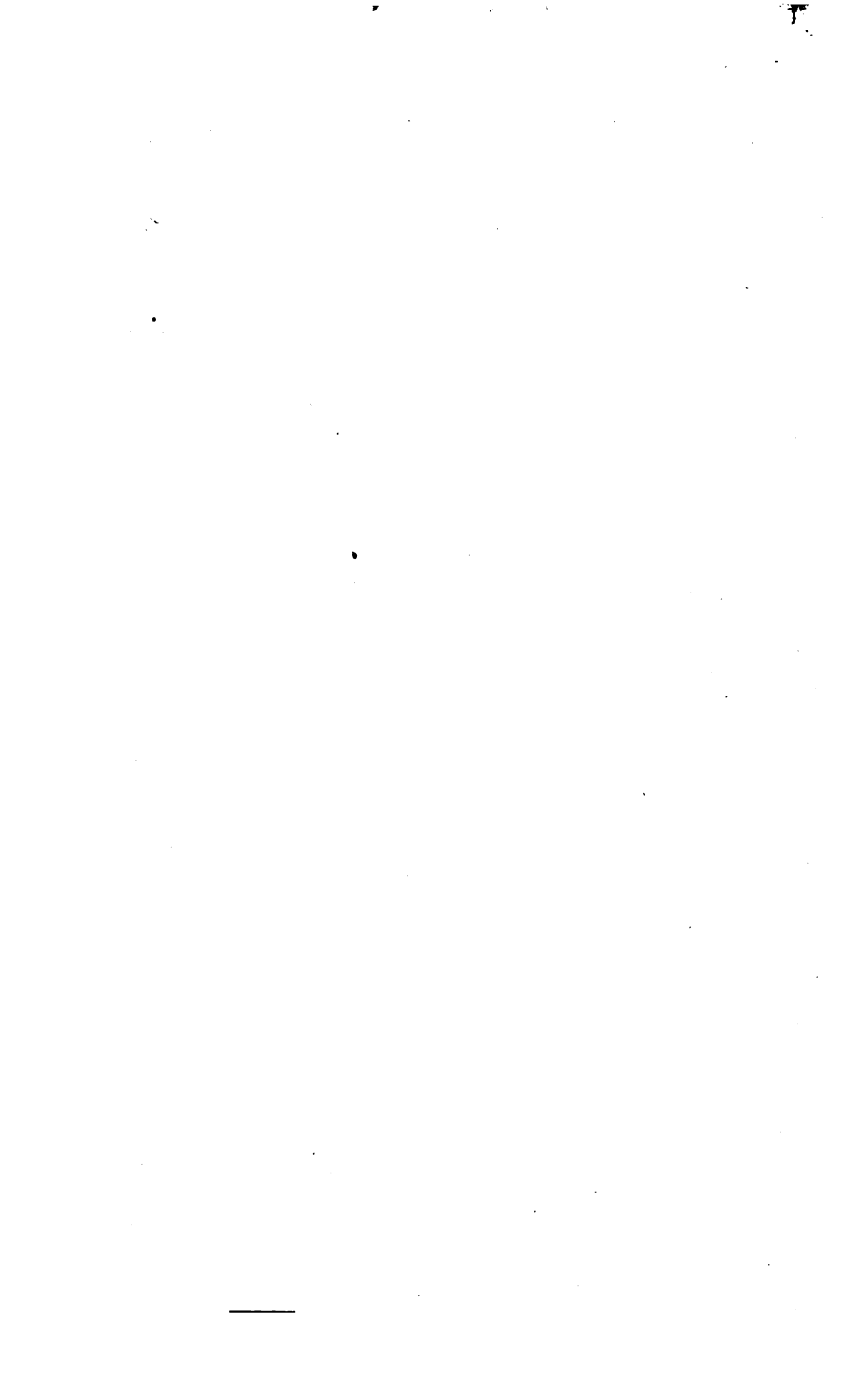
Als wieder der Morgen graute, wurde die stille Kranke unruhig, ihr Atem schwer; die Tante schlief in der Nebenkammer; Hollunder allein saß wachend neben der Sterbenden. Das Kind, eingeschlummert an ihrer Seite, fuhr ängstlich in die Höhe und barg den Kopf an der Mutter Brust. Blankes Augen schweiften unstät hin und wider, die Hände tasteten bald nach diesem, bald nach jenem Gegenstand. Die ersten Sonnenstrahlen fallen auf die Wand ihr gegenüber; ihr Blick haftet starr an dem Bilde, das an derselben hängt, die Arme greifen wie zum Umfassen danach aus. Der Freund versteht diesen Blick. Er zieht den Vorhang zurück, der das Bild seit seiner Ankunft verschleiert hat, und Affur von Hohenwarts Züge treten zum letzten Male vor das brechende Auge seiner Frau, zaubern den letzten Rosenschimmer auf ihre fahlen Wangen. Sinn und Kraft sind ihr zurückgekehrt; sie richtet sich jach in die Höhe, schlingt mit Leidenschaft die Arme um ihres Kindes Haupt, preßt es an sich und legt es dann an das Herz des treuesten Mannes.

„Dein, dein!“ ruft sie mit lauter Stimme; ihr Kopf sinkt zurück, sie ist tot.

Phosphorus allein stand an dem Grabe, in welches man Blanka von Hohenwart versenkte. Eine Stunde später war er mit ihrer Tochter und der alten Freundin auf dem Wege zur Heimat. Die kleine Blanka wird unter seinem Vaterschutz erzogen. Phosphorus Hollunder ist glücklich; er hat ein Wesen, für das er lebt und das an ihm hängt mit der Zärtlichkeit eines eignen Kindes und mit der schwärmerischen Dankbarkeit einer Waise.

Druck von Bernhard
Tauchnitz in Leipzig





58

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 01642 6481



